

Aus der Arbeit des Zentralinstituts für Jugendforschung zur Würdigung Walter Friedrichs anlässlich seines 60. Geburtstages im Oktober 1989

Forschungsbericht / research report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ). (1989). *Aus der Arbeit des Zentralinstituts für Jugendforschung zur Würdigung Walter Friedrichs anlässlich seines 60. Geburtstages im Oktober 1989*. Leipzig. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-405003>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

~~00/9916~~

00/1018

Aus der Arbeit des Zentralinstituts
für Jugendforschung zur Würdigung
Walter Friedrichs anlässlich seines
60. Geburtstages im Oktober 1989.

Leipzig: 717, 1989. - 108 S.

≠ 89/56

Diese Schrift sei unserem Direktor,

Professor Dr. habil. Walter Friedrich
zu seinem 60. Geburtstag

vom Kollektiv seiner Mitarbeiter aus dem Zentralinstitut für Jugendforschung als Ausdruck der Freundschaft, der Ehrerbietung, des Dankes und der Würdigung seines wissenschaftlichen Wirkens gewidmet.

Sie soll einen bunten Blumenstrauß symbolisieren, gestaltet in Form von Beiträgen aus verschiedenartigen Gebieten der Jugendforschung, wie der Sozialwissenschaften überhaupt. Die Autoren möchten mit ihren frei- und eigenwillig, sowie unabhängig voneinander geäußerten Überlegungen ihrem Direktor, Freund und Förderer in erster Linie Freude bereiten.

In der Vielgestaltigkeit der geäußerten Gedanken widerspiegeln sich sowohl die vom Jubilar empfangenen geistigen Inspirationen, als auch die individuelle Originalität in der weiteren denkerischen Verarbeitung unserer Problemwelt.

Insofern wollen die Gratulanten zugleich Anregungen spenden - erst-rangig dem Direktor, aber auch in gegenseitiger kollegialer Intention - was wohl im Interesse aller im Sinne wechselseitigen Gebens und Nehmens liegt.

Die Schrift soll einen Brauch fortführen, der mit der Veröffentlichung von Beiträgen anlässlich des fünfzigsten Geburtstages von Walter Friedrich begründet wurde.

Die Autoren und Gestalter hoffen, daß ihnen auch diesmal ein gutes Werk gelungen ist, das den Anspruch eines würdigen Geschenkes erfüllt.

Damit soll zugleich der gemeinschaftliche Anteil des gesamten Institutskollektivs betont werden, sowohl der Verfasser, als auch all jener, die zur Sinn- und Formgebung dieser Ehrengabe, zur Begründung und Beschaffung der ausgesprochenen Gedanken beigetragen haben.

Alle miteinander hoffen, daß dieses Büchlein Hirn und Herz unseres Geburtstagskindes angenehm berührt und die vielen guten Wünsche bekräftigt, die ihm aus dem gegebenen Anlaß zufließen.

Leipzig, am 5. Oktober 1989

Vorwort

Gustav-Wilhelm BÄTKE Die SIL - unsere Bemühungen um ihre entwicklungsbezogene Auswertung	3
Barbara BERTRAM Aspekte der geschlechtstypischen Arbeitsteilung	5
Wolfgang BRÜCK Zum Anliegen jugendkriminologischer Forschung	7
Jutta CHALUPESKY Das Frühlesen - Kennzeichen potentieller Hochbegabung?	11
Rudolf DENNHARDT Die Erfahrungen der Jugendlichen - ein wichtiger Faktor der politisch-ideologischen Bildung und Erziehung	13
Helm FELBNER/Bernd LINDNER Die halbe Wahrheit? Positionen zur Fotografie als Methode soziologischer Forschung	15
Evelyne FISCHER Zu einigen Bedingungen der Arbeits- und Leistungsmotivation junger Facharbeiter	19
Thomas GERICKE Stichwort: Umwelt - Ergebnisse einer Gruppendiskussion mit Landjugendlichen	21
Werner GERTH Nationale Bedingungen als Sozialisationsfaktoren	23
Annelie GLÄSSER/Johannes GLÄSSER Wissenschaft ohne Handeln - ich weiß nicht, ob es nicht mehr Ballast ist. (Ambrosius)	25
Cordula GÜNTHER Gedanken zur Bildwahrnehmung	27
Jochen HAHN Ist- und Sollbildvergleich ausgewählter Persönlichkeitsmerkmale im Selbstverständnis junger Künstler - Anmerkungen zu empirischen Ergebnissen bei DDR-Kunststudenten	29
Werner HENNIG/Burkhard KAPTAN/Ralf KUHNKE Zu theoretischen Orientierungen für empirische Analysen von Wertorientierungen der Persönlichkeit	31
Achim HOFFMANN Vom Wert des Spielens in der Bildung	36
Werner HOLZWEISSIG Jugend und Migration	38
Otmar KABAT vel JOB Ein Plädoyer für die psychologische Zwillingsforschung	40
Ute KARIG Psychologie der Wahrnehmung - Plädoyer für eine Forschungsrichtung	42
Leonhard KASEK Arbeit als Lebenswert	44
Sarina KEISER Die Familie als Faktor der politischen Sozialisation Jugendlicher	46
Irene KRAUSE Zu Problemen der Durchsetzung gleichberechtigter Partnerbeziehungen in jungen Ehen	48
Günter LANGE Gedanken zur weiteren Erforschung der politischen Sozialisation im Jugendalter	50
Beate LOCKER Partnerschaft und Kinder als Lebenswert - Gleichberechtigung in der Partnerschaft	52
Rolf LUDWIG Der Einfluß der Meßmodelle beim Einsatz multivariater statistischer Verfahren	54

Hartmut MITTAG Eine Beschreibung von Verfahren der schiefwinkligen Faktorrotation	56
Harry MÜLLER Über Wandlungen in den Lebenswünschen der Jugend	58
Margrit MÜLLER Über Dimensionen der Freizeit im Jugendalter	60
Arnold PINTHER Alleinstehende - Gedanken zu einem künftigen Thema	62
Käte POLIMER Wie spezifisch sind die Anlagen für Begabungsrichtungen innerhalb des intellektuellen Bereichs?	64
Monika REISSIG Bedingungen für den Alkoholmißbrauch Jugendlicher auf gesellschaft- licher Ebene	66
Manfred ROCHLITZ Fluch oder Segen (Soziale Komponenten der individuellen Motorisierung)	68
Günter ROSKI/Peter FÖRSTER Komplexe Analyse der Motivation des Sporttreibens in der Freizeit bei jungen Berufstätigen und Lehrlingen	70
Heinz SCHAUER Probleme der Alltagskultur von Studenten	74
Lutz SCHMIDT Zum Einfluß des elterlichen Verhaltens auf die intellektuelle Leistungsfähigkeit des Kindes	76
Marlies SCHMIDT Kritische Anmerkungen zur Auswertung zweier Subtests des Lei- stungsprüfsystems (L-P-S) von Horn	78
Jochen SCHREIBER Nachdenken über die Einheit der Generationen	80
Kerstin SCHREIER Die Bedeutung der Studentenfamilie für die Jugendforschung	82
Wilfried SCHUBARTH Gedanken zur historischen Bildung	84
Norbert SPITZKY Frauen als Neuerer	86
Kurt STARKE Gedanken zur Entwicklung der Jugendforschung	88
Hans-Jörg STIEHLER/Dieter WIEDEMANN Elemente einer sozialwissenschaftlichen Jugendtheorie für die neunziger Jahre	92
Heinz SÜSSE Landjugend und soziale Reproduktion des Dorfes und der Klasse der Genossenschaftsbauern	96
Annett SVAROVSKY Theoretische Betrachtungen zur Kreativität in der künstlerischen Tätigkeit	98
Gisela THIELE Exkurs Altersbesonderheiten	100
Gisela ULRICH Zur subjektiven Bedeutsamkeit der Freizeit bei jungen Werktätigen - einige empirische Befunde	102
Konrad WELER Wo endet der Nachwuchs?	104
Harald SCHMIDT "GESUNDHEIT (!) ... ist der größte Reichtum."	106

Die SIL - unsere Bemühungen um ihre entwicklungsbezogene Auswertung

An der Leistungsfähigkeit von Intervallstudien besteht kein Zweifel. "Sie gestatten allgemein ein tieferes Eindringen in die Bedingungen, Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung des Forschungsobjektes als einmalige Analysen, sie besitzen diesen gegenüber meist bedeutende potentielle Erkenntnisvorteile. Diese gilt es, dort wo es möglich ist, voll auszunutzen." (FRIEDRICH 1975, S. 604; vgl. 1971, S. 334 ff.)

Die immer bessere Nutzung der theoretischen und empirischen Potenzen von Intervallstudien bleibt eine ständige Aufgabe. Das bezieht sich vor allem auf die Möglichkeiten, Entwicklungsprozesse in ihren wechselseitigen Bedingungen festzuhalten und über diesen Weg letztlich zu Determinanten für die Persönlichkeitsentwicklung vorzustoßen.

In den letzten Jahren hat sich unser Institut immer stärker mit der leistungsorientierten Persönlichkeitsentwicklung junger Leute beschäftigt.

In diesen Kontext ordnet sich auch unsere Studenten-Intervallstudie Leistung (SIL) ein. Mit der SIL ergeben sich gute Möglichkeiten, Entwicklungsverläufe in ihrer gegenseitigen Verflechtung im Studium und mit Bezügen zum Davor und Danach zu untersuchen.

Wir gingen davon aus, daß die leistungsorientierte Persönlichkeitsentwicklung der Studenten ein langfristiges und komplex determiniertes Geschehen ist, das in den Gesamtprozeß der Persönlichkeitsentwicklung eingebettet ist. Der hier unterlegte marxistische Entwicklungsbegriff kennzeichnet Entwicklung als eine besondere Form der Veränderung materieller und ideeller Erscheinungen und beachtet gleichzeitig, daß sich die Entwicklung einzelner Erscheinungen niemals losgelöst von einer Vielzahl anderer vollzieht, sondern gerade aus ihrer Wechselwirkung entscheidende Antriebe für die Veränderung des jeweils betrachteten Sachverhalts entstehen. Diesem Entwicklungsbegriff liegt letztlich ein Tätigkeitskonzept zugrunde, d. h., innere und äußere Bedingungen werden als Determinanten für Persönlichkeitsentwicklung gefaßt, die jedoch erst indirekt über gegenständliche und geistige Tätigkeiten des Individuums entwicklungsrelevant werden (vgl. SCHREIBER/LANGE 1981, S. 20 ff.).

Wollen wir die Möglichkeiten der Intervallstudien immer besser ausnutzen und nicht bei der äußeren Beschreibung der Entwicklung einzelner Erscheinungen stehen bleiben, sondern auch Erklärungen und prognostische Aussagen liefern,

so darf aus der empirischen Analyse und ihrer theoretischen Verallgemeinerung keine der genannten Determinationsgrößen ausgeklammert werden (vgl. WELLER 1988, S. 8 ff.). Daher steht im Mittelpunkt der prozeßorientierten (um mit Peter FÖRSTER zu sprechen, vgl. 1987, S. 3) SIL-Auswertung der unter bestimmten Bedingungen tätige Student.

Die hier nur knapp dargestellten theoretischen Positionen haben vielfältige Konsequenzen für die empirische Untersuchung von Entwicklungsprozessen und ihre theoretische Einordnung und Bewertung.

Im folgenden sollen einige Wege zur entwicklungsbezogenen Auswertung der Studenten-Intervallstudie Leistung dargestellt werden.

1. Entwicklungsbezogene Auswertungsstrategien setzen vor allem eine theoriegeleitete systematische und sinnvolle Verdichtung von Daten voraus, das verlangt nicht zuletzt eine intensive Arbeit mit einzelnen Indikatoren bzw. -batterien. Jeder kennt das Problem, daß unsere Fragebögen oft Indikatoren enthalten, die in etwa inhaltlich das Gleiche abbilden. Sowohl für die künftige Entschlackung unserer Fragebögen als auch für den weiteren Auswertungsprozeß ist es notwendig, inhaltlich ähnliche Indikatoren in ihrer gegenseitigen Verflechtung zu untersuchen und charakteristische Profile zu erkennen und zu nutzen (vgl. FÖRSTER 1987, S. 22 ff.).

Die entwicklungs- bzw. prozeßbezogene Auswertung von Intervallstudien nutzt die bewährten datentechnischen Möglichkeiten unseres Instituts, wie sie seit Jahren mit STAMO (UHV), STABI (BHV), KOMA, Intervallkorrelationen, Faktorenanalysen, Pfadanalyse, KFA u. a. gegeben sind.

Bewährt haben sich zwei- und mehrdimensionale Typenbildungen. Als Beispiel sei hier unser Vorgehen der Bestimmung sozialstruktureller Herkunftsbedingungen angeführt: Im Ergebnis der Erkenntnis, daß isolierte Betrachtungen von Vater und Mutter und einzelner sozialstruktureller Merkmale (z. B. Bildung, Qualifikation, politische Organisiertheit, Leitungstätigkeit oder territorialer Wohnsitz) aufgrund charakteristischer Zusammenhänge zu beträchtlichen Verzerrungen und damit Fehlinterpretationen führen, wurden für Untersuchungen zum vermittelnden Einfluß sozialstruktureller Herkunftskonstellationen generell Typen erarbeitet, in denen beide Elternteile und vor allem die entscheidenden sozialstrukturellen Differenzierungsdeterminanten Qualifikation und politisches Engagement berücksichtigt wurden.

2. Mit der Auswertung von SIL D haben wir neben bewährten Auswertungsstrategien und auf ihrer Grundlage begonnen, Entwicklungstypen zu

erarbeiten. Wie Peter FÖRSTER, geht es uns darum, charakteristische Entwicklungstendenzen bei einem Merkmal mit Einzelindikatoren bzw. deren charakteristische Entwicklungstendenzen in Beziehung zu setzen und so zu erkunden, in welchem Zusammenhang charakteristische Verläufe der Entwicklung stehen und welche Abhängigkeitsrelationen bestehen (vgl. FÖRSTER 1987, S. 5 f.). Die von FÖRSTER dargestellten unreduzierten und reduzierten Prozeßkorrelationen werden in ähnlicher Weise mit unseren Entwicklungstypen angestrebt. In die Auswertungsprogramme von SIL D sind generell 28 unterschiedliche Entwicklungstypen für verschiedene Subjektpositionen und Studienbedingungen als auch für charakteristische Tätigkeiten eingegangen. Diese Entwicklungstypen wurden zum Teil auf der Basis von Intervallkorrelationen von zwei Untersuchungen als auch in reduzierter Form über drei und vier Befragungen gebildet. Unser traditionelles 6stufiges Antwortmodell vergrößerte einerseits die theoretischen Entwicklungsvarianten (36) im Vergleich zu einem 4stufigen, eröffnete aber gute Möglichkeiten, unterschiedliche Niveaustufen mit ihren Ab- und Zuflüssen zu beachten. Gerade solche unterschiedlichen Niveaustufen werden ja über die bekannten Intervalkoeffizienten (KOP, POP und NEP) nicht berücksichtigt. Auch eine zu schnelle vollständige Dichotomisierung ist u. E. mit zu vielen Informationsverlusten verbunden. Unsere Bemühungen gingen dahin, zumindest drei Niveaustufen (Plattformen), von denen bzw. auf die sich Entwicklungen beziehen, also progressive und regressive Veränderungen, zu erfassen.

In Abhängigkeit von solchen Entwicklungstypen können verallgemeinernd folgende Ergebnisse herausgestellt werden:

- a) Anhand der drei konstanten Niveaustufen ergeben sich meist klare Differenzierungen mit größerer Trennschärfe als bei Einzelindikatoren einer Erhebung. Ein konstant hohes Profil über mehrere Stappen ist mit stabilen positiven Häufigkeitsschüben bei anderen betrachteten Merkmalen verbunden, ebenso wie sich bei einem konstant niedrigen Niveau negative Häufigkeiten in verschiedenen Bereichen bündeln.
- b) Gleichzeitig wird deutlich, daß sich mit progressiven oder regressiven Entwicklungen eine spezifische Dynamik verbindet. Solche Veränderungen im Antwortverhalten der Studenten sind in der Regel nicht zufällig, sie fallen mit drastischen Veränderungen im System der Subjektpositionen, der objektiven Bedingungen und Tätigkeiten zusammen. Mit spezifischer Dynamik ist gemeint, daß z. B. bei einem regressiven Entwicklungsverlauf vom mittleren zum niedrigeren Niveau z. T. geringere Positionen

erreicht werden als bei konstant niedrigerem Niveau. Vor allem von positiv veränderten Subjektpositionen, verbesserten objektiven Bedingungen und realisierten Tätigkeiten (vor allem wissenschaftlich-produktiven) gehen enorme Wirkungen auf ein engagierteres Studium, auf die leistungsorientierte Persönlichkeitsentwicklung im Studium aus.

In einer kontinuierlichen Persönlichkeitsentwicklung in der Gesamttendenz - die sich in Einzelbereichen stets über die Einheit von Progress und Regress, von Kontinuität und Diskontinuität durchsetzt und individuelle Bezugssysteme benötigt - werden die Möglichkeiten zum Ausschöpfen des eigenen Leistungsvermögens breiter.

Die bisherige Auswertung der SIL mit Hilfe von Entwicklungstypen zeigt Fortschritte bei der theoretischen Erklärung von Determinanten der leistungsorientierten Persönlichkeitsentwicklung im Studium. Gleichzeitig sind unsere Bemühungen zur entwicklungsorientierten Auswertung der Studenten-Intervallstudie darauf gerichtet, den theoretischen Ansatz der leistungsbeeinflussenden Determinanten weiter zu operationalisieren, indem wir Entwicklungsverläufe der subjektiven Bedingungen, der objektiven Bedingungen und der vermittelnden Tätigkeiten in ihrer realen Verquickung untersuchen, d. h. z. B. mehrdimensionale Entwicklungstypen anzustreben.

Quellen

- FÖRSTER, P.: Prozeßkorrelation - ein Weg zur maximalen Ausschöpfung des Informationsgehaltes von Intervallstudien. ZIJ Leipzig 1987 (Manuskript ZIJ 16/89)
- FRIEDRICH, W.: Intervallstudien in der Sozialforschung. In: FRIEDRICH, W. (Hrsg.): Methoden der marxistisch-leninistischen Sozialforschung. Berlin 1971, S. 335 ff.
- FRIEDRICH, W.: Intervallstudien. In: FRIEDRICH, W.; HENNIQ, W. (Hrsg.): Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozeß. Berlin 1975, S. 604 ff.
- SCHREIBER, D.; LANGE, G.: Entwicklung. In: Begriffe der Jugendforschung kritisch betrachtet. ZIJ Leipzig 1981, S. 20 ff.
- WELLER, K.: Die Studienmotivation von Hochschulstudenten als Aspekt ihrer leistungsorientierten Persönlichkeitsentwicklung - Ergebnisse der Studenten-Intervallstudie Leistung (SIL) - Dissertation A, Jena 1988.

Aspekte der geschlechtstypischen Arbeitsteilung

Bei Untersuchungen inner- und außerhalb des ZIJ wurde festgestellt, daß die Arbeitsteilung in der Gesellschaft eine wesentliche Ursache für viele geschlechtstypische Merkmale im sozialen und psychischen Bereich ist. Dabei wird vor allem von der arbeitsteiligen Wahrnehmung der sozialen Hauptfunktionen (biologische und sozial-ökonomische Reproduktion der Gesellschaft) durch die Geschlechtergruppen ausgegangen und in bezug auf die DDR-Gegenwart die enge Verflechtung von neuer Arbeitsteilung und Tendenzen zur traditionellen betont. Sowohl die Arbeitsteilung zwischen Beruf und Familie als auch die innerhalb des Arbeitsprozesses und innerhalb der Familie ist bedeutungsvoll für die Gleichberechtigung, soziale Stellung und Persönlichkeitsentwicklung der Frauen und der Männer. Wenn in verschiedenen soziologischen Untersuchungen der DDR festgestellt wird, daß beispielsweise durchschnittlich drei Viertel der Hausarbeiten Frauen bewältigen, so verweist das nicht nur auf traditionelle Tendenzen in der familiären Arbeitsteilung, sondern auch in der zwischen Familie und Beruf. Daß der Männeranteil innerhalb der beruflichen Arbeitsteilung quantitativ (Arbeitsende und Arbeitszeit) sowie qualitativ (Verantwortungsbereiche) über die Hälfte beträgt, hat u. a. solche Wurzeln.

Da Veränderungen in der Arbeitsteilung der Geschlechtergruppen gegenwärtig nur langsam vorstatten gehen (was m. E. eine ganz normale Erscheinung nach der revolutionären "Aufbruchsphase" ist) und auch nicht problemlos sind (was keiner ernsthaft erwarten kann, der den Umfang der Wandlungen in nur 40 Jahren bedenkt), kommen mitunter Fragen auf: Ob wir weitere Veränderungen überhaupt brauchen, und ob die Jugend diese wirklich will. Die erstgenannte Frage muß man m. E. unter dem Aspekt ihrer sozialen Wirkungen (Chancengleichheit der Geschlechtergruppen für Individualitätseinfaltung, Beziehungsreichtum und Kompetenz in der Gesellschaft) betrachten - mithin bejahen. Der Platz, den Frauen und Männer im System der Arbeitsteilung der Familie oder der Wirtschaftsbereiche und Berufe einnehmen, beeinflußt ihre Möglichkeiten für Persönlichkeitsentwicklung und gesellschaftliche Stellung (z. B. für Nutzung der Bildungsangebote, Entwicklung der Fähigkeiten, Abforderung der Bildung, Einkommenshöhe, persönliche Freiräume, Möglichkeiten zur Teilhabe an der gesellschaftlichen Macht u. a.). Es kann bei angestrebten Veränderungen nicht um formale Rechtsgleichheit, Gleichmacherei,

Aufhebung jeglicher psychischen oder sozialen Geschlechtstypik bzw. fifty-fifty-Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau gehen, sondern um den Abbau solcher sozialen geschlechtstypischen Differenzierungen, die bedeutende Niveauunterschiede in Lebensbedingungen, Lebensweise und Persönlichkeitsentwicklung hervorbringen. Das ist schwierig, weil die Arbeitsteilung, die dem zugrunde liegt, meist ökonomisch funktional und effektiv wirkt.

Uns sollte in künftigen Forschungen die Frage bewegen, wie Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau unter den genannten Prämissen weiter verändert werden kann. Dabei sollte man von MARX ausgehen, der darauf verwies, daß die Arbeitsteilung zwei Seiten hat: a) Teilung der Arbeit nach Spezialistentum und b) Verteilung der geteilten Arbeit auf bestimmte (Gruppen von) Werktätige(n), "... daß die besonderen zu verrichtenden tasks nur verrichtet werden können von besonders spezialisierten Arbeitsvermögen, also nicht nur Verteilung, sondern wirkliche Teilung der Arbeit nach den Gruppen dieser Spezialitäten stattfinden muß." ¹ Veränderungen in der Geschlechtstypik können auf beiden Seiten der Arbeitsteilung erfolgen.

Wir haben in der Frauenforschung verschiedentlich zur Teilung der Arbeit und auch zu absehbaren Veränderungschancen Stellung genommen. ² Hier soll ein Teilaspekt der Verteilung von geteilter Arbeit angesprochen werden: diesbezügliche Wertorientierungen junger Frauen (25 Jahre) im Vergleich zu ihren Müttern (55 Jahre). Dabei gehen wir davon aus, daß die heute entwickelten Gleichberechtigungs-Ansprüche junger Frauen sowie die Einstellungen junger Männer dazu wichtige Voraussetzungen für die geschlechtstypische Arbeitsteilung der Zukunft sind. Es geht also um die Frage: Wollen die Jugendlichen weitere Veränderungen von geschlechtstypischer Arbeitsteilung in der oben angedeuteten Richtung? Bei der von uns untersuchten Müttergruppe handelt es sich um die erste Generation, die von Jugend an unter (sich allmählich immer besser entwickelnden) Bedingungen der Gleichberechtigung in unserem Land lebte, im Prinzip aber kaum Vorbilder in dieser Richtung hatte. Die 25jährigen Töchter sind eine Generation, die bereits Erfahrungen der Elterngeneration mit der Gleichberechtigung und der neuen Arbeitsteilung verwertet. Die Ergebnisse weisen darauf hin, daß sowohl die Mütter- als auch die Töchtergeneration gleiche Rechte und Chancen der Geschlechter bezüglich Bildung, Arbeit, Partnerschaft, Kindererziehung, finanzieller Unabhängigkeit wünscht (etwa 90 % beider Gruppen messen dem jeweils sehr große Bedeutung zu). Die reale Umsetzung dieser Wertorientierungen ist allerdings nicht gleich; selbst berufstätig

zu sein wünschen 83 % der 25jährigen und 56 % der 55jährigen **s e h r** stark. Daß dies nicht nur Ausdruck von Altersbesonderheiten ist, zeigt der Hausfrauenanteil. Hausfrauendasein ist bei jungen Frauen heute wenig üblich (vom Babyjahr abgesehen), unter den 55jährigen Müttern noch verbreitet (nicht nur in jungen Jahren, da es an Kinderbetreuungs- und Bildungsmöglichkeiten mangelte). Ähnliche Generationsunterschiede zeigen sich beim Streben nach hohen Berufsleistungen oder Weiterbildung. Auch hier lassen sich Altersmerkmale insofern abtrennen, als die Müttergeneration dazu insgesamt geringere, im einzelnen jedoch sehr differenzierte Wertorientierungen besitzt bzw. Verhaltensweisen zeigt. Es gibt neben seiner Gruppe im Mittelfeld zwei deutliche Extreme: Die einen "ziehen" seit der Jugend "voll durch" mit der Gleichberechtigung, die anderen leben stark traditionell. Bei den jüngeren Frauen sind diese Extreme weder in den Wertorientierungen noch in den Verhaltensweisen so ausgeprägt.

Aus diesen und anderen Untersuchungen der jüngsten Zeit läßt sich erkennen, daß die jungen Frauen in ihrem Leben Bildung, Beruf, Kinder, Partnerschaft, Familienharmonie, ein gemütliches Heim, Lebensgenuß und persönliche Freiräume verbinden möchten. Sie wollen nicht nur für Mann und Kinder leben und materiell möglichst selbständig sein. Gibt es Probleme mit der Vereinbarkeit dieser Wertorientierungen bzw. Aufgaben, sind junge Facharbeiterinnen (auch Lehrlinge) häufig bereit, im Beruf zurückzustecken. Abiturienten, Studenten und Hochschulabsolventen tun das weniger. Sie erwarten und praktizieren stärker die häusliche Aufgabenteilung oder denken an eine kleinere Familie. Bei allen Qualifikationsgruppen wird das Bedürfnis nach dem Beruf deutlich, ebenso aber auch nach einer täglichen Arbeitszeit, die kürzer als 8 Stunden ist! Dabei wird in mündlichen Diskussionen immer wieder betont, daß sich an vielen Arbeitsplätzen trotzdem die vollen Aufgaben schaffen ließen!

Für die geschlechtstypische Arbeitsteilung bedeutet das:

- Es sind weitere Veränderungen in der Arbeitsteilung zwischen gesellschaftlichen Dienstleistungen und Familie gewünscht bzw. nötig. Eine Umverteilung der Aufgaben in den Familien allein genügt nicht.
- Innerhalb des häuslich-familiären Bereiches praktiziert die jüngere Generation (vor allem in Großstädten) bereits eine bessere Arbeitsteilung als die ältere. (In unserer Untersuchung bewältigte die Hälfte der 55jährigen berufstätigen Frauen die häusliche Arbeit allein, hingegen nur ein Viertel bis ein Fünftel der

25jährigen). Die jungen Frauen (mit Kind vor allem) wünschen - auch in ländlichen Territorien - sehr nachdrücklich eine eigenständige Verantwortung der Partner für bestimmte häuslich-familiäre Aufgaben, also eine weitere Veränderung der Arbeitsteilung zugunsten ihrer eigenen Freiräume und der Entwicklung der Kinder.

• Weitere qualitative Veränderungen in der geschlechtstypischen beruflichen Arbeitsteilung (qualifikationsgerechter Einsatz, mehr Aufgabenvielfalt usw.) streben (künftige) Hochschulkader sehr stark an. Facharbeiterinnen tun das in unterschiedlichem Maße, jedoch vergleichsweise etwas weniger.

Insgesamt zeigt sich, daß die Zielstellungen, die in der DDR für die Entwicklung der Gleichberechtigung und der gesellschaftlichen Stellung der Frau existieren, von der Jugend akzeptiert werden.

Bei deren Realisierung treten andere Probleme als bei der Müttergeneration in der Jugendzeit auf - heute vor allem, weil das gesellschaftliche Umfeld (besonders die territoriale Infrastruktur) noch nicht die nötigen Voraussetzungen für gewachsene Ansprüche schafft und die junge, gut gebildete, selbstbewußte Generation sich damit weniger zufrieden gibt als die Ältere. Die jüngere Generation hat nach unseren Untersuchungen weniger familiäre Probleme mit der Gleichberechtigung als die Ältere. Das bestätigt, daß der prinzipielle Weg dahin stimmt. Es darf uns aber nicht blind machen für die differenzierteren, logischerweise gestiegenen Ansprüche und für die Probleme der jungen Generation mit der Gleichberechtigung in Beruf und Familie.

Quellen

- 1 MARX, K.: Zur Kritik der politischen Ökonomie. In: MEGA II, 3.6. Berlin 1982, S. 202f
- 2 z. B. BERTRAM, B.: Arbeitsteilung und künftige Entwicklung von Geschlechterrollen. In: Informationen "Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft" 3/1989

Zum Anliegen jugendkriminologischer Forschung

Erscheinungsformen und ätiologische Fragestellungen der Jugendkriminalität rücken stärker in den Aufmerksamkeitsbereich der Jugendforschung. Die jugendkriminologische Forschung hat einen Beitrag zu leisten, vertieft in Entstehungszusammenhänge krimineller Verhaltensweisen der jungen Generation einzudringen. Dabei steht diese Forschung im Zeichen der Kriminalitätsvorbeugung und -bekämpfung. Der Erkenntnisstand auf diesem Gebiet ist nur voranzutreiben; wenn die Einheit von Theorie und Empirie bei der Aufdeckung kriminogener sozialer Strukturen ständig bewußt verwirklicht wird. Die Wirklichkeitsorientierung ist ein unverzichtbarer Grundzug der Jugendkriminologie. Nur sie gewährleistet die Vermittlung der Bestimmungsbestandteile Erscheinungen und Ursachen der Jugendkriminalität und davon abgeleitet, die adäquaten Bekämpfungs- und Vorbeugungsmethoden.

Ohne einen Gegensatz im Verständnis von Theorie und Empirie aufzumachen, zeigt sich jedoch so etwas wie theoretische Kopflastigkeit, wenn man den Erkenntnisstand unserer Jugendkriminologie analysiert. Zu wenig wird der eigentliche empirische Erkenntnisstand für die kriminologische Theoriebildung genutzt. Theoretische Reflexionen verdeutlichen sehr häufig ein zu weites Abdriften von kriminologisch-empirischen Gegebenheiten. Dadurch kommt Kriminologie in den Verdacht, daß sie Züge eines verselbständigten Theoretisierens kultiviert. Nicht immer ist in theoretischen Angeboten zur Erklärung von Kriminalitätserscheinungen so etwas wie Begrenzung aufgrund des empirischen Erkenntnisstandes bezeichnet, sondern es wird eine zu große Reichweite theoretischer Ausdeutungen vorgegeben. Nicht selten wird so Theorie über Kriminalität in allgemeine Gesellschaftsbetrachtung aufgelöst.

Eine andere Linie des Abdriftens äußert sich in der Verselbständigung methodologischer Betrachtung, die nicht mit dem empirischen Grundanliegen der Disziplin zusammenkommt.

Bestimmte Sachbereiche von kriminologischer Bedeutung (etwa Analysen des Ermittlungsverfahrens, des Strafverfahrens in der Prozeßphase, des Strafvollzuges) sind kaum systematisch empirisch angegangen, weil es Verselbständigungen und Abschirmungen der damit befaßten Organe gibt, die auch der Auffassung sind, es handele sich hier nicht um ein Gebiet, das wissenschaftlich untersucht werden müsse.

Auch Soziologie, Psychologie, Pädagogik und andere Disziplinen haben den kriminologischen Blickwinkel völlig ausgespart.

Ihr Erkenntnisstand wird gewissermaßen in Selbsthelferposition von den Fachvertretern einfach auf kriminologische Gegebenheiten übertragen. Häufig finden sich daher auch Überlebte sozialwissenschaftliche Theorien in den kriminologischen Arbeitsgebieten und werden über Jahre strapaziert, ohne echt zur Lösung kriminologischer Problemstellungen beizutragen. Trotzdem ist Jugendkriminologie gegenüber anderen Sektionen innerhalb der Kriminologie empirisch und theoretisch durchaus profiliert. Man spricht auch von ihrer "Schrittmacherfunktion" in der kriminologischen Erkenntnis. Zum einen ist es dem gesellschaftlichen Interesse geschuldet, d. h. im Rahmen von Jugendförderung und -schutz konzentriert man sich stärker auf die junge Generation, zum anderen ist die Jugendkriminalität nach Ausmaß und Intensität durchaus ein Stöspotential in der Gesellschaft, das Handlungserfordernisse verlangt. Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß in der Jugendkriminalität der Verdeckungscharakter nicht typisch ist, d. h. sie liefert vielfältige Zugänge zur Erkenntnisgewinnung. Große Gefahren bezüglich des Erkenntniswertes von Aussagen auf empirischer Grundlage ergeben sich aus einseitigen Erfassungsmethoden. So ist die geschlossene Befragung ein kurzschlüssiges Verfahren in der Jugendkriminologie. Sie kann allerdings bei zweckmäßigem Einsatz brauchbare Anhaltspunkte liefern. So erweisen sich Befragungen zur latenten Kriminalität als sehr bedeutsam, um einen Überblick über Verbreitung, Ausmaß, Schwere und Angriffsrichtungen sozial destruktiven Verhaltens zu bekommen. Die Untersuchungen zur latenten Kriminalität jugendlicher (Informanten-, Opfer-, Täterbefragungen) sind unbedingt erforderlich, weil sie die registrierte Kriminalität in eine relativierende Einordnung bringen und die Problemsicht schärfen. Jede Vernachlässigung der sich latent formierenden Kriminalitätserscheinungen bedingt weitere sozial unerwünschte Folgen. Gerade solche Befragungen sollten auch stärker vom Ansatz gesamtgesellschaftlicher Bedingungs- und Ursachenanalysen aus betrieben werden. Vergleichsuntersuchungen von Straffälligen und Nichtstraffälligen auf der Grundlage geschlossener Befragungen liefern nur in bestimmten Themengebieten brauchbare Erkenntnisse (etwa als Vergleich von Rechtseinstellungen). Sachlogische Vorgehensweise und der Einsatz geeigneter Methodiken gewinnen in der Jugendkriminologie eine stärkere Bedeutung. Beiträge zur Deliktstruktur der Jugendkriminalität, insbesondere die monographische Darstellung herausragender Deliktsgruppen (etwa Eigentums-, Gewaltkriminalität, Gruppenkriminalität, Verkehrskriminalität) sind besonders anzustreben.

Methodisch ausgerichtet sind diese Komplexe auf:

- a) die kriminologische Untersuchung am Einzelfall,
- b) die kriminologische Reihenuntersuchung,
- c) Aussagen über Deliktsstrukturen auf relativer Massenbasis.

Die Zusammenführung von Einzelfalluntersuchungen mit Reihen- und Massenuntersuchungen als Grundverfahren und ihre Ergänzung durch vielfältige Methoden schält sich stärker als das brauchbare methodische Instrumentarium heraus. Ausgehend von Straftaten und Straftatengruppen zeigt sich die Vielgestaltigkeit und Vielschichtigkeit der Kriminalitätserscheinungen. Immer weniger brauchbar werden Aussagen über Kriminalität, Jugendkriminalität insgesamt. Dabei zeigt sich die Differenziertheit bis Subtilität einzelner Komplexe von Straftaten. Damit wächst der Bedarf an wissenschaftlichen Aussagen, die im Rahmen von Zweigkriminologien ein deutliches Gewicht erlangen. Übergreifend geht es darum, das Verständnis über Inhalte, Richtungen und Aussagewert der empirischen Kriminologie stärker zur Geltung zu bringen. Das erhöht nicht nur den Stellenwert der Zweigkriminologien, bereichert und vertieft auch das Verständnis für allgemein-kriminologische Aufgabenstellungen. So ist neben der Aufdeckung der Deliktsstruktur auch die Problemstruktur der Kriminalitätserscheinungen differenzierter erschließbar. Die Problemstruktur (der Kriminalitätserscheinungen) ist das Bindeglied zwischen phänomenologischen und ätiologischen Sichtweisen über Kriminalität. Sie hebt sich ab von der Zuordnung nach strafrechtlichen Kriterien und zeigt durch vorläufige typisierende Kennzeichnungen wie Not-, Begehrlichkeits-, Konfliktkriminalität usw., daß es Zusammenhänge bezogen auf die historisch-konkrete Gesamtgesellschaft gibt. Kriminalität als Gesamterscheinung und in ihren individuellen Erscheinungsformen - geäußert im Verhalten von Einzelpersonen - verweist auf die Wechselwirkung zu einem Bündel gesellschaftlicher Gegebenheiten.

Die Jugendkriminologie bedarf trotz eines erheblichen Reservoirs an bereits gewonnener Erkenntnis der empirischen Vertiefung und insbesondere interdisziplinärer Impulse, so etwa aus der empirischen Soziologie. Die sozialwissenschaftliche Einbindung der Jugendkriminologie als Bestand der Jugendforschung ist ihrem Wesen nach offen für empirisch fundierte Interdisziplinarität. Folgende empirische Gebiete können dabei u. a. in die nähere Betrachtung kommen:

- die Erkenntnisse der Familiensoziologie, die kaum jugendkriminologisch verwertet sind;

- bildungs- bzw. schulsoziologische Erkenntnisse bezogen auf Schwierigkeiten und Problemfälle;
- die Aneignung von gesicherter Erkenntnis aus der Freizeitsoziologie unter Einbeziehung der Analyse situativer Konstellationen der Freizeitverbringung.

Die geringen Ergebnisse und kaum praktisch verwertbaren Einsichten in die Kriminalitätsvorbeugung sind auch durch den Umstand bedingt, daß viel zu wenig sozialwissenschaftlicher Erkenntnisstand unter kriminologischen Aspekten systematisch verwertet und umgesetzt wird und in geeigneter Form an die Adressaten bzw. Auftragnehmer des Vorbeugungsprozesses herangebracht wird. Die Kriminalitätsvorbeugung wirkt plakativ und findet nicht ihre konkreten Angriffslinien auf verschiedenen sozialen Ebenen sowie in verschiedenen sachlichen Bezügen. Es geht vor allem darum, Kriminalitätsvorbeugung als immanenten Sozialprozeß in größtem Ausmaß konkret auszugestalten. Dagegen finden wir im gesellschaftlichen Leben weit verbreitet eine "Soziologie des Wegsehens". Für die Kriminalitätsvorbeugung ist es auch erforderlich, daß viele Menschen überhaupt eine Einstellung zu ihr finden. Dabei muß ihnen geholfen werden durch Einsichtshilfen und die Zuweisung von konkreten Aufgabenfeldern. Es sind gesellschaftliche Zustände, die an der Produktion von Ausmaß und Intensität der Jugendkriminalität vorrangig beteiligt sind. Bezogen auf den Einzelfall äußert sich in der Persönlichkeit des Straftäters ein Übermaß an Konflikten, die nicht gesellschaftsgemäß gelöst werden, sondern ihre Austragung in Verhaltensmodi finden, die hochgradig abträglich für das soziale Zusammenleben sind. Sinnvolle Lösungsmuster liegen daher sowohl im Interesse von Gesamtgesellschaft und Betroffenen, d. h. Opfern und Tätern.

Die Behandlung der Kriminologie als Annex des Strafrechts (ohne es so eigentlich zu sagen, aber doch nachdrücklich zu praktizieren), führt nicht unbedingt weiter. Auch abgestandene Standpunkte mit stark spekulativem Einschlag sind abzulegen. Es bedarf vielfältiger Sichtweisen und vor allem der Innovation. Sogenannte "Wesensbestimmungen" ohne empirischen Gehalt sind eher "ein Kompaß" für wissenschaftliche Sackgassen. Deshalb muß wissenschaftlicher Meinungsstreit stimuliert, konkurrierende Standpunkte befördert und allgemein eine konstruktiv-kritische Atmosphäre in der Kriminologie etabliert werden. Die verantwortungsbewußte, vom Problembewußtsein getragene Information über Ausmaß und Bewegung der Jugendkriminalität (in den Altersstufen zwischen 14 und 25 Jahren) findet sich nur unzureichend im

vorliegenden Schrifttum.

Während die öffentliche Meinung die existierende Jugendkriminalität einseitig überhöht sieht, neigt eine offizielle Berichterstattung eher dazu, die Jugendkriminalität als aus dem positiven Gesamtrahmen herausfallendes Phänomen der Untypik verharmlosend hinzustellen. Diese Sichtweisen sind unfruchtbar für eine bewußt anzulegende Praxis der Vorbeugung.

Kriminalität, ihre spezifische Erscheinungsform Jugendkriminalität eingeschlossen, existiert nach Ausmaß und Verbreitung als soziale Massenerscheinung (berechtigt als Kennzeichnung durch die jährliche Berichterstattung im Statistischen Jahrbuch) in den Bewegungsrichtungen Rückgang und Zunahme. Das bedeutet aber, daß die DDR kein kriminalitätsfreies Land ist, ebenso wenig ist es berechtigt, sie als kriminalitätsdurchsetzt einzuordnen. Auszugehen ist von der Existenz dieser negativen Sozialerscheinung, allerdings in Ausmaß und Verbreitung, die begründete Erfolge im Bekämpfungsprozeß gewährleisten wie Vergangenheit und Gegenwart markant ausweisen. Insgesamt ist es geboten, die gesellschaftliche Erscheinung Kriminalität als nicht aufhebbar unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen zu betrachten. Das bedeutet aber nicht, sich passiv auf ein bestimmtes Ausmaß der Kriminalität einzustellen und sie einfach hinzunehmen. Deshalb verlangt das Problembewußtsein über diese negative Sozialerscheinung in die vielfältigen gesamtgesellschaftlichen, entwicklungsmaßbigen, gruppen-, persönlichkeitsbezogenen und situativen Zusammenhänge einzudringen und sie schonungslos aufzudecken. Damit soll nur angedeutet werden, daß Unruhe und Unbehagen am gegenwärtigen Erkenntnisstand durchaus zu Antrieben für die kriminologische Forschung werden können. Wichtiger ist aber das gesamtgesellschaftliche Interesse, derartige Erscheinungen immer wieder auf "Sparflamme zu bringen".

Um Struktur, Umfang, Bewegung und Entstehungszusammenhänge der Jugendkriminalität empirisch brauchbar und gültig zu untersuchen, muß sich die Jugendkriminologie auf verwertbare und lückenlose Daten der Kriminalstatistik und problemrelevante Umfrageforschung stützen.

Jugendkriminalität als soziale Massenerscheinung ist nicht unmittelbar zu erfassen, sondern hauptsächlich durch das statistisch ermittelte und aufbereitete Material. Somit ist eine differenzierte Statistik über Jugendkriminalität die eigentliche Primärquelle aller einschlägigen Forschung. Das schließt nicht aus, daß es auch begrenzte Forschungsschwerpunkte gibt und geben muß, die sich nicht unmittelbar an diese Statistik anlehnen. Eine gediegene Datenlage ist jedoch das Fundament aller kriminologischen

Forschung.

Die aktuelle Kriminalstatistik ist letztlich die Grundlage jeder einschlägigen Forschung, denn sie verdeutlicht Haupt- und Nebenprobleme im Kontext der Kriminalitätsercheinungen. Die Kriminalstatistik selbst ist ein wichtiger Gegenstand der kriminologischen Forschung. Datenlage und die Zuordnung unter verschiedenen Aspekten bieten bekanntlich unverzichtbare Grundlagen für alle kriminologischen Forschungsaufgaben. Kriterien für die profunde kriminologische Forschung auf der Grundlage der Kriminalstatistik sind besonders gefragt. Zahlreiche Aufgabenstellungen machen es zum Kardinalproblem, die Kriminalstatistik besser für die kriminologische Forschung zu nutzen.

Beinahe "klassisch" in der Kriminologie ist die Aktenuntersuchung. Akteninhalte galten als wirklichkeitsgetreues Abbild von Lebenssachverhalten. Das wird gegenwärtig stark bestritten und es wird auf erhebliche Verzerrungen bis Fehlerquellen in Akteninhalten hingewiesen. Diese Methode ist sicher nicht abzusetzen, aber man muß "Unschärfen" in Akten methodenkritisch analysieren. Auch das Hauptproblem "Lebenswirklichkeit - aktenkundige Fixierung" ist immer wieder kritisch zu hinterfragen. Das ist auch ein Moment der Rechtssicherheit. Die Sicherung der Objektivität jugendkriminologischer Befunde unter Vermeidung sogenannter Negativzuschreibungen ist das wichtigste Problem der Aktenhaltung. Überhaupt ist es wichtig, in der jugendkriminologischen Forschung auch die Erkenntnisgänge bewußt methodisch zu installieren, daß eben sichtbar wird, was Tatsachen, vertretbare Verknüpfungen von Sachverhalten sind und wie bestimmte Schlußfolgerungen abgeleitet werden.

Es geht um ein gewachsenes Verständnis von empirischer Kriminologie. Das ganze spekulative Beiwerk, das noch im Schrifttum umgeschlagen wird, sollte man zur Ablage bringen, um die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf die Realprozesse im Kriminalitätsgeschehen zu konzentrieren. Die sogenannte Wende zur Empirie ist ein Erfordernis.

Forschungsleitend müssen allerdings immer theoretische Gesichtspunkte sein - die als Problemkonzentrate formuliert - den Ausgangspunkt liefern. Aber nur empirisch Erschließbares, sogenannte Theorien mit empirischem Gehalt, bringen die Kriminologie voran.

Aussagen mit Überreichweite, denen kein empirisches Korrelat zugrunde liegt, sind unbrauchbar.

Übrigens ist der Streit über geeignete komplexe Verfahren und die adäquate methodische Erfassung unvermeidbar; er muß im Wissenschaftsinteresse bewußt gesetzt werden.

Deutlich muß spekulativer Meinungsbildung mit wissenschaftlichem Anstrich eine Absage erteilt werden. Die Jugendforschung bietet in ihrem gewachsenen methodischen und empirisch fundierten Anspruch beste Voraussetzungen, um jugendkriminologisch besser zum Zuge zu kommen. Die Jugendforschung ist immanent interdisziplinär. Sie verweist auf die außerordentliche Vielfalt im Zugang zu Problembereichen.

Die Aneignung und Nutzung des Erkenntnisstandes der Jugendforschung dient durchaus zur Integration in den kriminologischen Theorie-Empirie-Bestand; aber auch die Einbindung in neuartige Fragestellungen erbringt weiterführende empirische Belege. Dabei muß die relative Eigenständigkeit kriminologischer Anliegen gesehen werden, denn es geht um mögliche und durchschlagende Zusammenhänge der Kriminogenese als einem abweichenden Sozialprozeß mit zahlreichen Spezifika. Die Sicht auf den jugendlichen Rechtsbrecher in vielfältigen sozialen Bezügen und unter dem Aspekt der Eigenbestimmung bewahrt vor Einseitigkeiten in kriminologischen Analysen.

Jugendforschung ist durchaus geeignet, in ihrem Konnex Einzel- und Komplexprobleme der Jugendkriminologie nicht nur schlechthin zu bearbeiten, sondern unter vielfältigen Sichtweisen relativ neuartig zu bewerten. Bei aller Anregung und Bedeutung, die die Jugendforschung liefern kann, muß man auch die aufgetretenen Einseitigkeiten in ihrem empirischen Erkenntnisprozeß nach Möglichkeit vermeiden. Mit einseitiger Methodik lassen sich komplexe soziale Erscheinungen im Prozeßverlauf nicht vollständig erfassen. Es besteht durchaus Grund vor reduktionistischer Sicht, Verharren im Alltagswissen und einer empirischen Kurzschlüssigkeit zu warnen.

Nachdrücklich gilt jedoch, daß die erkenntnisfördernde Funktion, die Jugendforschung in ihrer Entwicklung erreicht hat, bewußt jugendkriminologisch anzuwenden ist.

Das Frühlesen - Kennzeichen potentieller Hochbegabung?

Ein Kind fragt hartnäckig nach Buchstaben und Zahlen. Die Eltern müssen sie benennen, es koordiniert sie selbst, erfaßt spontan Wortbilder und Buchstabengruppen. Scheinbar plötzlich, ohne systematisch unterwiesen worden zu sein, beginnt es zu lesen. Das Besondere daran, erst in zwei Jahren ist für dieses Kind Schulbeginn. Was bedeutet dieser Entwicklungsvorsprung? Sind Rückschlüsse auf die intellektuellen Fähigkeiten des Kindes möglich? Kommt dem Frühlesen eine prognostische Relevanz für spätere Leistungen im Jugendalter zu? Sollte man solche akzelerierten Erscheinungen unterstützen oder es lieber unterlassen, sie zu fördern, um die Gesamtpersönlichkeitsentwicklung nicht zu gefährden?

In der Literatur wird angenommen, daß die Mehrzahl - CHAUVIN (1979) spricht von 92 % - später hochbegabter Kinder bereits vor Schulbeginn lesen konnte. Nach KOHTZ (1985) sind es nur 2 % in einer Normalstichprobe, die diese Fähigkeit vor der Einschulung beherrschten. In unserer Stichprobe mathematisch-naturwissenschaftlicher Kinder¹ sind 39 % Frühleser gewesen. Vorzeitig lesen zu lernen, ist somit ein beachtenswerter Indikator für spätere hohe Leistungen. Fehlen diese Entwicklungsbeschleunigungen im Vorschulalter, so sind diese Leistungen keinesfalls auszuschließen.

1. Besonderheiten frühlesender Kinder

Das Frühlesen ist für viele Eltern ein Anhaltspunkt dafür, schon im Vorschulalter eine besondere Leistungsfähigkeit ihres Kindes zu vermuten. Wie erleben Eltern diese sich entwickelnde Fähigkeit?

1. "Mit ca. 4,1 Jahren begann sie Wörter zu zerlegen, d. h. auf- und abzubauen (z. B. Gardine-Gardin-Gardi usw.). Ihre ersten Lese- und Schreibversuche folgten mit 4,6 Jahren." (siehe Dokument)

LIEBE MUTTI ICH
MÖCHTE DIR EIN BRIEF
SCHREIBEN GROßE
VON DEINER LIEBE
BRIEFTE

2. "Auf Spaziergängen fragte der Junge nach Aufschriften und Buchstaben, später nach Zeitungstiteln und bald nach "u" und "ch" in der Überschrift der "Für DICH". Eines Tages teilte mir meine Mutter mit, der Junge habe ihr den Wetterbericht aus dem ND vorgelesen."

3. "Vor allem zuerst Zahlen, Uhr, Kalender,

Hausnummern und der Tacho am Auto waren seine große Liebe. Doch bald begann er mit Buchstaben, zuerst die Großen, mit dem Autokennzeichen fing es an. ... unsere Oma prägte für ihn den Ausdruck, "Büroangestellter" ..."

- Es offenbart sich eine frühe Gegenständlichkeit der geistigen Bedürfnisse. Diese Kinder äußern zeitig ihre Vorliebe für Zeichen (Nummern, Symbole, Buchstaben). Sie zeigen ein gesteigertes Bedürfnis, mit diesen umzugehen, fühlen sich von ihnen in besonderer Weise angezogen. Dies geschieht - ontogenetisch - zu einer Zeit, zu der altersgleiche Kinder diesen Zeichen gegenüber mehr achtlos reagieren. Frühlesende Kinder wünschen sich, sie zusammenzufügen und ihnen einen Sinn zu geben. Die semantische Bedeutung und das bildhafte Symbol werden von ihnen schneller und präziser zugeordnet. Diese Zuordnung können sie zuverlässiger gedächtnismäßig speichern.

- Weniger der Zeitpunkt des Sprechenslernens als vielmehr die Geschwindigkeit, mit der das Sprechen (Umfang des Wortschatzes, Art der Satzkonstruktionen, grammatikalische Richtigkeit) erworben wird, sind wesentlich. Frühlesende Kinder äußerten (nach retrospektiven Angaben ihrer Eltern) keinesfalls früher die ersten klaren Worte. Die sprachliche Kompetenz wird durch ihre Fähigkeit, die soziale Umwelt (Eltern, Verwandte) immer gegenstands- und subjektadäquater zu befragen, beschleunigt.

- Frühlesende Kinder sind überdurchschnittlich allgemein befähigt. Diese Ergebnisse von KOHTZ (1985) und HÄUSER (1988) bestätigen sich: 78 % der frühlesenden, später mathematisch-naturwissenschaftlich hochbegabten Kinder, beherrschten im Vorschulalter ebenfalls Grundrechenarten (laut Urteil der Eltern). Nur mit Zahlen allein beschäftigten sich 38 %. Beide Fähigkeitsbereiche, der rechnerisch-numerische und der sprachliche sind bei einem hohen Prozentsatz gleichermaßen vorverlagert - vermutlich eine Spezifik der untersuchten Stichprobe. Sie können aber auch partiell beschleunigt entwickelt sein. Frühleser sind oft überdurchschnittlich an geografischen Problemen (Atlas, Sterne) interessiert. Dies kann Ausdruck ihres entwickelteren räumlich-analytischen Könnens sein.

- Es existiert ein gesicherter Zusammenhang zwischen dem frühen Lesen und Rechnen und der späteren Leistung im Jugendalter. Teilnehmer internationaler und DDR-Olympiaden waren tendenziell mehr Frühleser (44 %; 33 % der Starter auf Bezirks- und Kreisebene). 59 % von ihnen beherrschten (laut Angaben der Eltern) Grundrechenarten vor Schulbeginn (43 % der Bezirks- und Kreisstarter). 62 % der Frühstarter² lasen früh (39 % derjenigen ohne Frühstart). Das Frühlesen ist demzufolge ein Kriterium für den Grad

potentieller intellektueller Entwicklungsge-
schwindigkeit auf dem Begabungsgebiet, nicht
nur der Leistungshöhe ansich. Die frühzeitige
Beschleunigung bleibt im allgemeinen bis in
das Jugendalter erhalten. Sie fällt nicht ei-
ner ungleichmäßigen Entwicklung zum Opfer,
weil gesellschaftliche Bedingungen ihre gleich-
mäßige, sprich schnellere Herausbildung (durch
Frühstartmöglichkeiten) gewährleisten.

- Intellektuelle Frühentwicklungen, wie sie
für das Lesen und Rechnen zutreffen, erhöhen
nicht zwangsläufig die Disposition für Ver-
haltensauffälligkeiten. Bezogen auf das Vor-
schulalter beurteilten die Eltern ihre früh-
lesenden Kinder keinesfalls ängstlicher, ge-
hemmter oder schlichter. Weder Schlafstörun-
gen, noch Unruhe, Unkonzentriertheit, Ablenk-
barkeit und soziale Anpassungsschwierigkeiten
traten gehäuft auf. Wir haben demzufolge kei-
ne Veranlassung anzunehmen, es wäre entwick-
lungsgefährdend für die kindliche Persönlich-
keit, wenn man dem frühen Lesen und Rechnen
niveaubedingt nachgibt. Eine geistige Akzela-
ration ist, nach vorliegenden Ergebnissen,
nicht gesetzmäßig mit derartigen Verhaltens-
auffälligkeiten gekoppelt.

2. Frühlesen als Entwicklungsvorsprung mit Konsequenz für den Bildungsweg?

Nur 4 % der Frühleser wurden zeitiger einge-
schult. Damit ein Kind schulfähig ist, bedarf
es nicht nur eines entwickelten Sprachniveaus,
sondern auch eines entsprechenden körperlichen
Entwicklungsstandes, sozialer Verhaltensweisen,
sicherer Umweltkenntnisse u. a. m. (vgl.
BECKER/DIETZE/DÖBBELING/SCHUSTER 1988).

Untersuchungen in der Literatur zu verspäte-
ten nicht altersgerechten Einschulungen gefäh-
rder Kinder existieren vielfältig (vgl. auch
BIRTH 1988). Die Analysen geistig akzelerierter
Kinder fehlen fast völlig. Ein erheblicher An-
teil von ihnen ist durch einen mehrjährigen
Niveaувorsprung (vgl. HÄUSER 1988) hoffnungs-
los unterfordert, muß sich an das langsamere
Lerntempo der anderen anpassen. Ihre intellek-
tuellen Vorverlagerungen werden nicht berück-
sichtigt, sondern systematisch nivelliert. Sie
gedeihen leise, unproduktiv für den Unterricht,
im Freizeitbereich der Kinder weiter. Mit ih-
nen nicht individualgerecht umzugehen kann zu
besonderen Aggressionen führen, zu hoher Kon-
flikthaftigkeit im Verhältnis zwischen dem Er-
wachsenen und dem Kind. Eltern frühlesender
Kinder sind außerdem deutlich unzufriedener
mit den Informationen in der Öffentlichkeit
über eventuelle Förderungsmöglichkeiten sowie
mit den Zeitpunkten begonnener Unterstützung.
Erschwerend kommt hinzu, daß immer noch zahl-
reiche Pseudoargumente gegen eine frühe Ein-
schulung bestehen, wie z. B.: "Durch einen

zeitigeren Schulbeginn ginge den Kindern Zeit
für das Spielen verloren." "Früher eingeschulte
Kinder beraube man ihrer unbeschwertten Kind-
heit." "Geistige Beschleunigungen seien Produkt
Überehrgeiziger Eltern, die ihr Kind künstlich
trimmen würden". Tendenziell erhöht das Früh-
lesen solche sozialen Zuschreibungen, wie
"weltfremd", "Spinner", "Theoretiker", die auf
Kinder hochgradig abweisend wirken müssen.
Diese und andere Aspekte zeigen, wie unsicher
wir in der Gesellschaft noch mit intellektuel-
len Frühentwicklungen umgehen, die aber unbe-
dingt unserer Förderung bedürfen.

Einige Folgerungen sollen angedeutet werden:

- Fragt ein Kind nach Buchstaben, ist es phas-
ziniert von Zahlen (Hausnummern, Autonummern,
Straßenbahnnummern), sollte ihm Gelegenheit
gegeben werden, diesem geistigen Verlangen nach-
zugehen.

- Rechtfertigen sowohl der psychische als auch
der physische Entwicklungsstand, es früher ein-
zuschulen, sollte dies öfter als bisher erwo-
gen werden. Kinder müssen nicht unbedingt mit
der ersten Klasse beginnen, sondern können so-
fort in eine höhere eingestuft werden (vgl.
LEJTES 1974). (Auf die Zuckertüte für den
Schulanfänger muß deshalb nicht gleich verzich-
tet werden.)

- Es bedarf einer stärker leistungs- als alters-
bezogenen Durchlässigkeit der obligatorischen
Gestaltung des Bildungsweges. Geistige Frühent-
wicklungen sind als Ergebnis eines individuali-
sierten und differenzierten Umgangs mit Lei-
stungsfähigkeiten im Vor- und Schulalter zu
betrachten und als solche zu fördern.

Quellen

- 1 Untersucht wurden n = 350 Teilnehmer an Ma-
thematik-, Physik- und Chemieolympiaden, die
ebenso wie ihre Eltern retrospektiv befragt
wurden.
- 2 Frühstarter sind jene Olympioniken, die,
ausgehend von ihrer Altersklasse, bereits
in einer höheren Olympiadeklasse starten
und somit gesteigerte Anforderungen - gegen-
über Gleichaltrigen - bewältigen. Sie ver-
fügen über eine beschleunigte Leistungsent-
wicklung.

RECHNEN

$$15 + 15 = 30$$

$$40 + 40 = 80$$

$$30 + 35 = 65$$

$$3 + 3 = 6$$

$$9 + 9 = 18$$

$$9 + 9 = 18$$

SCHREIBEN

ROSEMARIE

BEATE

Die Erfahrungen der Jugendlichen - ein wichtiger Faktor der politisch-ideologischen Bildung und Erziehung

Die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft ist ein historischer Prozeß tiefgreifender politischer, ökonomischer, sozialer und geistig-kultureller Wandlungen. Dieser Prozeß wird geprägt von der wachsenden Rolle des Menschen, seines Schöpferturns und seiner politischen Standhaftigkeit. In diesem Zusammenhang gilt es auch, die Bedeutung und Funktion der Erfahrungen bei der Ausprägung und Entwicklung des politisch-ideologischen Bewußtseins näher zu bestimmen. In seinem Beitrag "Als Helfer und Kampfesreserve der SED alle Jugendlichen gewinnen" verweist G. SCHULZ auf die außerordentliche Bedeutsamkeit der Erfahrungen, indem er feststellt: "Das bewußte Mitwirken Jugendlicher an gesellschaftlichen und staatlichen Angelegenheiten hängt in großem Maße davon ab, wie jeder die Wahrnehmung der demokratischen Rechte und Pflichten der Jugend durch die FDJ erlebt und sich daran selbst beteiligen kann". (S. 146)

Wir sehen in den Erfahrungen in erster Linie Bewußtseins-elemente, die in der konkreten Tätigkeit von den Individuen selbst gewonnen werden. Sie erfordern Aktivität und bewußte Aneignung und haben durch ihren unmittelbaren Bezug zur Praxis und zum Handeln der Individuen einen vorrangig mit der persönlichen Bedeutsamkeit dieser Handlungen verbundenen Einfluß auf die Herausbildung und Festigung von Wissen, Können, Einstellungen und Verhaltensweisen. Bereits vermittelte und auch neu gewonnene Kenntnisse, Werte und Normen werden gefestigt und weiterentwickelt, da die Erfahrungen aus deren Anwendung und Überprüfung im und durch das Handeln der Individuen resultieren. Die Erfahrungen erscheinen im Zusammenhang mit dem bewußten Handeln als Bestandteil der unmittelbaren individuellen Reflexion des gesellschaftlichen Seins.

Die Erfahrungen sind weder den gesellschaftlichen Gegebenheiten noch den individuellen Voraussetzungen und Bedingungen bedingungslos untergeordnet, sondern beeinflussen sowohl die individuelle Sicht des Alltags und somit auch das Bewußtsein als auch das Handeln, die Auseinandersetzung mit, die Veränderung des gesellschaftlichen Seins.

Es sind vor allem die von den Jugendlichen durch die Teilnahme an gesellschaftlichen Prozessen gewonnenen Erfahrungen, die zu einem wichtigen Faktor der Bewußtseinsentwicklung werden und somit auch das Vermögen besitzen, Triebkräfte für das gesellschaftliche Handeln freizusetzen.

Die Erfahrungen der Jugendlichen im Rahmen gesellschaftlicher Tätigkeit haben, wie Ergebnisse jüngster Untersuchungen bestätigen, insbesondere Einfluß auf:

- ihre politischen Anschauungen, Überzeugungen und Motive
- ihr Wissen und Können zur Teilnahme an gesellschaftlichen Prozessen
- die Zuwendung und Nutzung gesellschaftswissenschaftlicher Kenntnisse, Theorien und politischer Programme, einschließlich ihrer Träger und Vermittler.

So fühlen sich nahezu alle Jugendliche, die oft erfahren haben, daß ihr persönlicher Beitrag zur Entwicklung des Sozialismus in der DDR gebraucht wurde, auch in hohem Maße mit ihrem Vaterland verbunden; sind bestrebt, mit überdurchschnittlichen Leistungen bei der Arbeit und in der Ausbildung den Sozialismus zu stärken und sehen der Entwicklung der DDR bis zum Jahr 2000 optimistisch entgegen. Sie lassen sich in der Mehrzahl von den Zielen und Grundsätzen des Marxismus-Leninismus in ihrem Denken und Handeln leiten.

Fehlt diese Erfahrung bzw. wurde sie nur selten gewonnen, dann fühlen sie sich deutlich geringer mit der DDR verbunden, sehen die weitere Entwicklung der DDR überwiegend pessimistisch und streben in ihren Lebenswerten vorrangig nach viel Geld, ohne dabei ihre Ansprüche an Freizeit und Familie beruflichen Belangen unterordnen zu wollen.

Die persönlichen Erfahrungen werden über die von ihnen ausgehenden Einflüsse auf die Annahme oder Zurückweisung von gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnissen, Theorien und politischen Programmen auch zu einem wichtigen Faktor für die Anerkennung und Nutzung der Träger und Vermittler dieser Kenntnisse und Programme. Für eine ganze Reihe von Jugendlichen bestehen zum Beispiel erhebliche Widersprüche zwischen den von der Schule vermittelten gesellschaftswissenschaftlichen Kenntnissen sowie dem DDR-Bild und ihren eigenen Erfahrungen. Es bestehen Zweifel am Nutzen und an der Anwendbarkeit der durch die Schule angebotenen gesellschaftswissenschaftlichen Kenntnisse und Sichtweisen.

Grundsätzlich anders stellt sich die Situation dar, wenn wir diese Überzeugungen in Beziehung zu solchen Erfahrungen setzen, wie z. B.: mein persönlicher Beitrag wird in unserer Gesellschaft gebraucht, meine ehrliche Meinung ist gefragt oder der Jugendverband ist der Vertreter meiner Interessen. Von den Jugendlichen, die zumindest oft erfahren haben, daß sie in unserer Gesellschaft gebraucht werden, sieht die Mehrzahl die von der Schule vermittelten Kenntnisse und Informationen durch die

eigenen Erfahrungen bestätigt. Die Erfahrung, von der Gesellschaft gebraucht zu werden, hat einen wesentlichen Einfluß auf die Anerkennung der Leistungen der Schule.

In annähernd gleicher Weise wie bei der Schule werden von den Jugendlichen auch bei den Medien der DDR Differenzen zwischen den angebotenen Informationen und ihren Erfahrungen festgestellt.

Diese Diskrepanz bleibt nicht ohne Folgen. Jugendliche, die eine Übereinstimmung zwischen ihren Erfahrungen und den Informationen der Medien feststellen konnten, wenden sich auch wesentlich häufiger diesen Medien zu.

Es steht außer Frage, eine höhere Zuwendung der Jugendlichen zu den gesellschaftlichen Erziehungsträgern unserer Gesellschaft ist unbedingt erforderlich, um den notwendigen politisch-ideologischen Einfluß zu sichern.

Ein möglicher Weg besteht offensichtlich in der größeren Übereinstimmung zwischen den individuellen Erfahrungen und den dargebotenen Informationen.

Ist diese Verbindung hergestellt, dann gewinnen die gesellschaftlichen Erziehungsträger größeren Einfluß auf das Denken und Handeln, können sie bei und mit den Individuen etwas bewegen, sie mobilisieren und führen.

Die Erfahrung, daß ihr persönlicher Beitrag zur Entwicklung der DDR gebraucht wird, fördert solch eine Verbindung, indem diese Erfahrung zum Beispiel mit einer bedeutend stärkeren Zuwendung und Nutzung der Medien unseres Landes für die aktuell-politische Information verbunden ist.

Die große Bedeutung der Erfahrungen für die politisch-ideologische Arbeit wird darüber hinaus auch daran deutlich, daß die gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnisse und politischen Programme ihre individuelle Bestätigung erfahren, d. h., die Erfahrungen werden von ihrem Träger genutzt, um Informationen, Erkenntnisse und Theorien zu bestätigen oder abzulehnen, sie zu überprüfen und zu bereichern.

Gerade für die Auseinandersetzung mit bürgerlichen Aussagen und Behauptungen müssen das Wissen und Können zur Nutzung persönlicher Erfahrungen vermittelt und entwickelt werden.

Die Befähigung der Jugendlichen zur Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Ideologie, mit der ideologischen Diversion des Imperialismus muß sich, soll sie wirksam und effektiv sein, auf die konstruktive Auseinandersetzung mit dem eigenen gesellschaftlichen Alltag stützen können. Die Erfahrungen unserer Jugendlichen sind in erster Linie Erfahrungen mit einer sozialistischen Gesellschaft.

Vor der Nutzung der Erfahrungen für die politisch-ideologische Arbeit steht jedoch die

Schaffung von Voraussetzungen und Bedingungen für die Gewinnung solcher Erfahrungen, die einen Zugang zum Marxismus-Leninismus und zur Politik der Partei fördern. Dabei handelt es sich vor allem um Erfahrungen, die einerseits die Achtung, das Vertrauen und das Engagement der Gesellschaft gegenüber dem Individuum bestätigen und die andererseits die Verantwortung des Individuums für die Gesellschaft, den Bedarf der Gesellschaft an ihren Leistungen, Hinweisen und Kritiken beinhalten. G. SCHULZ erhebt in diesem Zusammenhang die Forderung: "Jeden Jugendlichen für das schöpferische Mittun in unserer sozialistischen Gesellschaft zu gewinnen, schließt ein, ihm entsprechend dem bewährten Grundprinzip unserer Jugendpolitik in seinem Wirkungsbereich konkrete Verantwortung zu übertragen und stets Vertrauen entgegenzubringen. Die so herausgeforderte Einheit von Wort und Tat ist Unterpfand für eine hohe Wirksamkeit sozialistischer Erziehung." (S. 145 f.) Doch das setzt wiederum eine umfassende Information über bestehende Fragen und Probleme, über Erfolge und Schwierigkeiten ebenso voraus wie die reale Teilnahme an der Zielsetzung, Planung, Durchführung und Kontrolle dieser Prozesse durch die Individuen.

Quellen

SCHULZ, Gerd: Als Helfer und Kampfesreserve der SED alle Jugendlichen gewinnen. - In: Einheit, 2(1989)

Die halbe Wahrheit? Positionen zur Fotografie als Methode soziologischer Forschung

Die Diskussion um die Erweiterung des soziologischen Forschungsinstrumentariums hält unvermittelt an. Diskutiert wird vor allem die Ergänzung der standardisierten Fragebogenerhebung durch qualitative Methoden (Interviews, Gruppengespräche, biographische Entwicklungsskizzen, Dokumentenanalyse etc.). Auffällig ist dabei, daß alle in Erwägung gezogenen Methoden wiederum im Sprachlichen verbleiben: Sozialforschung konzentriert sich damit auf jene Prozesse und Entwicklungen, die "auf den Begriff" zu bringen sind. Wann wir im folgenden stärker über "das Bild" und dessen Aussagefähigkeit für die sozialwissenschaftliche Forschung nachdenken, so nicht, um damit eine Gegenposition zur (verbalisierten) Forschungspraxis aufzumachen. Es geht uns vor allem um eine zeitgemäße Erweiterung unseres methodischen Spektrums: In der ständig zunehmenden Visualisierung unserer Umwelt ist ein zentraler Strang gegenwärtiger Entwicklung zu sehen. Spätestens dieser Sachverhalt sollte die Soziologie animieren, sich selbst über ihren Umgang mit dem Bild zu befragen!

Bisher wurden Bilder (Fotografien) in der soziologischen Forschung, wenn überhaupt, dann nur zu Illustrationszwecken dokumentierter Forschungsergebnisse gebraucht. Zudem bediente man sich dafür der vorhandenen Bildarchive. Das Ergebnis konnte dann nur eine zufällige Kongruenz von Wort und Bild sein; meist war es aber ein eher unglückliches Auseinanderfallen. Versäumnisse dieser Art sind umso befremdlicher, als eine engagierte Sozialfotografie seit etwa 100 Jahren existent ist und andernorts soziologische Analysen anhand von Fotodokumenten bereits beispielhaft praktiziert wurden.

Vorwort:

Die partielle Gegensätzlichkeit unserer Näherungsversuche an die Fotografie als soziologische Methode verweisen darauf, daß ihre Nutzung einer gezielten methodischen Fundierung bedarf! Das gilt auch für die Einbeziehung aller anderen visuellen Aufzeichnungsmethoden (Film, Video). Zu fragen ist: Was kann Soziologie und Jugendforschung damit an Neuem leisten?

Position 1 (Holm FELBER)

Der Platz der Fotografie im Arsenal der Erkundungsinstrumente der Soziologie definiert sich zunächst über die Grenzen des Mediums selbst. Dabei sind zwei Aspekte grundlegend: Zum einen die technologische Eigenart der Fotografie und ihre Folgen für die Widerspiegelung der Realität,

zum anderen die über die Individualität des Fotografen vermittelte gesellschaftliche Determination von Bildinhalten und -kontexten. Gegenüber einer komplexen Wirklichkeit bleibt das Foto Fragment. Fotografie zeigt nur Abbildbares. Problematisch ist aber auch, daß mit der Fotografie das Nur-Sichtbare, das Gegenständliche zugleich aus Zeit, Raum und sozialem Zusammenhang gelöst wird.¹ Die aufgezeichneten Vergegenständlichungen lassen sich nicht eindeutig bestimmten sozialen Verhältnissen beordnen, bedürfen vielmehr einer gleichzeitigen Kontextualisierung. Nur über diese - sei sie explizit oder stillschweigend vorausgesetzt - wird Fotografie zur Methode der Soziologie. Gesellschaftswissenschaft, deren Zielgröße die Aufklärung objektiver Strukturen, Verhältnisse und Entwicklungen ist, muß dem Vergessen oder der Manipulation mit einer exakten raumzeitlichen und gegenständlichen Dokumentation des verfügbaren oder zu erstellenden Materials vorbeugen.

In der Fotografie ist dabei der Begriff der Repräsentativität im statistischen Sinne irrelevant. Die Prämisse einer bewußten Auswahl ist gesetzt. Sie rückt den Fotografen als aktiven Exponenten einer fotografischen Absicht in das methodenkritische Blickfeld. Zu wissen, wer wann und wo warum für wen in welcher Situation wie was fotografisch fixierte, erscheint zumindest in Teilaspekten als unabdingbare Basis einer objektivierten sozialwissenschaftlichen Einordnung und Interpretation fotografischer Dokumente. Entsprechendes gilt natürlich auch dann, wenn der Soziologe selbst als Fotograf in Aktion tritt. Das Bemühen ist darauf zu richten, Fotografie zu "entsubjektivieren" oder ihre Subjektivität kenntlich zu machen. Eine beigeordnete Dokumentation erscheint als die objektivierte Form der Kontextualisierung der Fotografie. Ein solcher Kontext liefert die Assoziationsregulation, ermöglicht die sinnhafte Einordnung des Bildes in ein Kontinuum der Geschichte. Damit wird er neben dem eigentlichen Bildinhalt zum gleichgewichtigen Schwerpunkt in der Anwendung der Fotografie als Methode soziologischen Forschens.

Die Soziologie hat gute Gründe, auf die historisch wegweisende Expansion ihres Erkenntnis- und Darstellungsinstrumentariums in Gestalt der Fotografie nicht zu verzichten. Der wesentliche Vorzug der Fotografie gegenüber einer verbalen dokumentativen oder statistischen Information liegt in der qualitativ veränderten Dimension der Sinnlichkeit des Visuellen. "Fotos können, wie Bilder im allgemeinen, nicht verlustlos in Text übersetzt werden. Wir gehen von einer Autonomie des Visuellen aus, von dem besonderen Charakter der visuellen Information."²

Um Fotografie jedoch aus ihrer Korruptierbarkeit zur methodischen Hoffähigkeit zu führen, erscheint das Prinzip des Methodenpluralismus als unverzichtbar: Erst die Einbindung auch in ein rationales, begrifflich abgesichertes und komplexes Konzept der Wirklichkeitaneignung durch sozialwissenschaftliche Methodik kehrt den bei der Fotografie evidenten Nachteil der durch unmittelbare visuelle Sinnlichkeit gegebenen manipulativen Tendenz um zu einer neuen, qualitativ veränderten Ebene der Kognition. Hierzu gehört auch die Präzision, zu der die Kamera in der Abbildung fähig ist. Eine solche Genauigkeit ist verbalem Raum nicht möglich. In Anlehnung an und Einordnung in die bereits entwickelten Datenerhebungsverfahren scheint die Nutzung der Fotografie als Methode auf zwei Wegen realisierbar. Zum einen liegt der Einsatz bereits vorhandener fotografischer Bilder nahe, in diesem Falle wäre von einer Form der Dokumentenanalyse zu sprechen.

Kathleen FISCHER bezeichnet diese Seite der soziologieintendierten Fotografienutzung als den zirkulativen Aspekt der soziologischen Fotoanalyse.³ Das Foto dient hier der soziologischen Annäherung an die in Bildform sedimentierte Vergangenheit. Der Forderung nach dem Aufschluß des der vorliegenden Fotografie zugrunde liegenden (sozialen und individuellen) Bezugssysteme stellt sich dabei jene nach einheitlicher Formierung eines Auswertungssystems - freilich aus der Perspektive des Forschers, seines Gegenstandes, seiner Absicht - zur Seite. In Übernahme des geeignet erscheinenden Vokabulars aus der Inhaltsanalyse ist wohl vom Aufbau eines Indikatorschemas zu sprechen. Dabei ist mitnichten nur eine handhabbare standardisierte Erfassung der eigentlich abgebildeten Sachverhalte an sich soziologisch relevant und praktikabel. Gleichermäßen fruchtbar ist möglicherweise die soziologisch orientierte Betrachtung von Abbildanlässen, Fotografierweisen, Posen oder auch überlieferter Bewertungen von vorliegenden Fotografien. In der Art und Weise der Fixierung bestimmter Anlässe drücken sich Denk-, Wahrnehmungs- oder Sehweisen, Vorlieben oder Erfahrungen⁴ - mit-hin Soziales und Sozialisiertes - aus. Da Fotografie statistische Repräsentativität ihrem Wesen nach nicht erreichen kann, muß sie Typisches, genauer: Sozial-Typisches einfangen. Dies ist im Grunde das Problem der soziologischen Fotodokumentenanalyse ebenso wie das der soziologisch orientierten Erstellung von Fotodokumenten im Forschungsprozeß selbst.

Kathleen FISCHER bezeichnete diese zweite Seite der Nutzung der Fotografie in der Soziologie als den produktiven Aspekt der soziologischen Fotoanalyse.⁵

Das Sozialtypische wäre sowohl begrifflich als auch jeweils inhaltlich zu umreißen - besonders prekär vor allem deshalb, weil es sich um eine Abstraktion handelt - das Foto indes nur Konkreta fixieren kann. Es muß sich beim Sozialtypischen um geistige Konstrukte handeln, die im real Existierenden über Vermittlungen verifizierbar bleiben. Sozialtypisches ist das für den betrachteten Bereich massenhaft Charakteristische und das eben deshalb wohl auch historisch und logisch Notwendige. Fotografie, im produktiven Aspekt ihrer Nutzung für die Soziologie eigentlich Sonderform der Beobachtung, muß - da ihr nur eine endliche Zahl von Ausschnitten der Realität möglich ist - die also eigentlich wesentlichen Vergegenständlichungen aus der Gesamtheit möglicher Bilder extrahieren, Vergegenständlichungen, die über sich selbst hinaus auf die sie in ihrer Produktion und Ausformung determinierenden gesellschaftlichen Verhältnisse verweisen. Dies ist anhand einer nur zufällig entstandenen Bilderflut kaum denkbar - die Welt der Bilder ist theoretisch zu strukturieren, im idealen Falle vor ihrer fotografischen Fixierung. Eine explizite Darstellung des gedanklichen Systems ist damit nicht zwangsläufig vorausgesetzt, wenn auch im Sinne der Transparenz des Forschungsprozesses solches wünschenswert bleibt. Es sind im Prinzip die Grundregeln der Erarbeitung von Indikatorsystemen der Beobachtung gültig. Die Antizipation fotografischer Realität bedeutet nun keineswegs, daß der Wirklichkeit ein starres und womöglich beliebiges theoretisches Netz im voraus Übergeworfen wird, der Fotografie selbst dann lediglich die manipulierte, sinnlich attraktive Bestätigung des Programmierten bleibt. Wohl liegt dieser Gedanke nahe, tatsächlich aber ist auf Grund der erörterten Grenzen der Fotografie nichts der beliebigen Interpretation gegenüber offener als ein "zufälliges" Foto. Das unter Verwendung vielfältiger Methoden zu erstellende Indikatorsystem fotografischer Beobachtung ist ein Versuch, die Unendlichkeit möglicher Reflexionen sinngebend zu ordnen und ist damit notwendige Konsequenz aus der Erkenntnis von den Grenzen des Mediums. Seine Praktikabilität wird das Indikatorsystem letztlich aber erst durch die Brauchbarkeit der damit gewonnenen Erkenntnisse für die Umgestaltung der sozialen Realität beweisen.

Position 2 (Bernd LINDNER)

Die Fotografie ist eine selbständige Informations- und Dokumentationsquelle, die in der Lage ist, soziologische Forschung um einen eigenständigen Beitrag zu bereichern. Und das gerade, weil sie bildhaftes und nicht ein text-

gebundenes Zeichen ist. Damit möchte ich mich zugleich gegen eine Überbewertung des sprachlichen Kontextes wenden, der - so Holm FELBER - notwendig ist, damit Fotografie in den Rang einer soziologischen Methode erhoben werden kann. Ich will damit nicht in Frage stellen, daß die Fotografie eine "isolierte Informationsdienstleistung" bleibt, "wenn sie nicht mit anderen Bereichen in Einklang gebracht" wird.⁶ Gleichzeitig ist aber mit MOHOLY-NAGY auch zu betonen, daß "die fotografie ... uns ein gesteigertes bzw. ein mehr-sehen in der - (unseren Augen gegebenen) - zeit in dem - (unseren Augen gegebenen) - raum" schenkt.⁷ Die Fotografie speichert nicht nur bildhaft Informationen, sie ist zugleich eine besondere Form der optischen Wahrnehmung, indem sie den Vorgang des Sehens für den Betrachter stark vereinfacht. Das ist ihr möglich, weil "sie die im Raum in unterschiedlicher Distanz zum Betrachter ausgebreiteten Gegenstände auf ein und dieselbe Bildfläche holt und dabei unterschiedslos scharf abbildet." Sie können "vom Betrachter auf einen Blick erfaßt werden."⁸ Das unterscheidet die Fotografie auch von anderen bildlichen Informationsträgern, dem Film etwa. Fotografische Dokumente sind also in ihrer Medienspezifik zu betrachten. Sie fixieren Momente gesellschaftlicher Entwicklung oder Prozesse und werden dadurch zu Trägern von Informationen ganz eigener Art. Selbstverständlich können zusätzliche Informationen (Ortsangaben, Jahreszahlen, Beschreibungen des Aufnahmeanlasses) das 'Lesen' der Fotografien erleichtern. Versuchen wir jedoch die optische Aussagesebene der Fotografie in Worte zu übertragen, gehen wesentliche Informationen verloren. Es kann bei der Einbeziehung der Fotografie in die Soziologie nicht um eine "Übersetzung" des Informations- und Bildwertes (der Fotografien) in verbale Aussagen⁹ gehen. Anzustreben ist m. E. dagegen eine Verdichtung der bildlich in den Fotografien enthaltenen Informationen in Form von verbalen Auflistungen und die Einzelbilder ergreifenden Beschreibungen. Diese bilden dann - in ihrer Einheit mit dem primären Bildmaterial und mit, durch andere soziologische Methoden ermittelte Daten - eine Informationsgesamtheit, in der alle Quellen gleichberechtigt nebeneinander stehen! Fotografie sollte also nicht nur als Bildmaterial betrachtet werden, daß verbale und prozentuale Aussagen zusätzlich zu Belegen vermag. Fotografien - die im Rahmen einer komplex angelegten soziologischen Untersuchung angefertigt und darin einbezogen werden - können andere, als die verbal erfassbaren Ebenen abbilden bzw. auch dazu gegenläufige 'Aussagen' treffen. Gerade im Jugend-Bereich gibt es dafür

wichtige Belege in der DDR-Fotografie, die "gesellschaftliche Klischeevorstellungen über Jugendliche aufbrechen, indem sie deren - sich oft hinter aggressivem Imponiergehabe verborgene - Empfindsamkeit sichtbar machen."¹⁰ Nicht nur dieses Beispiel zeigt, daß es wenig sinnvoll ist, über die Fotografie als soziologische Methode zu reflektieren, ohne die konkrete Fotografiegeschichte und -gegenwart mitzubetrachten. Darin finden sich viele eindrucksvolle Belege für "soziologisches Fotografieren". Das meistzitierte Beispiel ist August SANDERS Bildfolge "Antlitz der Zeit" zu der Alfred DÖBLIN schrieb: "Man hat vor sich eine Art Kulturgeschichte, besser Soziologie, der letzten dreißig Jahre. Wie man Soziologie schreibt, ohne zu schreiben, sondern indem man Bilder gibt, Bilder von Gesichtern und nicht etwa Trachten, das schafft der Blick dieses Fotografen, sein Geist, seine Beobachtung ... hat dieser Fotograf vergleichende Fotografie getrieben und damit einen wissenschaftlichen Standpunkt oberhalb der Detailfotografie gewonnen."¹¹ SANDER kommt bei der Bezeichnung seiner Motive mit einem äußerst geringen verbalen Kontext aus: "Bauernmädchen, etwa 1928", "Münchner Dienstmann", "Großindustrieller, Köln 1928" etc. Und doch will er mit Einzelporträts das Bild einer ganzen Berufsgruppe, Schicht, gar Klasse geben (und gibt es auch!). Man hat ihm oft den Hang zum Typisieren vorgeworfen. Aber gerade das wollte er. Und vielleicht ist in dem bildlichen Fixieren von 'Typischem' (wie sehr dieser Begriff durch kunstpolitische Diskussionen der Vergangenheit auch belastet ist) ein wesentlicher soziologischer Zugang zur Fotografie zu sehen. Ein weiteres Beispiel ist, die im Auftrag der "Farm-Security-Administration" Mitte der dreißiger Jahre geschaffene Foto-Dokumentation von der Krise des US-amerikanischen Bauernstandes, die die Aufgabe vieler Farmen zur Folge hatte. Gezeigt werden von SHAN, LANGE, HINE u. a. Fotografien der von dieser Krise betroffenen Menschen. Auch hier ist die verbale Kommentierung der einzelnen Fotografien eher sparsam. Ihr Kontext ist die Zuordnung zu diesem Projekt. Ihre Aussage- und Belegkraft beziehen sie aus sich selbst bzw. den abgebildeten Menschen. Doch nicht nur bewußt soziologisch angelegte Fotografien sind als Dokumente brauchbar. Heinrich ZILLE hat z. B. eine große Anzahl sozialdokumentarischer Fotografien hinterlassen, die er einzig zum Zwecke des 'persönlichen Bildgedächtnisses' angefertigt hat. Gerade dieser "Notizbuchcharakter" macht sie zu wichtigen Dokumenten, deren soziologische Qualität sich uns erst im historischen Überblick

mitteilt. Dies vor allem auch, weil ZILLE Beobachtungen in Form ganzer fotografischer Serien festhielt. Der Fotografie ist es also durchaus auch möglich, Prozesse zu erfassen! Dafür stehen die Bildreportage ebenso, wie auch die wiederholte Aufnahme gleicher Personen, Orte etc. zu unterschiedlichen Zeitpunkten. (Diese Methoden sind in der Geschichte der DDR-Fotografie häufig benutzt worden, gerade weil sich viele Fotografen als Sozialdokumentaristen verstehen.)¹²

Daß der Informationswert der Fotografien über soziale Gegebenheiten zeitabhängig ist, macht jedoch weniger die Fotografien als soziologische Quelle problematisch, als ihre - historisch bedingte - sehr unterschiedliche Kontextualisierung und Deutung.

Bleibt der Einwurf der Subjektivität an die Adresse der Fotografen? Selbstverständlich ist jedes Foto auch ein "Dokument des sozial determinierten Horizontes seines Produzenten."¹³ Zudem verstehen sich die meisten Fotografen auch als Künstler, die an der Realität, die sie im Bild dokumentieren, "polemisch beteiligt" sind. Sie "registrieren die Lebensüberlegungen der Menschen, um Bilder ihrer Zeit und der konkreten Gesellschaft zu gestalten. Die thematische Hinwendung wird hauptsächlich von persönlichen Neigungen, Interessen oder Anschauungen geleitet."¹⁴ Da es aber auch in Zukunft mehr sozial-dokumentarisch arbeitende Fotografen als fotografierende Soziologen geben wird, ist dem von seiten der Forschung Rechnung zu tragen. Doch gilt es zu berücksichtigen, daß "die Verinnerlichung objektiver und allgemeiner Regelmäßigkeiten" die Fotografen einer "Praxis der kollektiven Regel" unterwirft, "so daß noch die unbedeutendste Fotografie neben den expliziten Intentionen ihres Produzenten das System der Schemata des Denkens der Wahrnehmung und der Vorlieben zum Ausdruck bringt, die einer Gruppe gemeinsam sind."¹⁵ Das macht die Arbeit mit den Fotografen in der Soziologie bestimmt nicht einfacher, doch im Sinne des von FELBER nachdrücklich geforderten Kontextes kalkulierbarer. Sicher trauen wir heute noch weitaus mehr der Aussagekraft von Worten und Zahlen, als von Bildern (obwohl uns unsere Erfahrungen auch hier stärker zur Vorsicht mahnen sollten), doch ist künftig nur in der Einheit aller Dokumentations- und Analyseebenen eine adäquate Erschließung gesellschaftlicher Realität möglich. Dazu gehört auch die Fotografie. MOHOLY-NAGY sagte bereits vor 50 Jahren voraus, daß die wirkliche Bedeutung der Fotografie erst "in einer viel späteren, weniger unklaren Zeit, als die unsere ist, erschlossen werden (wird). Die Vorbedingung allerdings ist, daß

die Kenntnis der Fotografie ebenso wichtig ist, wie die Kenntnis der Schrift, so daß in der Zukunft nicht nur der Schrift-, sondern auch der Fotounkundige als Analphabet gelten wird."¹⁶

Ist der Zeitpunkt schon erreicht - in der Soziologie?

Quellen

1 vgl. GÜNTHER, R.: Fotografie als Waffe. Zu Geschichte und Ästhetik der Sozialfotografie. Reinbek 1982, S. 186

2 BÖHM, T.: Fotografien als Quelle zur Kulturgeschichte des Proletariats - eine Darstellung am Beispiel von Wohnungsfotos der größten Berliner Ortskrankenkasse aus den Jahren 1903 bis 1925. Diss. A, Berlin 1985, S. 4

3 vgl. FISCHER, K.: Foto als soziologisches Dokument. Diss. A, Leipzig 1984, S. 60 ff.

4 vgl. ebenda S. 90. Die Realisierung dieses Gedankens in praktizierter soziologischer Fotoanalyse findet sich beispielhaft in Pierre BOURDIEU u. a.: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie. Frankfurt am Main 1981. Das französische Original dieses Bandes erschien bereits 1965.

5 vgl. FISCHER, K.: Foto als soziologisches Dokument, a. a. O., S. 60 ff.

6 MOHOLY-NAGY, L.: Raum-Zeit und der Fotograf (1943). In: PASSUTH, K.: MOHOLY-NAGY, Dresden 1987, S. 361

7 MOHOLY-NAGY, L.: fotografie - die objektive seihform unserer zeit (1936). In: PASSUTH a. a. O., S. 343

MOHOLY nennt in diesem Aufsatz 8 Arten der Erweiterung unseres Sehens durch die Fotografie; die von dem "präzisen sehen durch die fixierung eines tatbestandes" bis hin zum "gesteigerten sehen" durch Mikrofotografie reichen.

8 BUDEMEIER, H.: Fotografie. In: Medienpsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München-Wien-Baltimore 1982, S. 162

9 FISCHER, K.: Foto ..., a. a. O., S. 66

10 PACHNICKÉ, P.: Suche nach Individualität - Porträtfotografie der 80er Jahre. In: Bildende Kunst, 2/1987, S. 65. Bestes Beispiel dafür sind die Jugendbilder von EISLER, Ch., SCHÄFER, R. u. a.

11 DÖBLIN, A.: Von Gesichtern, Bildern und ihrer Wahrheit (1929). In: August Sander. hrsg. von SANDER, G., Leipzig 1982, S. 9

12 Kunstwissenschaftliche Analysen dazu finden sich in den Heften 6/1982, 4/1984, 2/1987, 2 und 4/1988 der Bildenden Kunst sowie im Katalog zur Ausstellung anlässlich des 225. Jahrestages der Gründung der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig (Leipzig 1989). vgl. dazu auch LINDNER, B.: Sozialer Raum: Fotografie. Anmerkungen zur Rezeption von Fotografie in nationalen Kunstausstellungen. In: Fotografie 3/1989, S. 82/83

13 FLÜGGE, M.: Sozialdokumentarische Fotografie von bildenden Künstlern - Annäherung an das Thema. In: Bildende Kunst 6/1982, S. 267

14 DOMRÖSE, U./HERZIG, R.: Junge Berliner Fotografen - Einige theoretische Aspekte. In: Bildende Kunst 4/1984, S. 173

15 BOURDIEU, P.: Einleitung zu: Eine illegitime Kunst ..., a. a. O., S. 17

16 MOHOLY-NAGY, L.: fotografie ..., a. a. O., S. 344

Zu einigen Bedingungen der Arbeits- und Leistungsmotivation junger Facharbeiter

Die Bereitschaft zu hohen Leistungen wird, grob gesagt, durch zwei wesentliche Bedingungskomplexe beeinflusst. Da sind zum einen die inneren Wertevorstellungen der Persönlichkeit, die sich im Laufe der Ontogenese herausgebildet und habitualisiert haben. Diese Wertorientierungen treffen nun auf die jeweiligen äußeren Bedingungen, Faktoren, die die konkrete Arbeitstätigkeit kennzeichnen. Aus der internen Verarbeitung beider Bedingungskomplexe geht die Leistungsbereitschaft hervor.

Im folgenden einige Aussagen zur Leistungsmotivation junger Facharbeiter und ihre Beziehungen.

Etwa die Hälfte, 48 %, der jungen Arbeiter sagen bei der LIS II aus, daß der Beruf für sie sehr wichtig sei, sie oft mehr täten, als von ihnen verlangt wird. Die übrigen 52 % sehen keine Veranlassung, sich über das unmittelbar Notwendige hinaus anzustrengen. Man kann davon ausgehen, daß sich eine solche sehr globale Einstellung zur Leistung auch in der konkret erbrachten Arbeitsleistung niederschlägt. Im LIS-Bericht ist ebenfalls auf Abhängigkeiten einer solchen Einstellung von Merkmalen der Arbeitssituation verwiesen. Zu den entscheidenden Größen, die Leistungsbereitschaft beeinflussen, gehören Arbeitsinhalt und Arbeitsanforderungen ebenso wie ein stimulierendes Kollektivklima.

Die interne Verarbeitung subjektiver Ansprüche an eine Arbeitstätigkeit mit den diesbezüglich wahrgenommenen Bedingungen schlägt sich in der Zufriedenheit der jungen Arbeiter mit ihrer Arbeit nieder. Diese Zufriedenheit wiederum beeinflusst entscheidend Leistungsbereitschaft und Arbeitsmotivation.

Tab. 1: Arbeitszufriedenheit und Leistungsbereitschaft (Angaben in %)

Tätigkeitszufriedenheit	uneingeschränkte Leistungsbereitschaft	eingeschränkte Leistungsbereitschaft
sehr zufrieden	64	36
eher zufrieden	41	59
eher unzufrieden	30	70
unzufrieden	18	82

Der Zusammenhang könnte kaum deutlicher sein! Wer mit seiner Tätigkeit zufrieden ist, ist gleichzeitig wesentlich häufiger leistungsmotiviert als jemand, der, aus welchen Gründen auch immer, mit seiner Tätigkeit unzufrieden ist. Auf die stark motivierende und Befriedigung verschaffende Rolle progressiver

Arbeitsinhalte ist in den Berichten der letzten Jahre häufig verwiesen worden. Eine andere Skulle der Tätigkeitszufriedenheit bilden alle mit dem Kollektiv in Verbindung stehenden Faktoren. Dazu gehören auch die im Kollektiv herrschenden Normen und Maßstäbe. An dieser Stelle sei nur auf zwei solcher Maßstäbe verwiesen:

- Dort, wo es für die Anerkennung des jungen Arbeiters im Kollektiv wichtig ist, daß er selbständig zu arbeiten in der Lage ist, ist die Leistungsbereitschaft größer als bei jungen Arbeitern, die ihren Kollektiven bescheinigen, daß selbständiges, eigenverantwortliches Arbeiten keinen Kollektivwert darstellt.

Während hohe Leistungsbereitschaft für 61 % derjenigen jungen Arbeiter selbstverständlich ist, die aus Kollektiven kommen, in denen diese Kollektivnorm stark ausgeprägt ist (und somit von den jungen Facharbeitern übernommen werden kann), trifft dies nur für 14 % (!) derer zu, die diese Kollektivnorm in ihren Kollektiven nicht vorfinden.

- Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Nachdenken über Möglichkeiten zur Erhöhung der Leistung. Dort, wo ein solches Verhalten zur Anerkennung im Kollektiv beiträgt, dort finden wir auch 74 % der jungen Arbeiter mit hoher Leistungsbereitschaft. In Kollektiven dagegen, wo neue Ideen zur Leistungserhöhung keine sozialen Lorbeeren einbringen, eventuell sogar als störend empfunden werden, ist der Anteil der eher gleichgültigen, wenig motivierten jungen Arbeiter mit 86 % außerordentlich hoch!

Arbeitszufriedenheit hat über ihren leistungsstimulierenden Effekt hinaus wesentlichen Einfluß auf das Erleben der Arbeit überhaupt. So sehen tätigkeitszufriedene Facharbeiter erwartungsgemäß zu deutlich höherem Anteil (48 %) in der Arbeit einen Sinn, ohne den sie nicht leben wollten, als Tätigkeitsunzufriedene (15 %!). Dieser Zusammenhang liegt auf der Hand. Interessanter wird es wiederum bei Betrachtung der Kollektivnormen:

Dort, wo eigenverantwortliches, selbständiges Arbeiten sowie die Einbeziehung eigener Ideen zur Leistungserhöhung, zu den Kollektivnormen gehören, wo man dafür geachtet und anerkannt wird, dort macht die Arbeit für den Großteil der jungen Arbeiter den Sinn des Lebens aus. Wo dies nicht so ist, beziehen drei Viertel der jungen Arbeiter eine Position, nach der Arbeit zwar sein muß, das eigentliche Leben jedoch erst außerhalb beginnt.

Tab. 21 Kollektivnormen und Bedeutung der Arbeit im Leben
(Angaben in %)

für kollektive Anerkennung ...	Arbeit geht vor Freizeit	Arbeit ist sinn- voll, aber Freizeit das eigent- liche Leben	würde gern auf Arbeit verzichten
Ist eigenverant- wortliches, selb- stständiges Arbeiten			
sehr wichtig	52	48	9
wichtig	34	64	2
weniger wichtig	13	83	4
sind Ideen zur Er- höhung der Leistung			
sehr wichtig	59	41	0
wichtig	44	55	1
weniger wichtig	27	70	3
nicht wichtig	24	71	5

Damit bestätigen sich auch in dieser Untersu-
chung der Arbeitsinhalt sowie das Kollektiv-
klima einschließlich des Leitungsstils als die
entscheidenden Determinanten für positiv er-
lebte Arbeitssituationen und damit als lei-
stungsstimulierende Faktoren.

Mit der Arbeit zufriedene junge Arbeiter sind
nicht nur schlechtweg leistungsbereiter als un-
zufriedene, sie sind auch schöpferischer. Das
heißt, Schöpfertum stellt für sie einen hohen
Wert innerhalb ihrer persönlichen Wertehierar-
chie dar - und sie handeln auch danach. Das
Bemühen um schnellere, leichtere, billigere
Erledigung der Arbeitsaufgaben ist bei zufriede-
nen jungen Arbeitern doppelt so häufig stark
ausgeprägt (46 %) wie bei unzufriedenen (24 %)!
Auch hier wirkt wiederum der Einfluß des Kol-
lektivklimas enorm stark: Dort, wo Engagement
und eigene Ideen als sehr wichtig für persö-
nliche Anerkennung wahrgenommen werden, bemühen
sich 72 % um schöpferische Mitarbeit; ist das
nicht der Fall, lediglich 5 % (jeweils Pos. 1).

Resümee: Sowohl quantitative als auch qualita-
tive Leistungsbereitschaft und Arbeitsmotiva-
tion junger Arbeiter werden neben den Arbeits-
inhalten entscheidend vom Kollektivklima, den
dort herrschenden Normen beeinflusst!

In einer anderen Untersuchung (WTR-Studie) wur-
de erforscht, welche Veränderungen sich für jun-
ge Werk tätige nach Einsatz neuer Technik er-
geben. Dabei konnte festgestellt werden, daß
44 % sagen, daß die Arbeit befriedigender wur-
de. Was steht dahinter? Was ist es, das die Ar-
beit befriedigender, die Werk tätigen zufriede-
ner und arbeitsmotivierter macht?

An erster Stelle steht dabei, daß die Arbeit
verantwortungsvoller geworden ist. Darauf fol-
gen solche Merkmale wie (Reihenfolge entspre-
chend der Wertigkeit)

- anspruchsvoller an das fachliche Wissen und
Können,
- abwechslungsreicher,
- zum schöpferischen Denken anregender,
- leistungsgerechter abrechenbar,
- kollegial-kontaktfördernder sowie
- körperlich leichter.

Stichwort: Umwelt -

Ergebnisse einer Gruppendiskussion mit Landjugendlichen

Es ist nicht zu übersehen, daß Umwelt - im Sinne von die natürliche Umwelt nutzen und bewahren - in den zurückliegenden Jahren eine zentrale Position unter den Wertorientierungen Jugendlicher eingenommen hat. Häufig ist "Umwelt" für die Jugendlichen von fast gleichrangiger Bedeutung wie "Frieden" und "persönliches Glück". Das ist Ergebnis wie Ursache eines insgesamt sensibilisierten Umweltbewusstseins. Dieser Prozeß wird anhalten.

Für die Jugendforschung läßt sich die Berücksichtigung von "Umwelt" in dreierlei Hinsicht begründen:

1. Die natürliche Umwelt als eine - im weitesten Sinne - Rahmenbedingung für die Persönlichkeitsentwicklung Jugendlicher.
2. Die differenzierte Erscheinungsform der natürlichen Umwelt mit ihren Einflüssen auf Wertorientierungen und Lebensweise.
3. Die Ausprägung umweltbewußten Verhaltens; die Nutzung umweltbewahrender Aktivitätspotentiale als Möglichkeit, um in Etappen sich verstärkender weltanschaulicher Differenziertheit integrativ wirksam werden zu können.

Die nachfolgend dargestellten Ergebnisse sind das Resultat mehrerer Gruppendiskussionen mit insgesamt 60 Jugendlichen, vorrangig Facharbeitern, aus den Bezirken Cottbus, Frankfurt/Oder und Erfurt. Fast zwei Drittel der Jugendlichen kamen aus Landwirtschaftsbetrieben. Der Anteil junger Frauen und Mädchen betrug etwas mehr als ein Drittel.

Ziel der Gruppendiskussionen, an denen jeweils zwischen 5 und 7 Jugendliche teilnahmen, war die Vorbereitung einer umfangreicheren "Umwelt" Untersuchung bei Jugendlichen. Im engeren Sinn ging es um die ganz allgemeine Sicht auf "Umwelt", die Wechselwirkungen zwischen intensiver Agrarproduktion und dem Landschafts- und Naturschutz sowie die Ausprägung umweltbewußten Handelns beim einzelnen Jugendlichen. Wenngleich die Mehrzahl der Jugendlichen aus ländlichen Territorien kam und damit inmitten einer noch eher intakten Umwelt lebt, wurde der Begriff "Umwelt" von fast allen Jugendlichen kritisch oder negativ belegt. Auf die Assoziationen beim Stichwort "Umwelt" hin angesprochen, wird sofort auf die Umweltbelastungen und -schäden infolge industrieller und landwirtschaftlicher Abprodukte verwiesen. Gase, Stäube und Laugen, aber auch Schwermetalle bei der Industrie sowie Gülle bei der Landwirtschaft

werden genannt. Auch die unmittelbaren Auswirkungen oder Folgen (Waldsterben, Smog und Gewässerverschmutzung bzw. Eutrophie der Gewässer) werden richtig zugeordnet. Auffallend ist dabei, daß fast ausschließlich monokausale Beziehungen beschrieben werden. So ist für das "Waldsterben" der "saure Regen" verantwortlich. Kenntnisse über komplexeres Zusammenwirken sind bei den Jugendlichen wenig anzutreffen gewesen. Am zweithäufigsten wurde bei den Assoziationen zur "Umwelt" deren wirtschaftliche Nutzung genannt. Für deren Umfang und Intensität äußerten die Jugendlichen nur sehr wenig Verständnis. Das betraf sowohl die tatsächliche Nutzung z. B. des Waldes zur Rohholzgewinnung wie auch die weitere Nutzung für Industriestandorte, Heiz- oder Energiestrassenführung.

An dritter Stelle wurde immer wieder auf eine allgemeine Verschmutzung, mangelnde Ordnung und Sauberkeit sowie ein Defizit im Verantwortungsbewusstsein in diesem Bereich bei Einzelpersonen und Betrieben verwiesen. Dabei ging es um die nicht ausreichenden materiell-technischen und organisatorischen Bedingungen sowie deren Auswirkungen auf die Ausprägung von Einstellungen und Verhaltensweisen. Von Problemen bei der Müllentsorgung in ländlichen Territorien (Mülltonnen, Abholung und Deponien) bis hin zum einzelnen Erscheinungsbild in unseren Städten und Gemeinden wurde von den Jugendlichen beschrieben, welche negativen Auswirkungen auf Einstellungen und Verhaltensweisen festzustellen sind - trotz eines insgesamt gewachsenen Umweltbewusstseins. Das Nicht-Vorhandensein einer "Öffentlichen Meinung" bzw. deren geringe Wirksamkeit wurden besonders bemängelt. Damit wird es letztlich jedem möglich, relativ sorglos mit der Umwelt umzugehen. Die Jugendlichen fanden hierfür solche Aussagen wie: "Die sind doch alle so gleichgültig", "Hauptsache Du kippst den Dreck nicht Deinen Nachbarn unmittelbar vor die Tür" - "Es müssen viel härtere Strafen her" - "Die Betriebe planen doch die Strafen für Umweltschäden schon mit ein."

Erst nach diesen drei Komplexen nennen die Jugendlichen, auf "Umwelt" angesprochen, Natur, schöne Landschaften, Erholungsmöglichkeiten... Viele von ihnen betonen, daß sie aus schönen ("herrlichen") Landschaften kommen, daß sie sich mit dieser Landschaft auch eng verbunden fühlen, aber diese Bindung eher ihre Wurzeln im naturverbundenen Aufwachen ihrer Kindheit hat. Gerade auch aus dieser Sicht konstatieren die Jugendlichen denn wieder die zahlreichen Umweltveränderungen. Im einzelnen sind es vor allem der Übergang zur intensiven Agrarproduktion, die Konzentration großer Tierbestände

und deren Abprodukte (Gülle) sowie die intensive Futterproduktion (Düngung, Pflanzenschutzmittel, Schädlingsbekämpfungsmittel), die die natürlichen Reproduktionsprozesse in ihrem Gleichgewicht beeinträchtigen. Damit folgen die Jugendlichen den hauptsächlichsten Problemfeldern in der Umweltdiskussion und vernachlässigen spezielle, für die Agrarproduktion ebenfalls typische wie z. B. die vermehrte Methanproduktion in den Anlagen der industriemässigen Tierproduktion.

Sowohl für die Gruppendiskussion wie auch für die Gespräche mit einzelnen Jugendlichen war typisch, daß nach ein bis zwei grundsätzlichen Assoziationen zum Begriff Umwelt sofort eigenes Erleben am konkreten Beispiel in die Diskussion gebracht wurde. So verwiesen die Jugendlichen aus dem Bezirk Frankfurt/Oder sofort auf die "Rolle" des PCK Schwedt in ihrem Territorium. Jugendliche aus Erfurt berichteten von anderen Erfahrungen: Beim Bemühen um Minderung bzw. Beseitigung von Umweltbeeinträchtigungen stießen sie auf zahlreiche Ressentiments bei den kommunalen Einrichtungen bzw. gesellschaftlichen Organisationen. Hilfe und notwendige technische Unterstützung wurde ihnen verwehrt. Offensichtlich haben manche Leiter noch Probleme mit dem sich allmählich entwickelnden Aktivitäten zum Umweltschutz. Es wird aber deutlich, daß das Aktivitätsbedürfnis wächst.

Die Sicht auf Umwelt wird heute - auf der Grundlage eines in den letzten Jahren stark sensibilisierten Bewußtseins gegenüber dieser Problematik - stärker von unmittelbaren Erlebnissen oder Beobachtungen als von pauschalen Argumentationen bestimmt. Die Verantwortung des Staates in dieser Frage wird unterstrichen. Gleichzeitig erkennen alle, daß es außerordentlich umfangreicher Mittel bedarf, um Grundsätzliches im Umweltschutz zu erreichen, daß aber gleichzeitig diese Mittel nur sehr begrenzt zur Verfügung stehen.

Besonders deutlich empfinden die Jugendlichen natürlich die Widersprüche zwischen intensiver Agrarproduktion und Schutz und Wahrung der natürlichen Umwelt. Alle Jugendlichen sehen in der Ausübung ihres Berufes als Tier- oder Pflanzenproduzenten auch eine landeskulturelle Verantwortung, betonen aber gleichzeitig, daß diese unter den gegenwärtigen Bedingungen nur sehr bescheiden verwirklicht werden kann. Von vielen Jugendlichen wurde in diesem Zusammenhang die Größe der Landwirtschaftsbetriebe und der damit zu beherrschende Stoffkreislauf sehr kritisch gesehen.

Auch im engeren Kreis der unmittelbaren Be-

rufausübung sind sich die Jugendlichen über ihre Verantwortung für das harmonische Miteinander von Agrarproduktion und Umweltschutz im klaren. Sie sehen das Primat der Produktion, empfinden aber auch die Unzulänglichkeit mancher technischer oder technologischer Lösung und ihrer umweltbelastenden Folgen. Fast gleichrangig wird auf die Verwendung traditioneller bzw. natürlicher Lösungen (Radverbreiterungen gegen Bodenverdichtung, Wiederherstellung des natürlichen Gleichgewichtes zur Schädlingsbekämpfung) und die Entwicklung und den Einsatz moderner Verfahren (schlagdifferenzierte Düngung, Erhöhung des Trockensubstanzgehaltes bei Gülle) hingewiesen.

Insgesamt sehen sich die Jugendlichen in der Landwirtschaft eindeutig mit einer landeskulturellen Funktion versehen. Die Aussage eines Jugendlichen aus Erfurt: "Ein Landwirt, der nicht an die Umwelt denkt, ist kein richtiger Landwirt." charakterisiert den Bewußtseinsstand treffend.

Auf der Grundlage dieses Bewußtseinsstandes ist es möglich, durch eine weitere Verbesserung der materiell-technischen Bedingungen und die stabile Ausprägung umweltbewußter Verhaltensweisen, eine harmonischere Verbindung von intensiver Agrarproduktion und dem Landschafts- und Naturschutz zu erreichen.

Nationale Bedingungen als Sozialisationsfaktoren

"Unter dem Aspekt der Verhaltensdetermination betrachtet, haben folgende Makrogruppen für uns Bedeutung: soziale Klassen und Schichten, ideologische Gruppen, nationale Gruppen, regionale Gruppen, Geschlechtergruppen, Berufsgruppen, Schulgruppen und Altersgruppen."

Walter FRIEDRICH¹

Viele Erkenntnisse über den determinierenden Einfluß solcher Makrogruppen auf die Denk- und Verhaltensentwicklung junger Menschen sind seit der Zeit, als diese Aussage formuliert wurde, von der Jugendforschung, der Sozialpsychologie, der Soziologie usw. zusammengetragen worden. Nur über die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer nationalen Gruppe in diesem Prozeß gibt es seither keine nennenswert weiterführenden theoretischen und empirischen Erkenntnisse, trotz vieler kulturvergleichender, anthropologischer und ethnologischer Studien, die allerdings einen anderen Gegenstand verfolgen. Die Ursachen dafür sind in der lange Zeit unterschätzten Relevanz dieser Entwicklungsdeterminanten und den damit fehlenden spezifischen Vergleichsuntersuchungen zu suchen. Das hat sich in den letzten Jahren bedeutend geändert. Die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft verleiht u. a. den subjektiven Faktoren in der Gesellschaft zunehmendes Gewicht, eng verbunden mit der Tatsache, daß es kein identisches Modell für alle Länder bei der weiteren Entwicklung des Sozialismus gibt. Damit rücken Fragen der nationalen Bedingungen und Spezifika stärker in den Vordergrund, auch im Hinblick auf die Denk- und Verhaltensentwicklung. "Nationales", abgeleitet aus dem Begriff der "Nation"² bezeichnet die spezifische Art und Weise, in der die Menschen ihre sozialen Beziehungen, ihr Leben gestalten, die aufgrund

- gemeinsamer Sprache,
- geistig-kultureller und ethnologischer Gemeinsamkeiten,
- eines relativ abgeschlossenen Territoriums,
- bestimmter gleicher sozialökonomischer Bedingungen (Produktionsverhältnisse, Klassenstruktur, engen wechselseitigen Wirtschaftsbeziehungen, sog. "innerer Markt") und
- weiteren materiellen (natürlichen) und ideellen Existenzbedingungen

objektiv ein besonderes Verhältnis zueinander besitzen, und somit eine soziale Einheit, eine (Makro-)Gruppe bilden. Die daraus erwachsenden und historisch gewachsenen sozialen Kommunikations- und Kooperationsformen erlangen spezifische, eben "nationale" Qualität, die

sie in mancher Hinsicht von anderen nationalen Gruppen unterscheidet. Dazu gehören einmal die grundlegenden materiellen Existenzbedingungen im Zusammenhang mit den natürlichen Ressourcen des bewohnten Territoriums, die zu vorherrschenden, typischen Produktionsbedingungen, -zweigen, Produkten usw. führen. Man spricht bekanntlich von Industrienation, agrarischer Nation, Handelsnation, Seefahrernation u. ä. Zum anderen rechnet dazu der gesamte ideologische und geistig-kulturelle Überbau, d. h. Werte und Wertvorstellungen, Normen, Rechte, Traditionen, Sitten, Bräuche, Ess- und Trinkgewohnheiten, früher auch typische Kleidungen (Trachten), Bau- und Kunststile, soziale Kontakt- und Gesellungsformen, Wohn- und persönliche Lebensstile, Erziehungsformen usw. Ihre Inhalte widerspiegeln sich darüber hinaus auch in Mythen, Sagen, Märchen, in der Musik, besonders in Volks- und Soldatenliedern, in der Malerei, bildender Kunst, Lyrik und Prosa usw. Alle diese Faktoren bedingen in beträchtlichem Maße übereinstimmende, eben "national"typische Denk- und Verhaltensweisen der Menschen, prägen ein deutliches Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen ihnen und eine starke gefühlsmäßige Bindung an das bewohnte Territorium aus: Nationalbewußtsein und Heimatverbundenheit. Diese Faktoren machen zugleich einen wesentlichen Bereich der objektiven Umweltbedingungen aus, in die die heranwachsenden Generationen hineingeboren werden, die sie interiorisieren und zu Persönlichkeitsmerkmalen ausformen. Diese nationalen Lebensbedingungen sind historisch entstanden. Sie haben sich im Verlauf der Geschichte beträchtlich gewandelt und werden sich auch weiterhin mit der Entwicklung der Produktivkräfte und den Produktionsverhältnissen verändern. Vor allem unterliegen sie den aus den Produktionsverhältnissen resultierenden klassenstrukturellen Bedingungen. Unter antagonistischen Klassenverhältnissen wird das Nationaltypische bis auf eine Reihe untergeordneter Formen auf die antagonistischen Klassen aufgespalten. Darauf hat ENGELS schon 1845 in seinem Werk "Zur Lage der arbeitenden Klasse in England" aufmerksam gemacht.³ Unter nichtantagonistischen Produktions- und Klassenverhältnissen kommen nationale Merkmale in der Lebensweise der Menschen zunehmend einheitlicher zur Geltung. Das wirft für wissenschaftliche Analysen eine Reihe neuer Fragen auf. Besonders geht es um eine alte Forderung FRIEDRICHs: "Die Sozialforschung benötigt vor allem eine klare Bestimmung derjenigen Umweltbedingungen, die von entscheidendem Einfluß auf die Verhaltensformung in der Ontogenese sind."⁴ Im Hinblick auf die "nationalen" Bedingungen fehlen solche theoretischen und empirischen Aussagen.

Als erstes ist zu beachten, daß nationale Lebensbedingungen nicht "an sich" existieren. Nationen schweben nicht frei im gesellschaftlichen Raum, sondern sind stets politisch und administrativ in einen Staat eingebunden, unterliegen in ihren Lebensbedingungen den übergreifenden politischen, ökonomischen und sozialen Interessen der herrschenden Klasse, deren Machtinstrument der Staat ist. Bestimmte nationale Bedingungen sind also in strengem Sinne gar keine nationalen, sondern erwachsen aus den politischen Zielen und Maßnahmen der herrschenden Klasse und ihres Staates. Inwieweit solche staatlich-politisch geschaffenen (Lebens-)Bedingungen zugleich auch nationale sind, muß theoretisch noch gründlicher im Hinblick auf das Verhältnis von Staat und Nation und ihre Perspektive im Sozialismus untersucht werden, eine Frage, die aktuell und strategisch gegenwärtig enorm an Bedeutung gewonnen hat. Des weiteren ist genauer zu bestimmen: Welche nationalen (Umwelt-)Bedingungen spielen in der Sozialisation der heranwachsenden Generationen unter unseren konkret-historischen Verhältnissen eine entscheidende Rolle? Das erfordert als ersten Schritt sicher die theoretische Unterscheidung bestimmter Ebenen von nationalen Bedingungen, etwa

1. Nationale Bedingungen globalen Charakters
 Hierzu gehören Interessen, Ziele, Maßnahmen, Werte usw., die die Existenz der Nation überhaupt sichern. Insofern sind sie nicht eigentlich nationaltypisch, sie decken sich mit denen anderer Nationen, sind staatspolitische Maxime sogar von Ländern unterschiedlicher Gesellschaftsordnung geworden: Erhaltung des Weltfriedens, Schutz der natürlichen Umwelt, Lösung der Welternährungsprobleme u. ä. Solche national-übergreifenden Bedingungen widerspiegeln sich recht einheitlich im Denken und Verhalten junger Angehöriger verschiedener Nationen. Vergleiche sozialwissenschaftlicher Studien in verschiedenen Ländern, u. a. DDR, CSSR, Bulgarien zeigen, daß die Erhaltung des Friedens von 70 bis 80 % und der Schutz der Umwelt von 80 bis 90 % der jungen Menschen nahezu übereinstimmend als wichtige Werte bezeichnet werden, mit denen sie sich identifizieren.

2. Nationale Bedingungen sozialismusspezifischer Art

Damit sind die Bedingungen, Aufgaben und Ziele gemeint, auf denen die weitere Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in den verschiedenen sozialistischen Ländern beruht. Sie entsprechen primär klassenbedingten politisch-staatlichen Belangen, weisen aber in hohem und zunehmendem Maße nationale Elemente auf: Sozialismus in den jeweiligen National-

farben! Das sind nicht nur die aus den allgemeinen sozialistischen Prinzipien und Zielen, sondern auch aus den nationalen Produktions- und Wirtschaftsprofilen sowie den sozialen Strukturen abgeleiteten politischen, ökonomischen, geistig-kulturellen und sozialen Strategien und Maßnahmen der führenden Arbeiterklasse und ihrer Partei bei der weiteren Gestaltung des Sozialismus in ihrem Land. Ihre Propagierung und Realisierung schafft spezifische "Umwelt"-Bedingungen, die die Wertorientierungen, die Interessen und Bedürfnisse, die Motive und das Handeln der heranwachsenden Generationen national unterschiedlich determinieren.

3. Nationale Alltags-Bedingungen

Neben der übergreifenden Determination des Denkens und Verhaltens durch diese beiden Bedingungs Ebenen ist mindestens noch eine dritte Bedingungs Ebene wirksam. Sie umfaßt die Vielzahl von Bedingungen, Prozessen, Anforderungen, Ansprüchen, Regeln usw. im täglichen Leben der jungen Menschen, bei der Arbeit, bei der Ausbildung, in der Freizeit. Sie sind oft traditionell verwurzelt, entsprechen keinem offiziellen Normenkatalog, was aber keineswegs ihre Verbindlichkeit mindert. Dementsprechend ist ihre determinierende Relevanz groß. Es handelt sich hier um nationale Bedingungen im engeren Sinne, direkt aus den jahrhundertelangen alltäglichen Lebensumständen und -gewohnheiten der Menschen abgeleitet. Natürlich haben sich auch hier historisch Veränderungen ergeben. So bei einigen Nationen z. B. in den traditionellen Normen hinsichtlich Partnerschaft, Ehe und Sexualität, in anderen Nationen unter dem stärkeren Einfluß der christlichen Religion und der konservativer wirkenden agrarischen Struktur dagegen weitaus weniger. Voreheliche Intimbeziehungen tolerieren beispielsweise 92 % der jungen DDR-Bürger, aber nur 49 % der jungen Menschen in Bulgarien. Ähnliches gilt auch für die Geburt und das Leben mit einem unehelichen Kind in beiden Nationen.

Empirische Vergleichsstudien können hier viel Erkenntnis material liefern. Desto wichtiger ist die Forderung nach theoretischer Fundierung der Rolle nationaler Bedingungen im Prozeß der Sozialisation.

Quellen

- 1 FRIEDRICH, W.: "Jugend heute", Berlin 1966, S. 58
- 2 vgl. "Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie", Stichwort "Nation", Berlin 1977, S. 454
- 3 vgl. MEW, Bd. 2, Berlin 1974, S. 351
- 4 FRIEDRICH, W.: "Jugend heute", Berlin 1966, S. 59

Wissenschaft ohne Handeln - ich weiß nicht, ob es nicht mehr Ballast ist. (AMBROSIUS)

"Man soll schon modeln an der Gesellschaft, vor allem an dem, was sich nicht bewährt hat und an den Menschen, die sind ja auch verbesserungsbedürftig. Aber bei der Modellelei mit dem Menschen soll man an jenen Flugzeugbastler denken, der, einen Schwarm Tauben beobachtend, gereizt äußerte: Die Tauben fliegen falsch!". (DRESCHER)

Mit dem guten Vorsatz, diesen Rat zu befolgen, sollten auch wir Jugendforscher uns ab und zu auf das glatte Parkett der Bildung und Erziehung begeben, um gemeinsam mit Schulpolitikern, pädagogischen Wissenschaftlern, Lehrern und Erziehern über die 'optimale Entwicklung' unserer jungen Generation nachzudenken. Da wir im allgemeinen recht gut darüber Bescheid wissen, 'wie unsere Jugend ist', darf es uns nicht gleichgültig sein, wie Bildungs- und Erziehungsprozesse gestaltet werden, welche das Ziel verfolgen, die Individualität der Heranwachsenden zu entfalten und sie in nutzbare Bahnen zu lenken.

Welchen Wert haben eigentlich unsere 'Analysen über die Jugend' für unsere Kooperationspartner; z. B. die Lehrer, die ja an vorderster Front wirksam werden, sozusagen hautnah mit der Jugend arbeiten und über die schon große Leute bemerkten: "Der Lehrer arbeitet an der verantwortungsvollsten Aufgabe die es gibt - er bildet und erzieht die Menschen". (KALININ)

Was könnte ein Lehrer z. B. mit unserer empirisch gesicherten Erkenntnis anfangen? Die Jugend ist selbstbewußter geworden, reagiert sensibler auf jede Form der Gängelei und Bevormundung, legt mehr Wert auf Selbstbestimmung, verhält sich gegenüber Problemen ihrer Umwelt meist aufgeschlossen und kritisch, hat auf traditionellen Wissens- und Könnensbereichen deutlich zugelegt, weist aber auch - im Vergleich zu den gesellschaftlichen Erfordernissen - Defizite im Bereich der geistigen Disponibilität, der kreativen Fähigkeiten, der Entscheidungskompetenz, des Stehvermögens in schwierigen Situationen auf.

- Sollen sie dieses Wissen nutzen, um sich mit ihrem Lehrprozeß flexibel darauf einzustellen und dabei auch mit jenen Eigenschaften 'arbeiten', die für sie unbequem sind, aber die Jugend von heute mit ausmachen, weil auch Elternhaus, Freizeitbereich, Medien, die sich verändernden Kommunikations- und Kooperationsbeziehungen ihre positiven und negativen Spuren hinterlassen?!

- Oder sollen sie, die gesellschaftliche Erwartungshaltung klar vor Augen, ihr Bilden und Erziehen konsequent und kompromißlos dazu verwenden, die Jugend dem 'Idealbild' zu nähern?!

- Oder reicht es 'schon' aus, wenn sie ihren Lehrplan gut kennen und umsetzen können, weil in diesen periodisch aktualisierten Materialien schon (fast) alles enthalten ist, was die zeitgemäße Bildung und Erziehung der Jugend betrifft?!

Da es nicht heißt 'ein Lehrer ...', sondern "Ein wirklich guter Lehrer wird immer einen außerordentlichen, oft den entscheidenden Einfluß auf den Schüler haben ..." (LYNEN), wollten wir es einmal genauer wissen: Wovon läßt sich ein guter Lehrer leiten bzw. wonach richtet er sich? - und befragten dazu Lehrer und Schuldirektoren.

Nicht alle, aber doch ein beachtlicher Anteil, und unter ihnen viele, deren gute 'Schülerleistungen' uns aufgefallen waren, antworteten singemäß wie jene Direktorin, deren Stellungnahme wir nachfolgend auszugsweise vorstellen wollen, weil sie vieles auf einen Punkt bringt. "Zuerst muß beim Lehrer Klarheit darüber bestehen, welche Menschen wir brauchen an der Schwelle vom Heute zum Morgen ... Dann sollte er sich ständig die Frage stellen: Wofür ist jeder einzelne meiner Schüler besonders geeignet? Den Lehrplan muß er dazu verwenden, um darüber Aufschluß zu erhalten und natürlich auch, um mit den Schülern in Richtung gesellschaftliche Zielstellung zu arbeiten. Entsprechend der Potenzen der Schüler, wird er sich diesem Ziel mehr oder weniger stark nähern können. Lehrer sollen sich aber nicht verleiten lassen, bei allen Schülern das Gleiche erreichen zu wollen. Entwicklungsfördernder für den einzelnen wie auch für die Gesellschaft insgesamt ist es, wenn von jedem gefordert wird, was er leisten kann, jeder folglich auf das ihm Mögliche orientiert wird ... Das größte Problem besteht meines Erachtens darin, daß es viele Lehrer noch lernen müssen, mit dem Lehrplan schöpferisch umzugehen. Nicht formal abarbeiten, sondern den bestehenden Freiraum nutzen, um auf den Schüler zugeschnittene, der Situation und der Zeit angemessene Anforderungen stellen, das macht einen guten Lehrer aus ... Aus der Erfahrung heraus muß ich einschätzen, daß unsere Lehrer - einige gute Einzelkämpfer ausgenommen - über einen deutlichen Nachholebedarf auf didaktisch-methodischem Gebiet verfügen. Leider haben wir es in der Vergangenheit versäumt, die schöpferische Potenz unserer Lehrer bewußt zu entwickeln. Sie waren viel zu sehr damit beschäftigt, nach Anweisung zu handeln ... Jetzt, wo wir auf ihr Schöpferium bauen müssen, um den immer größer werdenden Ansprüchen an Bildung und Erziehung unter den nicht einfacher

werdenden Bedingungen zu entsprechen, werden uns diese Defizite schmerzhaft bewußt...". Die Aussagen dieser erfahrenen Schuldirektorin weisen darauf hin, Lehrer dürfen nicht nur Lehrplanarbeiter sein, weil sie sonst Gefahr laufen, "Lehrer zu sein, deren hauptsächliche Qualifikation darin besteht, daß sie ständig langweilige Daten, Taten, Halbwahrheiten und Stilregeln durchpflügen, ohne etwas in Frage zu stellen, ohne etwas zu interpretieren und ohne zu erkennen, daß die Welt anders aussieht als ihre Unterrichtsmethoden" (REED).

Stattdessen muß der Lehrer das 'Menschenbilden' handhaben "... als ein Ausbilden des Individuums für das Individuum - (und für die Gesellschaft - die Autoren) nach der dem Individuum eigenen Kräften und Fähigkeiten" (W. v. HUMBOLDT).

Dabei könnte natürlich unsere Ist-Wertbestimmung: 'Wie ist die Jugend heute?' bzw. 'Wie entwickelt sie sich unter den gegenwärtigen Bedingungen?' hilfreich für sie sein - informativ und richtungsweisend für ihr weiteres Einflußnehmen zugleich.

Aus den vorgestellten Informationen über unsere Jugend lassen sich z. B. folgende pädagogikorientierte Schlussfolgerungen ableiten:

- Nutzt die kritische Potenz der Schüler im Unterricht, indem ihr das Stellungnehmen, Parteilergreifen, Werten häufiger fordert!

- Schafft mehr Freiräume und Betätigungsfelder für Schüler im Unterricht, um ihrem hohen Bedürfnis nach Selbständigkeit und Selbsttätigkeit zu entsprechen!

- Schränkt Vorgaben, Handlungsanweisungen, Ein-Weg-Lösungen ein, um die geistige Disponibilität und die schöpferische Potenz herauszufordern!

- Überlaßt den Schülern mehr Alternativen und Wahlmöglichkeiten, um ihre Entscheidungskompetenz zu schulen und um ihnen die Chance zu bieten, sich entsprechend ihrer Stärken und Interessen einzubringen!

- Konfrontiert die Schüler nicht nur mit kleinen Aufgaben, sondern auch einmal mit großen, damit sie spüren, daß ihnen Verantwortung übertragen wird!

- Orientiert Schüler nicht ausschließlich darauf, etwas perfekt nachzuvollziehen, sondern auch einmal darauf, etwas anders zu machen, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen; denn "... der Schüler soll nicht Gedanken, sondern Denken lernen ..." (J. KANT).

Wegweiser, die es unseres Erachtens wert sind, daß man ihnen einmal nachgeht. Dafür spricht auch eine kleine Interventionsforschung an einer Leipziger Schule, die erkunden sollte, inwieweit sich diese Vorstellungen in der aktuellen Schulpraxis verwirklichen lassen.

Sicher ein ungewöhnliches Unternehmen für einen Jugendforscher, sich einmal vorzuwagen bis in die Lehrer- und Klassenzimmer. Und wäre da nicht jene Zuversicht gewesen, welche uns ermunterte ... "Der beste Weg etwas zu machen und es sogar gut zu machen, ist der, einfach anzufangen und es zu machen; so gut man es eben vermag und mit vieler Mühe. Beim Machen findet sich dann erstaunlich viel ein. Dann finden sich freilich auch alle jene ein, die es zwar nicht gemacht haben, die es aber hätten mühe-los besser machen können" (DRESCHER) - ja, wäre dieser Optimismus nicht gewesen, dann ... wären wir am 'sicheren' Schreibtisch verblieben und hätten wohl kleinlaut beigegeben müssen, wenn Lehrer erklären: "Das geht doch nicht in ungerer Schulpraxis!" So haben wir es selbst ausprobiert, gemeinsam mit einem ganzen Schulkollektiv, daß eigentlich hier und heute schon vieles anders, besser gemacht werden könnte an unseren Schulen durch unsere Lehrer, wenn bewußter und konsequenter darauf hingearbeitet würde.

Das Schlusswort sollen die Schüler halten dürfen, denn ihre 'optimale Entwicklung' wollten wir ja mit befördern helfen. Wir fragten sie am Anfang und am Ende jenes Schuljahres, welches geprägt war durch unsere Einflußnahme:

"Was gefällt euch an euern Lehrern besonders?"

Hier einige jener Aussagen einer Oberstufenklasse, die zu Schuljahresbeginn noch nicht so klar formuliert waren:

"Uns imponiert, daß sie (die Lehrer) sich selbst für eine Sache begeistern, das steckt uns oft an!"

"..., daß sie es nicht verlernt haben, uns zum Staunen zu bringen!"

"..., daß nicht mehr alles streng vorprogrammiert ist, am Stundenende auch mal etwas offen bleibt, was uns dann noch weiter beschäftigt!"

"..., daß sie uns nicht nur auf eine Lösung, eine Antwort trimmen und wir damit mehr zu sagen haben!"

"..., daß nicht mehr so häufig versucht wird, uns in ein Korsett zu zwingen, sondern uns mehr Alternativen überlassen werden!"

"..., daß sie uns im Unterricht stark und vielseitig fordern und uns auch mal etwas Großes zutrauen!"

"..., daß wir im Unterricht auch mal bewußt phantasieren und unsere Gedanken spielen lassen können!"

Jä, "nicht aufgepfropfte verstaubte Geistigkeit braucht die Jugend von heute, sondern helle Sinne und klare Ziele aus dem Gesetz und der Not unseres herrlichen, verfluchten und dreimal gesegneten Maschinenzeitalters" (F. WOLF). Hier mitzuwirken, muß sowohl Herausforderung als auch Verpflichtung für Jugendforscher sein.

Gedanken zur Bildwahrnehmung

Das Bild ist mit einer Ausstrahlung begabt, die lähmend wirkt wie das Haupt der Medusa ... Unwiderstehlich ist diese bannende Kraft jedoch nur für das Auge des Analphabeten. Tatsächlich ist das Bild nichts als eine Gesamtheit ineinander verheddelter Zeichen, und ihr böser Zauber kommt von der verworrenen, disharmonischen Summierung ihrer verschiedenen Bedeutungen, so wie das Fallen und aufeinanderprallen von Milliarden Tropfen Meerwasser zusammen das unheimliche Tosen des Sturmes ergeben - anstelle des kristallfeinen Zusammenklagens, das ein mit übermenschlichem Unterscheidungsvermögen begabtes Ohr da heraushören könnte. Für den Gebildeten ist das Bild nicht stumm. Sein raubtierhaftes Brüllen löst sich in zahlreiche anmutige Worte auf. Man muß sie nur lesen können ... (Michel TOURNIER)¹

Daß von der Welt der Bilder keine "böse Macht" ausgeht, wenn man sie zu "lesen" versteht, ist eine höchst aktuelle Thematik, die keinesfalls nur ein zentrales Motiv im jüngsten Roman von Michel TOURNIER darstellt. Die Schlagworte von der Bilderflut und der Visualisierung der Kultur, bedingt vor allem durch die explosiven Entwicklungen im Bereich der Bildmedien, beherrschen zunehmend auch kulturtheoretische Diskussionen. Dabei ist der Grundtenor solcher Reflexionen zur Medienentwicklung durchaus nicht immer so zuversichtlich wie bei TOURNIER. Die spezifische Zeichensprache der Bildwelten zu erlernen, um sie zu entschlüsseln, ist angesichts der Vielfalt und Unterschiedlichkeit alter und neuer Bildmedien eine recht komplizierte Aufgabe. Der "Sprache" bzw. den "Sprachen" der Bilder sollen deshalb einige Überlegungen gelten.

Spielfilm, Fernsehserie, Werbespot, Videoclip, die Bildwelten von Malerei und Grafik, die Vielfalt der Gebrauchsgrafik von der Verpackung bis zu Plakaten, Comics, Poster, Computergrafik, d. h. bewegte und unbewegte Bilder, authentische und fiktionale, bedienen sich eines unterschiedlichen Inventars an Zeichen, das nach unterschiedlichen Regeln, ähnlich der Syntax der Sprache, zu einer sinnvollen Ganzheit kombiniert wird.

Die Vielfalt der Bilder nicht als verwirrende Zeichenflut zu empfinden, hieße dann auch, verschiedene Sprachen/Zeichensysteme "lesen" zu lernen. Trotz der Spezifik der jeweiligen Bilder und ihrer Wahrnehmungsgesetze ist die Tatsache immer wiederkehrender Bildelemente ebenso unumstritten.

Stereotype im Spielfilm, die auf einer normierten Zeichenerkennung - Bedeutungszuordnung be-

ruhen, und die Bildelemente der Werbung können trotz der Spezifik der jeweiligen Bildwelten als invariante Elemente das "Lesen" und Verstehen unterschiedlicher Bilder erleichtern.

Nicht unbedingt Teil eines Bild-Stereotyps, aber trotzdem häufig wiederkehrendes Element verschiedener Bilder ist die mit unterschiedlichen künstlerischen Mitteln realisierte Darstellung des Menschen, die sich den Regeln der jeweiligen Bildstruktur unterordnet. Gerade in den für Jugendliche bedeutsamen Bildmedien wie Spielfilm, Fernsehserie, Videoclip, Star-Poster u. a. nimmt die Darstellung des Menschen eine zentrale Stelle ein. Seine Darstellung bzw. die künstlerischer Figuren durch Menschen als Element dieser Bildwelten verdient deshalb genauere Beachtung.

Wir stoßen damit auf eine Thematik, die außerhalb der Medienbilder bzw. der künstlerischen (Ab-)Bilder liegt: auf das "Bild vom anderen" in der alltäglichen interpersonellen Wahrnehmung.² Das Bild unserer Mitmenschen, das wir in der Realitätswahrnehmung bilden, basiert zwar auf einem anderen Widerspiegelungsniveau als die Wahrnehmung von Medienbildern, die den Menschen "abbilden", trotzdem sollte überprüft werden, in welchem Maß die sozialpsychologischen Gesetzmäßigkeiten der interpersonellen Wahrnehmung auch auf die Wahrnehmung unterschiedlicher künstlerischer Bilder zutreffen.

Natürlich darf dies nicht auf eine einfache Gleichsetzung von Realitätswahrnehmung und Bildwahrnehmung hinauslaufen, obwohl dies z. B. bei der Spielfilmwahrnehmung relativ leicht geschehen kann. Gerade die Filmwahrnehmung scheint der des realen Lebens am Ähnlichsten zu sein, da alles so "lebensecht" wirkt. "Die Lebensechtheit erschlägt das Subjekt",³ wie es bei LOTMAN heißt. Die Wahrnehmung des Menschen in künstlerischen Bildern bzw. in Medienbildern erfolgt dort, wo die künstlerische Form der Form der Alltagswahrnehmung des Menschen sehr nahe kommt, also z. B. im Spielfilm, in Werbefilmen, zum Teil auch im Videoclip u. a. bis zu einem gewissen Grad in ähnlicher Weise wie die Alltagswahrnehmung des Menschen, sie ordnet sich allerdings in die gesamte Bildwahrnehmung ein.

Ob authentische Personen oder fiktive Figuren, die durch Menschen dargestellt werden, Element künstlerischer Bilder sind, ist für ihre Wahrnehmung analog der interpersonellen Wahrnehmung nicht so bedeutsam wie die künstlerische Form, die Art der Widerspiegelung.

Natürlich unterscheidet sich die interpersonelle Wahrnehmung von der Bildwahrnehmung zunächst dadurch, daß künstlerische Bilder

bereits Abbildcharakter haben. Ein wesentlicher Unterschied dürfte aber auf der Ebene der Zeichenerkennung - Bedeutungszuordnung liegen oder - anders ausgedrückt - in der Art, wie "personale Reize" verarbeitet werden, welchen Hinweiswert sie besitzen. "Hinweisreize" (HIEBSCH) wie Gesichtsausdruck, Stimme, Blickverhalten, äußere Aufmachung ... werden in der interpersonellen Wahrnehmung mit Bedeutungen belegt und führen zu einer Persönlichkeitsbeurteilung. Der Hinweiswert solcher Attribute ist in den verschiedenen künstlerischen Bildern komplexer und bezieht sich nicht in erster Linie auf die Bewertung der dargestellten Person. Was bestimmte Reize/Zeichen bedeuten, erschließt sich im Rahmen der gesamten Bildstruktur bzw. des gesamten künstlerischen Werkes.

Die bereits erwähnte Lebensechtheit des Spielfilms durch Handlungen und Verhaltensweisen von Menschen führt zu Beurteilungen von Filmfiguren, obwohl die Hinweisreize sich immer auch auf die Ebene der jeweiligen Bildsequenz bzw. des gesamten Films beziehen. So werden Filmfiguren als sympathisch oder unsympathisch bewertet und die Gesamtbewertung eines Films kann von solchen Figurensympathien bestimmt werden. Die Frage, warum eine bestimmte Person in der dargestellten Weise aussieht, handelt, spricht, die den Hinweiswert personaler Signale auf eine ganz andere Ebene als die der Figurenbewertung transportieren würde, kann ganz hinter die Figurenbewertung zurücktreten. Der unterschiedliche Hinweiswert "personalereize" bzw. der Mechanismus Zeichenerkennung - Bedeutungszuordnung soll an einem Beispiel in der interpersonellen Wahrnehmung und in der Figurenwahrnehmung im Film verdeutlicht werden.

Kleidung, Frisuren, Accessoires, Schminke usw. sind Teile der vielfältigen Signale, die von einer Person ausgehen und die bestimmten Bedeutungszuordnungen unterliegen. Diese Zeichen-Bedeutungs-Relation ist aber auch in der interpersonellen Wahrnehmung aus vielfältigen Gründen nur schwer "lesbar", die Hinweisreize sind vieldeutig.

Mögliche Bedeutungen liegen in dem Verhältnis Individuum - Gesellschaft (Zugehörigkeit/Abgrenzung), in der Auffassung der eigenen Geschlechterrolle (der Art der Stilisierung als männlich oder weiblich), in dem Verweis auf kulturelle Lebensstile. Dieses Hinweissystem funktioniert natürlich auch in der Figurenwahrnehmung des Spielfilms und trägt zur Urteilsbildung über Filmfiguren bei. Wesentlich ist aber, daß hier kein Detail in der Anlage der Figuren zufällig ist und daß das

K o s t ü m ein gleichberechtigtes künstlerisches Element ist. Es verweist auf die Auffassung der Filmschöpfer von der jeweiligen Figur u n d auf ihre gesamten künstlerischen Intentionen und Wirkungsabsichten. Mit Hilfe des Kostüms ist es z. B. möglich, soziale und historische Genauigkeit in der Figurendarstellung zu erreichen - ebenso ist es möglich, Figuren, die einen großen historischen und sozialen Abstand zur Gegenwart haben, als ganz gegenwärtig oder "zeitlos" zu stilisieren. Das Element Kostüm kann somit grundlegende künstlerische Darstellungsabsichten vermitteln. Das heißt auch, der Hinweiswert des Kostüms ist vielfältiger und komplexer als der Hinweiswert der äußeren Gestaltung von Personen in der alltäglichen interpersonellen Wahrnehmung.

Die Sprache der Bilder mit ihren Elementen und Regeln "lesen" zu lernen, wofür das Eingangszitat plädiert, heißt auch, die unterschiedlichen Zeichenbedeutungen erschließen zu können, andere Bedeutungszuordnungen als in der interpersonellen Wahrnehmung vorzunehmen.

Quellen

- 1 TOURNIER, Michel: Der Goldtropfen. In: Kaspar, Melchior, Balthasar. Der Goldtropfen. Zwei Romane. Berlin 1988, S. 429
- 2 Vgl. HIEBSCH, Hans: Interpersonelle Wahrnehmung und Urteilsbildung. Psychologische Grundlagen der Beurteilung von Menschen. Berlin 1986
- 3 LOTMAN, J. M.: Das Sujet im Film. In: Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst. Leipzig 1981, S. 212

Ist- und Sollbildvergleich ausgewählter Persönlichkeitsmerkmale im Selbstverständnis junger Künstler - Anmerkungen zu empirischen Ergebnissen bei DDR-Kunststudenten

Über Eigenarten der Persönlichkeit des künstlerischen Berufsnachwuchses wissenschaftlich zu reflektieren, scheint in mehrerer Hinsicht sinnvoll und notwendig. Werden doch damit Fragen aufgeworfen, die Kernbereiche der Bewahrung und Innovation von Kultur und Kunst betreffen und - gewissermaßen prototypisch - für weit über Kultur und Kunst hinausgehende Prozesse gesellschafts- und persönlichkeits-theoretisch von Belang sind. Um die Spannweite des Problemfeldes deutlich zu machen: Gelingt es, Allgemeines und Besonderes der Persönlichkeitsstruktur junger Künstler genauer zu erfassen und dabei wirkende Determinationen zu analysieren, wird es nicht nur möglich sein, die Persönlichkeitsentwicklung künstlerischer Begabungen sachkundiger und bewußter zu fördern, sondern zugleich Möglichkeiten künstlerischer Betätigungen für eine allseitige Persönlichkeitsentfaltung zu erschließen. Denn nicht selten wird gerade der Kunst eine solche Potenz zuerkannt als "heute wohl der einzige Ort, zugleich beinahe das einzige Erprobungsfeld für die Vision vom ganzheitlichen menschlichen Wesen", wie es Christa WOLF ausdrückte.

Mit der ZIJ-Untersuchung "Kunststudenten '86" war die Chance gegeben, ausgewählte wesentliche Persönlichkeitsmerkmale im Ist- und Sollbildvergleich im Selbstverständnis von über 2000 DDR-Kunststudenten empirisch zu ermitteln, deren Ausprägung bzgl. der vier Kunstrichtungen Musik, bildende und angewandte Künste, Theater sowie Film und Fernsehen zu differenzieren und mit analogen Ergebnissen der Studentenintervallstudie Leistung des ZIJ in Beziehung zu setzen. Der Vergleich schloß Fähigkeiten, psycho-physische Dispositionen sowie kognitive und emotionale Voraussetzungen für Leistungen auf dem (künstlerischen) Hauptfachgebiet ein. Insgesamt wurden 21 Merkmale erfaßt, davon 17 in allen vier künstlerischen Hauptfachrichtungen identische (vgl. Tabelle). Die empirischen Daten erbrachten folgende Ergebnisse:

1. Kunststudenten unterscheiden sich in ihrer Gesamtheit von den Studenten nichtkünstlerischer Fachrichtungen in einer Vielzahl von Persönlichkeitsmerkmalen. Viele der ausgewählten Persönlichkeitsmerkmale bewerten sie in ihrer Bedeutung für die künftige berufliche Entwicklung höher. Dies betrifft insbesondere

kreative Fähigkeitsaspekte, aber auch Fleiß, Ausdauer und Beharrlichkeit, die Fähigkeit zur (selbstkritischen) Leistungseinschätzung und zur Kooperation. Im allgemeinen bemühen sich Kunststudenten in stärkerem Maße um eine hohe (geistig-kulturelle) Allgemeinbildung und um Kenntnisse über neueste Entwicklungstendenzen auf dem Hauptfachgebiet.

Weniger Bedeutung messen sie in ihrer Gesamtheit dagegen der Fähigkeit zum logisch-rationalen Denken bei und erachten Kenntnisse über die (gesellschaftliche) Praxis - mit Ausnahme der Film- und Fernsehstudenten - für weniger wichtig.

Tabelle Bedeutsamkeit ausgewählter Eigenschaften und Fähigkeiten für die künstlerische Entwicklung von Kunststudenten - in %; Angaben der ersten Antwortposition (sehr wichtig) von 6 Antwortpositionen (AF 6; überhaupt nicht wichtig); differenziert nach Kunstrichtungen

	Musik	bild./ ange. Kunst	Theater	Film u. Fernsehen
künstler. Gestaltungsfähigkeit	91	85	92	62
Fleiß/Ausdauer/ Beharrlichkeit	88	69	85	75
Erlebnisfähigkeit/ Gefühlsreicht.	78	73	85	61
psychische Belastbarkeit	77	42	82	70
Selbstsicherheit	74	53	64	73
Fähigkeit zur Selbsteinschätzung	74	60	65	53
Vorstellungsfähigkeit/ Phantasie	73	85	92	72
künstler. Kreativität	68	85	89	59
körperliche Fitness	59	27	72	39
Kooperationsfähigkeit	58	46	62	70
Kenntnisse d. intern. Entw. im Hauptfachgebiet	56	67	43	49
hohe Allgemeinbildung	52	52	61	63
Kenntnisse d. nationalen Entw. im Hauptfachgebiet	45	53	45	51
Fähigkeit zum logischen, rationalen Denken	45	52	57	62
künstlerisches Improvisationsvermögen	45	63	86	55
Kenntnis d. ges. Praxis	43	55	59	67
Fremdsprachenkenntnisse	21	18	20	20

2. Weitestgehend unabhängig davon, auf welchem Kunstgebiet die Studenten immatrikuliert sind, wird die Ausprägung eigener Fähigkeiten, psycho-physischer Dispositionen und fachlicher sowie allgemeinbildender Kenntnisse eingeschätzt: Übereinstimmend sind die Studenten aller Kunstrichtungen insbesondere davon überzeugt, daß sie in hohem Maße Gefühlsreichtum und Erlebnisfähigkeit, die Fähigkeit, etwas Künstlerisches zu gestalten bzw. auszudrücken, Phantasie und Vorstellungsfähigkeit besitzen dagegen auffallend wenig Selbstsicherheit und absolut geringe Fremdsprachenkenntnisse.

3. Im Unterschied zum Ist-Bild zeigt das Soll- bzw. Wunsch-Bild der Kunststudenten zum Teil kontrastreiche Unterschiede von Kunstrichtung zu Kunstrichtung und in einigen Persönlichkeitsdimensionen zwischen den Hauptfachrichtungen innerhalb der Studenten eines Kunstgebietes. Die Ursachen hierfür sind vielfältig.

Sie reichen von Faktoren, die sich aus dem sozialen und ästhetischen Charakter und den Funktionen einer jeweiligen Kunstart (z. B. Widerspiegelungscharakter, der Wortgebundenheit, der politischen und Alltagsbezogenheit u.a.m.) ergeben bis hin zu den Produktions-, Distributions- und Rezeptionsformen, die an die einzelnen Künste gebunden sind und entsprechende (vor allem spezifisch kommunikative) Fähigkeiten bei den Studenten dieser Kunstrichtungen in den Vorder- oder Hintergrund schieben, überhaupt in entscheidendem Maße ihr künstlerisches Bewußtsein und Verhalten, also ihre Erwartungen, Interessen, Motive usw. prägen und somit auch ihre Einstellungen gegenüber der Notwendigkeit zur Aneignung und Beherrschung der hier zur Disposition stehenden Persönlichkeitsmerkmale.

4. Die Ergebnisse deuten darauf hin, daß offensichtlich folgende kunstimmanente und außerkünstlerische Faktoren auf das Soll-Bild differenzierenden Einfluß haben:

- der Anteil produktiv-kreativer versus re-produktiv-interpretativer Tätigkeitsaspekte:

Hier liegt eine wesentliche Ursache dafür, daß solchen Aspekten wie Vorstellungsfähigkeit und Phantasie, Improvisationsfähigkeit und künstlerische Kreativität von Kompositionstudenten und Malern sowie Grafikstudenten gleichermaßen mehr Bedeutung zuerkannt wird als von künftigen Orchestermusikern und Choristen.

- der kommunikative Charakter bzw. die Präsentationsform von Künsten:

Inwieweit es sich um eine wortgebundene (verbale versus nonverbale), um eine individuell oder kollektiv gestaltete Kunstform handelt, ist hierbei von besonderem Gewicht. So kommt es, daß künftige Orchestermusiker und Chorsänger, aber ganz besonders die heranwachsenden Schauspieler die Fähigkeit zur Kooperation deutlich höher schätzen als Soloinstrumentalisten und -sänger oder als Studenten der bildenden Künste. Hypothetisch kann festgehalten werden: Je geringer der Zwang zur Individualität bzw. je ausgeprägter die Synchronie künstlerischer Ensemblesaktivitäten (wie sie für einen Orchestermusiker im Sinne des *uni sono*) notwendig und daher erstrebenswert sein muß, um so größer wird der Zwang (das als Notwendigkeit erkannte und damit bedeutsame Ziel im Soll-Bild von Persönlichkeitsmerkmalen), ständig die eigene künstlerische Fähigkeit - im Vergleich zu den anderen - einzuschätzen, was wiederum das Verlangen steigert, (trotzdem) Selbstsicherheit zu besitzen.

- der Anteil interiorisierter Fähigkeitskomponenten bzw. von Fertigkeiten bei der Ausübung künstlerischer Tätigkeiten:

Je größer jener Anteil ist, um so größere Be-

deutung erhalten Fleiß, Ausdauer und Beharrlichkeit und psycho-physischer Belastbarkeit. Dies ist bei Fachrichtungen mit hohem Ubeaufwand (z. B. bei Instrumentalisten und Sängern) nachweisbar.

- der Anteil geistiger Aktivitäten in der künstlerischen Tätigkeit:

Ist die künstlerische Tätigkeit in erster Linie handwerklich-interpretativ, ohne zugleich geistige Ansprüche und Aktivitäten zu mobilisieren, kommt es zu einer Gefingschätzung nicht nur kreativer Persönlichkeitseigenschaften, sondern auch zu einer Geringschätzung logisch-rationaler Denkfähigkeiten unter den Kunststudenten.

- das Maß der Auseinandersetzung mit den politisch-gesellschaftlichen Inhalten, Funktionen und Wirkungen künstlerischer Kreationen:

Mit der Ausformung politisch-gesellschaftlichen Problembewußtseins verbindet sich bei den Kunststudenten zunehmend der Wunsch, Kenntnisse über die gesellschaftliche Praxis zu besitzen. Ein solcher Wunsch ist bei den Theater-, Film- und Fernsehstudenten vor allem im Vergleich zu den meisten Musikstudenten überdurchschnittlich stark ausgeprägt.

5. Aus der Differenz zwischen den Vorstellungen der Studenten darüber, was für ihre künstlerische Tätigkeit wichtig ist und der Einschätzung des in dieser Hinsicht erreichten individuellen Entwicklungsstandes sind Aussagen über die von ihnen empfundenen Defizite ableitbar.

In Abhängigkeit von den gewonnenen Erfahrungen und Einsichten in objektive Notwendigkeiten, den daraus abgeleiteten Ansprüchen sowie von ihren subjektiven Möglichkeiten künstlerisch zu erbringender Fähigkeiten und Leistungen, werden die Differenzen zwischen Ist- und Soll- bzw. Wunsch-Bild als Defizite subjektiv erlebt. Die empirischen Fakten belegen: Übereinstimmend empfinden die Studenten aller Kunstrichtungen es als wesentliches Manko ihrer Persönlichkeitsentwicklung, über zu wenig Selbstsicherheit zu verfügen. Hinsichtlich anderer Merkmale artikulieren die Studenten der verschiedenen Kunstrichtungen weniger Übereinstimmendes. So gibt es in der Einschätzung von Studenten der darstellenden Künste auffallend grobe Defizite auf künstlerisch-handwerklichem und mehr noch auf -kreativem Gebiet. Gemessen an ihren Ansprüchen bewerten die Musikstudenten im Vergleich zu den anderen Kunststudenten ihren Fleiß, Ausdauer und Beharrlichkeit ausgesprochen kritisch, gleichfalls ihre psychische Belastbarkeit. Eine ungenügend gediegene Allgemeinbildung empfinden dagegen besonders schmerzlich die Studenten der Film- und Fernsehhochschule, ähnlich wie die Studenten der Theaterhochschulen.

Zu theoretischen Orientierungen für empirische Analysen von Wertorientierungen der Persönlichkeit

Zunehmende Bedeutung im Rahmen der marxistisch-leninistischen Persönlichkeitstheorie gewinnen Fragestellungen, die sich mit Problemen der Gerichtetheit der Persönlichkeit, mit Dispositionen ihrer Verhaltensorientierung beschäftigen. Dies zeigt sich in einer verstärkten Reflexion über solche zentralen Kategorien wie: Bedürfnisse, Werte oder Ideale.

Im Zusammenhang mit einer verstärkten gesellschaftswissenschaftlichen Diskussion zur Werteproblematik¹ insbesondere in der Philosophie, Ethik, Kulturtheorie, Soziologie und Psychologie stellen Wertorientierungen eine zentrale Kategorie dar. Bei kritischer Betrachtung der Diskussion muß allerdings festgestellt werden, daß Wertorientierungen häufig zu einem "Modewort" geworden sind, das in nahezu inflationärer Weise verwendet wird, oftmals einfach als Austauschbegriff für vormals benutzte fungiert. Der Prozeß der Begriffsklärung ist dringend voranzutreiben.² Der vorliegende - in Thesen abgefaßte - Beitrag ordnet sich in entsprechende Bemühungen ein. Dabei geht es auch um Fragen, die mit dem Problem der Umsetzung theoretischer Positionen auf die praktisch-methodische Ebene verbunden sind.

1. Als gegenwärtig dominierende Auffassung von Wertorientierungen hat sich eine soziologisch orientierte Begriffsverwendung herauskristallisiert. Eine damit verbundene Betrachtung von Wertorientierungen als individuelle Einstellungen zu gesellschaftlichen Sachverhalten (insbesondere Werten) verdeutlicht die Definition im soziologischen Wörterbuch.

Danach werden Wertorientierungen verstanden als "relativ stabile sozial bedingte Einstellungen zu bestimmten gesellschaftlichen Erscheinungen, Prozessen, Tätigkeitsformen, Idealen, Leitbildern, Errungenschaften der materiellen und geistigen Kultur, die Ziel oder Mittel für die Befriedigung der Bedürfnisse der Persönlichkeit sind." (Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie 1977, S. 720)

Wertorientierungen werden aus dieser Sicht als wertbezogene Einstellungen verstanden, welche die Interiorisation gesellschaftlicher Werte ausdrücken. Ein solches Verständnis von Wertorientierungen bedeutet u. E. eine einseitige Betrachtung der gesellschaftlichen Determination von Wertungen und gestattet es nicht, auch die individuellen Grundlagen von Wertungsprozessen umfassend abzubilden.

Insbesondere im Zusammenhang mit Fragen der Bewußtseinsentwicklung aber sind weniger die spezifischen Resultate von Wertungen, die sich in bezug auf soziale Werte z. B. in einer Identifikation des Individuums mit ihnen ausdrücken können, sondern vielmehr der Prozeß der Wertung und seine individuellen Determinanten von besonderer Bedeutung. Hier stellt sich die Frage nach internen Wertungsmaßstäben und ihrer individuellen Ausprägung. Die Bedeutung des Wertungsprozesses unterstreicht E. HAHN, wenn er schreibt: "Das für die Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins ebenso wie für den Klassenkampf wichtige theoretische Problem besteht ... in der Analyse der Bedingungen und Eigenarten des Prozesses der Wertung, in der Analyse der wertenden Beziehung konkret-historischer Subjekte zu ihrer Umwelt und zu sich selbst." (Wertauffassungen im Sozialismus 1980, S. 36)

2. Im folgenden wird eine Position zu Wertorientierungen vorgestellt, die einer mehr psychologischen Sichtweise verpflichtet ist. Dabei wird stärker eine subjektseitige Betrachtung des Prozesses individueller Wertungen und seiner internen Grundlagen angestrebt.

Bei verschiedenen Auffassungen im einzelnen werden Wertorientierungen durchgängig als zentrale Dispositionen der Verhaltensregulation der Persönlichkeit betrachtet, die eine generelle orientierende Funktion besitzen. Wir verstehen dabei inhaltlich Wertorientierungen als Wertungsdispositionen, die qualitativ unterschiedliche Dimensionen der Bezugssetzung des Menschen zu seiner Umwelt (einschließlich seiner selbst) darstellen (z. B. die politische, soziale oder ästhetische).

Diese Bezugsdimensionen sind allerdings nur relativ abgrenzbar, da bestimmte "Überschneidungen" und wechselseitige Beziehungen (z. B. Ziel-Mittel-Relation) existieren. Als komplexe Struktur bilden Wertorientierungen eine habituelle Grundlage der Realitätsbewertung und richten Verhalten über adäquate Motivierung (siehe These 4) entsprechend ihrer Ausprägung aus. Damit erhält das Verhalten übergreifende Stabilität.

Nach der hier vertretenen Auffassung erfolgt die qualitative Bestimmung von Wertorientierungen nicht extern (in bezug auf das wertende Individuum) durch Objekte der Orientierung (gesellschaftliche Werte), sondern intern durch jene genannten Dimensionen der Bezugssetzung des Menschen zur Umwelt, die sich auf der Basis grundlegender Bedürfnisse³ des wertenden Individuums herausbilden. Unseres Erachtens gestattet es diese Betrachtungsweise von Wertorientierungen, wichtige Aspekte der Verhaltensorientierung der Persönlichkeit in ihrer Einheit von individueller und gesellschaftlicher

Determination zu erfassen. Damit kann auch Verhalten, das nicht an gesellschaftlichen Werten orientiert ist, nach zugrundeliegenden generellen Orientierungen hinterfragt werden. Dieser Auffassung folgend ergibt sich die Möglichkeit einer theoretisch fundierten und methodisch befriedigenden Umsetzung in empirische Analyseverfahren.

3. Wertorientierungen und individuelles Wertesystem der Persönlichkeit sind nicht gleichzusetzen. Das individuelle Wertesystem, als ein im Gedächtnis fixiertes, bewertetes Abbild materieller und ideeller Erscheinungen und Prozesse der Lebensumwelt, bildet sich im Ergebnis eines individuellen Wertungsprozesses der Realität. Die Bewertung erfolgt in Wechselwirkung von individueller Wertorientierungsstruktur, entsprechender Kenntnis und Erfahrung in bezug auf das Wertungsobjekt sowie von entsprechenden objektbezogenen sozialen Wertungen. Für die Identifikationsbereitschaft des Individuums mit wichtigen gesellschaftlichen Werten und deren Verhaltensrelevanz ist die "Entsprechungsrelation" zwischen der jeweiligen Ausprägung einzelner Wertorientierungen und der Wertorientierungsstruktur einerseits sowie dem im gesellschaftlichen Wert gesetzten Wertinhalt andererseits von ausschlaggebender Bedeutung. Werte der individuellen Wertesstruktur erhalten verhaltensorientierende Relevanz, wenn sie Gegenstand von Lebenszielen/Zielen (siehe dazu These 5) werden. Oft führt gerade Wertgefährdung zu Veränderungen in der Wertesstruktur sowie zu wertbezogener Zielbildung durch das Individuum (ein Beispiel dafür ist die mit der Friedensgefährdung verbundene Sensibilisierung und Aktivierung vieler Menschen).

4. Wertorientierungen sind allgemeine Verhaltensdispositionen. Der allgemeine Status wird begrifflich weithin anerkannt, bei methodischen Arbeiten für empirische Analysen jedoch ungenügend umgesetzt.

Es ist nützlich, an das folgende Bezugssystem zu erinnern: Bestimmte Verhaltensdispositionen wirken sich auf die gesamten Tätigkeiten eines Menschen aus, sie sind demnach einer sehr allgemeinen Ebene der Persönlichkeit zuzuordnen; andere Verhaltensdispositionen wirken sich nur auf eine oder einige Tätigkeiten aus, sie besitzen also einen begrenzten "Wirkungsbereich" und sind einer weniger allgemeinen Ebene der Persönlichkeit zuzuordnen.

Wir begnügen uns für unsere Zwecke mit der globalen Unterscheidung einer allgemeinen (1.) Ebene und einer weniger allgemeinen (2.) Ebene. Folgendes ist konsequent zu würdigen: Wertorientierungen gehören der sehr allgemeinen Ebene 1 an. Sie beziehen sich also auf alle

Tätigkeiten, auf die Lebensgestaltung insgesamt. Von den Wertorientierungen sind klar abzugrenzen die Motive einer Tätigkeit. Sie liegen auf Ebene 2. Motive sind tätigkeitsgebunden, Wertorientierungen sind tätigkeitsübergreifend. Die konsequente Unterscheidung beider Ebenen bzw. von Wertorientierungen und Motiven impliziert einen wichtigen Sachverhalt: Wertorientierungen besitzen eine vermittelte, keine direkte tätigkeitsbedingende Wirkung. Das ist folgenreich. Zwischen den Verhaltensdispositionen beider Ebenen können sich verschiedene Beziehungen herausbilden. Wir heben folgende hervor.

a) Die vermittelte Wirkung liegt vor. Das bedeutet, daß sich die Wertorientierungen in adäquate Motive von einzelnen Tätigkeiten umgesetzt haben. Die stark ausgeprägte "erkenntnisbezogene Wertorientierung" z. B. hat sich in das Erfindermotiv eines Jugendlichen, der Mitglied eines Jugendforscherkollektivs ist, umgesetzt, gleichzeitig auch in das Motiv, neueste und schwierig beschaffbare Fachliteratur zu studieren, sowie in das Bestreben nach informationsreichen Studienreisen, vielleicht auch in das Bestreben seine Kinder von früh an zu "ideenreichen" Menschen zu erziehen. Die vermittelte tätigkeitsbestimmende Wirkung einer stark ausgeprägten Wertorientierung erweist sich - wir wiederholen bewußt - in woadäquaten Motiven aller Tätigkeiten eines Menschen (generalisierte Umsetzung).

Damit kommt - das ist zu betonen - den Wertorientierungen eine persönlichkeitsintegrierende Funktion zu. Sie tragen zu einer typischen Konfiguration der verschiedenen Motive der unterschiedlichen Tätigkeiten bei. Die Persönlichkeit erhält "Profil", "Charakter". Verständlicherweise vereinheitlicht sich dadurch auch der Sinngehalt der verschiedenen Tätigkeiten. Diese lassen in ihrer Gesamtheit eine "Linie" erkennen. Künftiges Handeln wird mit relativ großer Sicherheit prognostizierbar.

b) Die vermittelte Wirkung liegt nicht vor. Es bestehen zwar Wertorientierungen, diese setzen sich jedoch nicht in adäquate Motive von Tätigkeiten um. In diesem Fall spiegeln Wertorientierungen lediglich eine gewünschte Lebensgestaltung wider, für die aber kaum Einsatz und engagierte Tätigkeit erfolgen. Die Tätigkeiten sind hinsichtlich ihres Sinngehalts wenig konsistent, die Persönlichkeit ist wenig integriert.

5. Wertorientierungen richten die Persönlichkeit auf solche ideellen und materiellen Aspekte eines Gegenstandes aus, die eine Wertrealisierung ermöglichen. Damit liegen noch keine Ziele fest. In der Regel bieten sich alternierende Gegenstände an, die Wertrealisierung

möglich machen. Aus dem Kreis der Alternativen grenzt die Persönlichkeit einen Gegenstand aus im Sinne eines Zieles. Er soll als Ergebnis von Tätigkeit verfügbar gemacht, ausdifferenziert oder weiterentwickelt werden.

Der Zielbildungsprozeß erfolgt wesentlich durch personale Variablen, die Handlungskompetenz konstituieren.

Wertorientierungen korrespondieren zunächst mit Lebenszielen. Beide stehen im Verhältnis einer "funktionalen Interdependenz". Ohne Wertorientierungen keine Lebensziele und ohne Lebensziele keine tätigkeitsbedingenden Wertorientierungen. Diese Beziehung ist zu sehen. Zugleich sind aber Wertorientierungen und Lebensziele klar zu unterscheiden. Für letztere gelten folgende Merkmale:

- Lebensziele beinhalten antizipierte materielle oder ideelle Tätigkeitsergebnisse;
- diese Ergebnisse stellen eine Aggregation von Fernzielen dar;
- die Antizipation gilt für eine "sehr lange" Zeit.

Im Regelfalle gilt, daß ein bestimmtes Lebensziel auf verschiedene Wertorientierungen zurückgehen kann und daß sich eine bestimmte Wertorientierung in verschiedenen Lebenszielen äußern kann. Das Lebensziel "eine große Erfindung machen", beispielsweise kann vorrangig zurückgehen auf die "erkenntnisbezogene", aber auch auf die "materielle", auf die "anerkennungsbezogene" Wertorientierung u. a. mehr; die ästhetische Wertorientierung eines Menschen kann sich beispielsweise im Ziel "eine eigene künstlerische Leistung zu vollbringen" oder "die eigene Wohnung geschmackvoll einzurichten", aber auch "sich kulturell-künstlerisch zu bilden" manifestieren. Forschungen sollten diesen Sachverhalt konsequent beachten.

6. Wertorientierungen und Lebensziele richten die Persönlichkeit auf wo-adäquate Gegenstände und Sachverhalte aus. Ergebnisse entsprechender Analysen sind informativ und erlauben praktische Folgerungen. Es sind aber auch die Grenzen von Wertorientierungs- und Lebensziel-Analysen zu sehen. Eine besteht darin, daß unklar bleibt, ob die Persönlichkeit ihre wertorientierungs- und lebenszielbestimmte Gerichtetheit überhaupt realisieren kann, ob sie das Angestrebte erreichen kann, - anders gesagt - ob sie Handlungskompetenz besitzt. Auch wenn die Ausprägung von Wertorientierungen und Lebenszielen in starkem Maße sozialen Sollwerten entsprechen, so fördern sie nur dann gesellschaftlich positive Aktivitäten, wenn zugleich Handlungskompetenz entwickelt ist, das heißt, wenn die Persönlichkeit Selbständigkeit,

Planungsfähigkeit, Ausdauer, Kontaktfähigkeit u. a. besitzt. Handlungskompetenz umschließt in unserem Zusammenhang vor allem Eigenschaften, die den Tätigkeitsverlauf bedingen.

7. Die Herausbildung und weitere Profilierung von Wertorientierungen ist u. E. der Hauptprozeß von Persönlichkeitsentwicklung überhaupt. Als zentrale Verhaltensdispositionen stehen Wertorientierungen in enger, unmittelbarer Verbindung mit den menschlichen Bedürfnissen und der Art und Weise ihrer Befriedigung. Ebenso wie die menschlichen Bedürfnisse die Tatsache zum Ausdruck bringen, daß der Mensch ein biopsychosoziales Wesen ist, muß die Genese von Wertorientierungen auf unterschiedlichen Sozialisationsstufen beachtet werden. Wertorientierungen werden aber nicht i. S. einer strengen Stufenfolge von Biologischem, Psychologischem und Sozialem nacheinander herausgebildet. Vielmehr ist ihre Ausbildung und Entwicklung das Resultat eines komplexen Zusammenwirkens von objektiven und subjektiven Bedingungen.

8. Die Art und Weise der Befriedigung grundlegender Bedürfnisse des Individuums im frühen Lebensalter ist von großer Bedeutung für die qualitative Richtung der Genese von Wertorientierungen. Diese Wertorientierungen sind immer als Produkte einer dialektischen Wechselwirkung zu verstehen: Das Individuum ist sowohl Objekt gesellschaftlicher Einflußnahme, aber auch zugleich immer Subjekt der Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse. Auf der Basis grundlegender Bedürfnisse entwickeln sich entsprechende Wertorientierungen.

Die inhaltliche Profilierung von Wertorientierungen im Rahmen von Sozialisationsprozessen durch und in der Gesellschaft ist um so erfolgreicher, je früher und einheitlicher beabsichtigte Sozialisationsstrategien und -ziele umfassend verfolgt werden.

9. Die Entwicklung, Festigung oder auch Modifizierung bestehender Wertorientierungen ist ebenso wie die Persönlichkeitsentwicklung ein lebenslang anhaltender Prozeß. Dennoch kann davon ausgegangen werden, daß etwa Mitte des zweiten Lebensjahrzehntes beim einzelnen ein relativ stabiles Gefüge von Wertorientierungen ausgebildet ist. Diese bleiben normalerweise in ihrer qualitativen Ausprägung erhalten. Dennoch können gravierende Veränderungen in den Umwelt- bzw. Existenzbedingungen des Individuums zu wesentlichen Verschiebungen in der Wertorientierungsstruktur führen, einzelne Wertorientierungen sogar in ihren inhaltlichen Charakteristiken in das Gegenteil verkehren.

10. Vor allem in der soziologisch und pädagogisch orientierten Literatur werden Wertorientierungen mehr oder minder als Resultat von Erziehungsprozessen verstanden. In diesem Sinne stellen sie nahezu ausschließlich Resultate gezielter gesellschaftlicher Einflußnahme dar. Diese Auffassung ist u. E. - wie bereits angedeutet - einseitig und wird der Kompliziertheit des Prozesses der Persönlichkeitsentwicklung nicht gerecht.

Das von uns vertretene Konzept geht davon aus, daß Wertorientierungen als Verhaltensdispositionen letztendlich Resultanten sind, die sich aus zwei unterschiedlichen Prozessen ergeben:

- einerseits sind sie Produkte gezielter erzieherischer Einflußnahme der Gesellschaft auf die Entwicklung des einzelnen (Genese "von oben");
- andererseits entwickeln sie sich auf der Grundlage der Bedürfnisse konkreter Individuen, ihrer Bemühungen, eigene Interessen zu verwirklichen und aufgrund der Generalisierung täglicher Erfahrungen (Genese "von unten").

11. Die Ausprägung von Wertorientierungen erfolgt sowohl durch Sozialisationsprozesse als auch durch Individuationsprozesse, Wertorientierungen tragen dementsprechend stets einen Doppelcharakter. Dies ist deshalb zu betonen, weil sonst nicht erklärbar wäre, daß trotz umfassender gesellschaftlicher Sozialisationsstrategien und -instanzen Individuen auch gesellschaftlich inadäquate Ausprägungen von Wertorientierungen aufweisen können. Ziele von Sozialisationsprozessen, die individuellen Bedürfnissen wenig entsprechen oder falsch, z. B. "überzogen" vermittelt werden, können zu entgegengesetzten Wirkungen führen. Andererseits kann auch ein erlebter Mangel an Möglichkeiten, subjektive Bedürfnisse befriedigen zu können, durchaus zur Stärkung und Profilierung von Wertorientierungen führen.

12. Fragen und Probleme der Genese von Wertorientierungen sind immer zugleich zentrale entwicklungs- bzw. persönlichkeitspsychologische Probleme, denen es weiter nachzugehen gilt. Dies ist aber nicht eine Aufgabe der Psychologie allein. Vielmehr ist es notwendig, daß sich zumindest Soziologie (i. S. der Genese von Wertorientierungen "von oben") und Psychologie (i. S. der Genese der Wertorientierungen "von unten") zusammenfinden und gemeinsam eine wissenschaftlich erfolgversprechende Konzeption dafür erarbeiten, wie die Prozesse der Sozialisation und Individuation sich gegenseitig durchdringen und die Genese von Wertorientierungen beeinflussen.

13. Ausgehend von den dargestellten theoretischen Positionen wurde im Rahmen der Entwicklung standardisierter Analyseinstrumente für die empirische Forschung ein entsprechendes Verfahren entwickelt. Es ermöglicht:

- a) die Ermittlung des Ausprägungsgrades von acht Wertorientierungen,
- b) deren Umsetzung in adäquate Tätigkeitsmotive in wichtigen Lebensbereichen der Persönlichkeit sowie
- c) die Analyse der Ausprägung wichtiger Lebensziele und damit
- d) die Ermittlung des Zusammenhangs zwischen Wertorientierungen und Lebenszielen.

Zur Veranschaulichung hier die Abbildung des Verfahrensaufbaus:

1. Wertorientierungen (tätigkeitsübergreifende Ebene)

eine Indikatorbatterie "Leben insgesamt" (24)¹

(für jede Wertorientierung drei Indikatoren) einbezogene Wertorientierungen:

- politische Wertorientierung
- Erkenntnis-Wertorientierung
- selbständigkeitsbezogene Wertorientierung
- Daseinsgenuß-Wertorientierung
- soziale Wertorientierung
- erwerbsbezogene Wertorientierung
- Anerkennungs-Wertorientierung
- Ästhetische Wertorientierung

2. Tätigkeitsmotive (tätigkeitsspezifische Ebene)

drei Indikatorbatterien zu spezifischen Lebensbereichen:

- Lebensbereich "Arbeit" (16)
- Lebensbereich "Partner" (16)
- Lebensbereich "Freizeit" (16)

(für alle Bereiche jeweils pro Wertorientierung zwei wo-adäquate Motivindikatoren)

3. Lebensziele

Batterie mit Indikatoren zu wichtigen Lebenszielen (16)

Abb.: Aufbau des Wertorientierungsverfahrens (WOV)

¹ in Klammern die Anzahl der entsprechenden Indikatoren

Das Verfahren besteht aus fünf Indikatorbatterien mit jeweils spezifischer Einleitung und umfaßt insgesamt 88 Indikatoren. Die Beantwortung erfolgt durch Eintragung der jeweiligen Nummer der vom Probanden gewählten Antwortposition eines vorgegebenen einheitlichen Antwortmodells.

Anmerkungen

¹ Auf die gesellschaftliche Relevanz der Wertproblematik verweist KURT HAGER auf der gesellschaftswissenschaftlichen Konferenz des ZK der SED 1983 in Berlin, wenn er ausführt: "Triebkräfte und Werte des Sozialismus sind nicht voneinander zu trennen. Aus der Entfaltung der Triebkräfte entstehen materielle und geistige Werte, die, wenn sie zu festen sozialistischen Wertvorstellungen führen, wiederum zu Motiven für das Handeln der Menschen, für die weitere Wirksamkeit der Triebkräfte werden." (1983, S. 35)

- 2 Eine umfassende Erörterung des Wertorientierungsbegriffs gibt in einer neueren Arbeit Walter FRIEDRICH (1988). Einen Vergleich verschiedener begrifflicher Fassungen zur Wertorientierung enthält die Arbeit von Ch. RADIG (1986).
- 3 Die Verwendung der Bedürfniskategorie erfolgt hier in Anlehnung an die Darlegungen von U. HOLZKAMP-OSTERKAMP in Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung (1981).

Quellen

- FRIEDRICH, W.: Einstellungen - Wertorientierungen. In: W. FRIEDRICH und P. VOB (Hrsg.), Sozialpsychologie für die Praxis. Berlin 1988
- HAGER, K.: Gesetzmäßigkeiten unserer Epoche - Triebkräfte und Werte des Sozialismus, Berlin 1983
- HAIN, E.: Aktuelle philosophische Probleme der marxistisch-leninistischen Wertauffassung. In: Autorenkollektiv, Wertauffassungen im Sozialismus. Berlin 1980
- HENNIG, W., KAPTAN, B. und R. KUHNKE: Die Entwicklung eines Verfahrens zur Analyse von Wertorientierungen (WOV). Forschungsbericht, Leipzig 1989
- HOLZKAMP-OSTERKAMP, U.: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung. Berlin 1981
- RADIG, Ch.: Wertorientierungen und Lebenseinstellungen von Leitern. Diss. A, Leipzig 1986

Vom Wert des Spielens in der Bildung

Unter "Bildung" wird im allgemeinen der Vorgang der Vermittlung und Aneignung von Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten im ganzheitlichen Erziehungsprozeß verstanden (vgl. Pädagogisches Wörterbuch 1987, S. 57).

Die Entwicklung der menschlichen Individualität und seine Einpassung in die Gesellschaft waren bereits bürgerlich-humanistische Ideale. Marx- und Engels forderten dann in ihrem Bildungsbegriff die Schaffung von Möglichkeiten der vollen und freien Entwicklung jedes Individuums, der universellen Entwicklung universeller Fähigkeiten. Sie maßten bei ihren Überlegungen der Arbeit als entscheidenden Faktor der Persönlichkeitsentwicklung eine hervorragende Rolle zu. Es führt ein widerspruchsvoller, wenn auch konsequenter Weg zur, auf dem XI. Parteitag der SED 1986 resümierenden Zusammenfassung, daß die sozialistische Gesellschaft selbst um so reicher wird, je reicher sich die Individualität ihrer Mitglieder entfaltet.

Im Licht neuer Produktionsverhältnisse und sich weiter differenzierender Leistungsanforderungen an den einzelnen muß die Orientierung auf "die Arbeit" im Hinblick auf Bildungs- und Entwicklungsprozesse der Persönlichkeit sicher immer wieder neu gesehen und durchdacht werden. Hoher allgemeiner Bildungsstand, veränderte Kommunikations- und Kooperationsbeziehungen, mehr Möglichkeiten der Kunstrezeption und nicht zuletzt der Computer verändern Arbeitstätigkeit genauso wie Bildungsprozesse.

Ergibt sich daraus auch ein neuer Blick auf den Wert des Spielens in der Bildung? Bisher gilt hinsichtlich Spiel und Bildung das "Prinzip der abnehmenden Wertigkeit". Für das Vorschulalter wird die Vorherrschaft der Spieltätigkeit allgemein anerkannt, avanciert im Kindergarten zur Haupttätigkeit und unterstützt nachhaltig die Herausbildung von Grundlagen der allseitigen Entwicklung. Sprachbeherrschung, Rechentechniken, Wahrnehmungen und Gedächtnisleistungen und vor allem Umgang miteinander werden durch entsprechende Spiele gelenkt und gefördert.

In der Schulzeit tritt - nach allgemeiner Auffassung - das Spiel zunehmend hinter die Lern-tätigkeit zurück, wird von ihr Stück für Stück ersetzt und durch sie in die Freizeit gedrängt. Das gilt um so mehr für das Jugend- und Erwachsenenalter. Je älter Personen sind, desto weniger scheinen sie das Spielerische für ihre geistige Entwicklung zu brauchen. Und so trifft man in Schule und anderen Bildungseinrichtungen viel zu selten beispielsweise Rollenspiel,

Raten, Phantasieren an. Oft herrscht die "Einweg-Lösung" vor. Abwegiges Denken oder ein Gedanken-Bürsten "gegen den Strich" sind mitunter verpönt. Auch scheut mancher Pädagoge, scheuen Eltern spielerische Aufgabenstellungen wegen ihrer scheinbaren Unernsthaftigkeit, des erhöhten Zeitaufwandes sowie wegen der erschwerten Meßbarkeit des konkreten Lernfortschrittes. Diese Argumente sind nicht von der Hand zu weisen. Ihnen steht aber die nachweisbare kreative Potenz des Spielens gegenüber. Es ist besonders deshalb im Bildungsprozeß unentbehrlich, weil

- Denkstrategien zuverlässig aufgebaut werden können,
- der Transfer auf andere Bereiche gefördert wird und
- spielerische Bildungsanstrengungen freud- und lustvoll absolviert werden.

Durch Spielen kann geistiges Handeln gewissermaßen "im Vorübergehen" trainiert werden. Wichtige kognitive Beziehungen werden durch die ständige Wiederholung rascher und sicherer geknüpft. Strukturverbesserungen gelingen eher als in der schwerfälligeren, wenn auch oft exakteren, "herkömmlichen" Lerntätigkeit. Das wichtigste aber ist wohl die individuell-schöpferische Komponente des Spielens. Die "normale" Art der Informationsverarbeitung findet ihre Grenzen immer dort, wo subjektiv inhaltliches Neuland betreten wird, wo um- und neugestaltet wird, wo bisher nicht erkannte Zusammenhänge entdeckt und flexibel modifiziert werden. Beim Spielen können die vorhandenen geistigen Potenzen nahezu unbegrenzt aktiviert und kombiniert werden. Damit ist die Nähe der Spielfreude zur Kreativität deutlich: Je größer das Problem, das zu bewältigen ist, desto wichtiger kann der spielerische Umgang mit ihm sein. Es kann angenommen werden, daß Spielen im Bildungsprozeß nachhaltig Fähigkeiten fördern kann, die auf im allgemeinen vernachlässigte geistige Dimensionen zielen: Die Umkehr von Rollen beispielsweise, die Bevorzugung neu- und andersartiger Fragen und Antworten oder die Verarbeitung von Konflikten und das Herantasten an Probleme, letztlich die Denkbeweglichkeit.

Spielsituationen stellen ein Lernfeld dar, in dem alle Altersgruppen stark motiviert sein können und in dem infolge des hohen Aktivitätspotentials außergewöhnliche Leistungen möglich werden. Vor allem Vielseitigkeit, Umstellfähigkeit, Begrenzungsüberschreitung, Originalität, Phantasie und Humor werden stimuliert.

Welcher Einfluß des Spielens auf die allgemeine geistige Leistungsfähigkeit ließ sich aber nun tatsächlich nachweisen?

In Rahmen einer Intervallstudie zur Fähigkeitsentwicklung fragten wir mehr als 1400 Schüler der 4. Klassenstufe, wie sehr sie verschiedene Arten von Spielen mögen. Die Ergebnisse waren überraschend: Schon bei 10- bis 11jährigen steht Computerspielen an der Spitze der Beliebtheitskala, direkt gefolgt von Sport- und Kartenspielen, Knobel-, Rate- und Brettspielen. Bei der Mehrheit etwas weniger beliebt sind Gegeben Theater- und Puppenspiele.

Wichtiger sind aber Ergebnisse, die auf sehr unterschiedliche Spieltätigkeiten von Jungen und Mädchen in diesem Alter verweisen. Computerspiele sind eine Domäne der Jungen, ebenso alle Arten von technischen Spielen. Auch mögen doppelt so viele Jungen als Mädchen Schach. Dagegen bevorzugen die Schülerinnen eher Knobel- und Ratespiele, Brettspiele und Rollenspiele. Klaffen also nicht schon in diesem Alter Weiten zwischen der konkreten Spieltätigkeit der Geschlechter?

Werden hier vielleicht schon Unterschiede manifest, die Einfluß auf die Bildung haben?

Bei der genannten Population kamen auch verschiedene Intelligenz- und Schulleistungstests zum Einsatz: Ein Analogie-Test, ein Zahlenverbindungstest sowie ein Test zur Prüfung der Konzentrationsfähigkeit (TPK). Faßt man nun die von einzelnen Schülern in allen drei Leistungsverfahren erreichten Ergebnisse zusammen und normiert mit Hilfe einer C-Klassenbildung von 0 (niedrigste allgemeine geistige Leistungsfähigkeit) bis 10 (höchste Leistungsfähigkeit), so gewinnt man einen Gesamt-Intelligenzwert. Dieser Wert in Beziehung gesetzt zu der Bevorzugung bestimmter Kategorien von Spielen liefert die folgenden Ergebnisse (vgl. Tab.): Schüler mit hohem intellektuellen Leistungsniveau spielen vorrangig Wissens- und Quizspiele, lösen auch gern Knobel- und Rateaufgaben in spielerischer Form. Das gilt für Jungen und Mädchen. Bei Kartenspielen, Sportspielen, Geschicklichkeitsspielen und Rollenspielen ergeben sich signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Hinblick auf die Testintelligenz, d. h. weibliche Schüler, die diese Spielarten bevorzugen, erreichen höhere Werte in ihrer allgemeinen geistigen Leistungsfähigkeit. Analoge Ergebnisse zeigen sich bei der Einbeziehung der Schulnoten in die Betrachtung: Vor allem schulnahe Quiz-, Knobel- und Ratespiele unterstützen den Schulerfolg, bei Mädchen darüber hinaus auch eine breitere Palette von Spieltätigkeiten. Dagegen hat die Bevorzugung von Technikspielen, Schach und Rollenspielen keinen nachweisbaren Einfluß auf Intelligenz- und Schulleistung in diesem

Alter. Es ist zu vermuten, daß hier sowohl eine relative Abstinenz der Schulleistungsbesten als auch eine ungenügende Einbindung kreativen Spielens in Bildungsprozesse zu Buche schlägt. Bei Weiterführung der Intervallstudie ist die Entwicklung des Zusammenhangs von Lernerfolg und Spieltätigkeit weiter zu prüfen.

Daß es sich bei "Spielpflege" um keine esoterische Randfrage handelt, belegt ein weiteres Ergebnis unserer Forschungen. Wir befragten Standbetreuer der Zentralen Messe der Meister von morgen (ZMMM) nach ihren bevorzugten Freizeittätigkeiten. Interessanterweise standen nur die vier am wenigsten favorisierten Freizeittätigkeiten (Basteln und Bauen, mit Computern beschäftigen, Spielen und kulturell-künstlerische Selbstbetätigung) in engerer Beziehung zum Patentbesitz als wichtigem Leistungskriterium. Dabei wiesen Basteln und Bauen sowie Spieltätigkeit die größten Unterschiede zwischen "Patentbesitzern" und anderen auf, d. h. praktisch-handwerkliche und spielerische Tätigkeiten haben für kreative Leute gleichermaßen eine hohe Zuwendung.

Diese Ergebnisse berechtigen zu der Annahme, daß Spiele und Spieltätigkeit auch für erfinderische Leistungen nicht unwichtig sind. Auf jeden Fall unterstreichen sie die Bedeutung einer stärkeren Zuwendung zum kreativen Spiel als Bestandteil von Bildungsprozessen. Es wäre sicher sinnvoll, das Angebot an attraktiven Wissens- und Ratespielen für diese Altersstufe zu verstärken und darüber hinaus Spiele und Spielerisches bewußter in Lernprozessen zu nutzen.

Jugend und Migration

Urbanisierung und Migration sind Elemente eines typischen weltweiten Entwicklungsprozesses des 20. Jahrhunderts, der im wesentlichen von der Jugend getragen wird. Eine in 90 Ländern durchgeführte Migrationsanalyse kommt zu dem Schluß, daß Migrationen hoch selektiv und Jugendliche die mobile Gruppe einer jeden Bevölkerung sind.

Unbestritten ist: die territoriale Mobilität ist eine allgemeine und wesentliche Jugendbesonderheit und Migrationen sind immanenter Bestandteil der Lebensgestaltung. Um so verwunderlicher ist es, daß ihr Umfang, ihre Struktur, ihre Ursachen und Wirkungen in der Vergangenheit kaum, weder in ihren Bestandteilen noch in ihrer Komplexität, Gegenstand jugendsoziologischer oder -psychologischer Analysen waren.

Durch Walter Friedrich unterstützt und gefördert, gibt es seit 1981 am ZIJ ein Forschungsprojekt, das sich zum Ziel gesetzt hat, Migrationen als sozialen Prozeß und als wichtigen Bestandteil der Persönlichkeitsentwicklung Jugendlicher zu analysieren. In diesem Zusammenhang wurde erstmalig die typische Struktur der Migrationshandlungen von der Entstehung erster Erwägungen zum Wohnortwechsel, das darauf aufbauende Orientierungsverhalten und die folgende Konkretisierung der Absicht bis zum Fällen einer Entscheidung, der Handlungsvollzug und die abschließende Bewertung des Wohnortwechsels in einer speziellen empirischen Untersuchung ermittelt. Wir waren bemüht, in komplexer Sicht die auf den verschiedenen Ebenen anzutreffenden Motivstrukturen aufzudecken und den Vergleich zu sesshaften Jugendlichen herzustellen.

Die Ursache für überdurchschnittlich häufig in der Jugendzeit zu registrierende Migrationen muß auf die Bedingungen und Anforderungen der Gesellschaft zurückgeführt werden. Im Jugendalter erfolgt in besonders intensiver und komprimierter Form die zunehmend eigenständige Integration der jugendlichen Persönlichkeit in die Gesellschaft. In diesem Zeitraum müssen bedeutsame Entscheidungen getroffen werden, wobei der Wohnort zu einer wichtigen Bedingung der Lebensplanung und -gestaltung wird. Im Vergleich zu früheren Jugendgenerationen ist eine zeitliche Vorverlegung des Eintretens und eine zunehmende Vielfalt territorialer Mobilitätsprozesse zu registrieren, woraus wir die These von einer Akzeleration im Ortsveränderungsverhalten der kindlichen und jugendlichen Persönlichkeit abgeleitet haben.

Die Herausbildung von Migrationsabsichten im Jugendalter weist einen spezifischen Verlauf auf, der - sofern Wohnalternativen gegeben sind und keine Beseitigung der Migrationsursachen erfolgt - mit einer Migrationshandlung abgeschlossen wird. Es ist jedoch auch zu konstatieren: Gerade im Jugendalter, einem Lebensabschnitt der Stabilisierung und Differenzierung von Wertorientierungen, Bedürfnissen und Einstellungen, sind Unsicherheiten im Wahlverhalten hinsichtlich des Wohnortes gegeben. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, wenn sich lediglich ein Drittel der jungen Werktätigen auf einen bestimmten Wohnort konkret festlegt. Die Tatsache, daß zwei Drittel der Jugendlichen sich ihres künftigen Wohnortes noch unsicher sind, widerspiegelt den Prozeßcharakter der Herausbildung einer Wohnortverbundenheit. Im Durchschnitt äußern 30 bis 40 Prozent der jungen Werktätigen Migrationsabsichten unterschiedlicher Intensität. Untersuchungsergebnisse aus den Jahren 1975 bis 1988 weisen eine hohe Invarianz in diesem Einstellungsbereich aus. Auch der reale Verlauf von Migrationshandlungen weist eine gewisse Kontinuität auf. In den letzten Jahren befanden sich durchschnittlich 30 bis 35 Prozent der Migranten im Alter von 15 bis 25 Jahren. Da jeder zweite Migrant im arbeitsfähigen Alter ein Jugendlicher ist, ist dieser Anteil doppelt so hoch wie der reale Anteil an der Bevölkerung ausmacht. In der DDR wechselt zwischen den 18. und 30. Lebensjahr etwa jeder zweite Jugendliche den Wohnort. Damit deuten sich Dimensionen an, die nicht nur von großer sozialer, sondern auch von volkswirtschaftlicher Relevanz sind.

Ausgehend von einer großen Einheitlichkeit in den grundlegenden gesellschaftlichen Bedingungen sowie einer großen Ähnlichkeit in der Ausprägung charakteristischer Persönlichkeitsmerkmale wie Richtung und Inhalt der wichtigsten Wertorientierungen, Bedürfnisse und Einstellungen, ist bei der Analyse der Herausbildung und Realisierung von Migrationsabsichten das Spezifische im Leben einzelner Schichten und Gruppen der Jugend zu berücksichtigen. Die Unterschiede in den Herkunftsbedingungen, in speziellen aktuellen Arbeits- und Lebensbedingungen zwischen den Angehörigen verschiedener sozialdemografischer und territorialer Gruppen haben Auswirkungen auf viele konkrete Einstellungsbereiche. Diese können sich auch in differenzierten Wohnabsichten niederschlagen. Jugendliche mit Migrationsabsichten und jugendliche Migranten weisen im Unterschied zu jungen Leuten mit Wohnortbindung Besonderheiten in ihrer sozialen Charakteristik auf. Dabei treten insbesondere in Alters-, Geschlechter-, Bildungs- und

Qualifikationsgruppen sowie in Abhängigkeit vom Familienstand und von den territorialen Bedingungen Unterschiede in Erscheinung. Die Kenntnis des Zeitpunktes und des typischen Verlaufs des Auftretens von Migrationsabsichten in den verschiedenen sozialen Gruppen der Jugend ermöglichen ein differenziertes Herangehen an die Beeinflussung migrationeller Mobilitätsprozesse, insbesondere die Beachtung von spezifischen Entwicklungsbedingungen und Persönlichkeitsmerkmalen in der Leitungs-, Erziehungs- und Propagandaarbeit.

Ein Schwerpunkt der Erforschung migrationeller Mobilitätsprozesse im Jugendalter konzentrierte sich am ZIJ auf die Analyse der Ursachen und Gründe für diesen spezifischen Verhaltensbereich. Im Prozeß der Auseinandersetzung mit der gesellschafts-, klassen-, schicht- und gruppenspezifischen Umwelt, durch Aneignung der spezifischen konkret-historischen gesellschaftlichen Bedingungen, bildet sich in den verschiedenen sozialen Gruppen eine typische Struktur von Motiven heraus, die sowohl Gemeinsamkeiten als auch Differenzierungen aufweisen und in unterschiedlicher Konfiguration und Intensität einen Wohnortwechsel determinieren. Im Unterschied zu den Verbleibsmotiven der sesshaften Jugendlichen, die eine große Ähnlichkeit aufweisen und denen von der Mehrheit eine übereinstimmend große Bedeutung zugeschrieben wird, weisen migrationell mobile junge Leute eine wesentlich differenziertere Motivstruktur auf. Insgesamt konnte nachgewiesen werden, daß die Herausbildung von Migrationsabsichten bei der Mehrzahl der jungen Werktätigen unter dem Einfluß verschiedener Faktoren erfolgt. Im Durchschnitt werden fünf angegeben. Mit zunehmender Konkretisierung der Handlungsplanung nimmt die Intensität einiger ursprünglich wirkender Motive ab, und es erfolgt von seiten der Persönlichkeit eine Eingrenzung auf einige wenige Wandermotive, deren Wirkungsintensität jedoch zunimmt. Insgesamt konnte auf der Grundlage einer differenzierten Motivanalyse nachgewiesen werden, daß die Partnerwahl und Familiengründung, die Wohnbedingungen sowie die Arbeitsmöglichkeiten drei Ursachenkomplexe sind, von deren Bewertung Migrationen junger Leute wesentlich bestimmt werden. Sie stellen Schlüsselvariablen innerhalb der Migrationsmotivation dar, während die Umweltbedingungen, infrastrukturelle Einrichtungen und Versorgungsmöglichkeiten zunehmend das Orientierungsverhalten Jugendlicher bestimmen und als begleitende Faktoren die Wanderungsrichtung beeinflussen. Nur so sind überdurchschnittliche Abwanderungen aus kleineren Gemeinden und aus Gebieten, deren Umwelt starken Belastungen ausgesetzt ist, zu erklären.

Hypothetische Vermutungen zur großen Differenziertheit der Migrationsmotivation konnten durch die große Variabilität der Motivationsstruktur bestätigt werden. Die große Vielfalt an Migrationsmotivationen junger Leute unterstreicht einerseits die Kompliziertheit, andererseits weisen Prioritäten in den Motiven auf Schwerpunkte einer möglichen Einflußnahme hin.

Der Abbau von Differenzierungen zwischen den Wohnorten, die den Charakter von sozialen Unterschieden haben und die Schaffung günstiger, den Bedürfnissen junger Leute entsprechenden Wohn- und Arbeitsbedingungen, stellen die wichtigsten Voraussetzungen für die Beeinflussung der Binnenwanderung dar.

Mit der Zuwendung zu migrationellen Mobilitätsprozessen wurde die Jugendtheorie um eine wichtige "Jugendbesonderheit" bereichert. Darüber hinaus sind die Kenntniss der Migrationsforschung in der DDR sowohl um die mobilitätspotenteste soziale Gruppe als auch vor allem um die motivationalen Aspekte dieses sozialen Prozesses ergänzt worden, um damit einen Beitrag zur Erhöhung der Effektivität des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses zu leisten.

Ein Plädoyer für die psychologische Zwillingsforschung

Gegenwärtig finden Probleme des dialektischen Zusammenwirkens von biotischen, psychischen und sozialen Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung der Menschen international wie auch in der DDR wachsende Beachtung. Dabei nehmen Fragen nach den Determinanten der Persönlichkeitsentwicklung, insbesondere nach den Entwicklungsfaktoren der Intelligenz einen zentralen Platz ein.

Es gibt ein zunehmendes gesellschaftliches Interesse, Gesetzmäßigkeiten der Herausbildung intellektueller Fähigkeiten und motivationaler Eigenschaften beim Individuum genauer zu erkennen, weil sie eine entscheidende Voraussetzung dafür sind, die Leistungsfähigkeit, das Leistungsverhalten und die moralischen Qualitäten der Individuen optimal zu entwickeln. Als ein wichtiges Problem erweist sich die Frage nach der Bedeutung von Anlage, personalen Faktoren und Umwelt bei der Entwicklung von interindividuellen Unterschieden. Zwillingsstudien können für die Prüfung und Präzisierung theoretischer Positionen einen großen Beitrag leisten. Sie sollten verstärkt in der psychologischen Forschung eingesetzt und für die Theoriebildung fruchtbar gemacht werden. Dafür spricht folgendes:

Der Determinationsprozeß der Persönlichkeitsentwicklung ist ein sehr komplexer Gegenstand, der adäquate methodologische Varianten erfordert. Die Anerkennung des gesellschaftlichen Wesens des Menschen darf nicht dazu führen, daß in der Forschungspraxis die genetisch determinierte Struktur des Organismus vernachlässigt wird.

Es steht heute außer Frage:

Für die Erforschung wesentlicher sozialer Faktoren und ihrer spezifischen Wirkung im Determinationsprozeß der Persönlichkeitsentwicklung ist es von hohem Wert, den Genotyp des Individuums mit zu betrachten bzw. zu kontrollieren. Dafür gibt es bisher aber kaum Möglichkeiten, da der Forschungsgegenstand "Persönlichkeit" dem Forscher als komplexes Ergebnis einer vielfältigen Individualentwicklung entgegentritt, in das biotische, psychische und soziale Variablen miteinander verflochten sind. Die Einbeziehung von Zwillingen in die Persönlichkeitsforschung eröffnet einen bestimmten empirischen Zugang für die Berücksichtigung des Genotyps.

Bei der Forschungsplanung und Auswertung von psychologischen Zwillingsuntersuchungen ist aber in kritischer Betrachtung der traditionellen Zwillingsforschung zu beachten:

Die spezifischen sozialen Entwicklungsbedingungen der beiden Zwillingsarten (mono- und dizygoten Zwillinge) wurden sehr pauschal behandelt. Für die Versuchsplanung und die statistischen Auswertungsstrategien wurden vergleichbare Umweltbedingungen im Sinne von Entwicklungsfaktoren vorausgesetzt, d. h. die Umweltvariationen der mono- und dizygoten Zwillingspartner unterscheiden sich im Mittel nicht voneinander. Diese Annahme ist der Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen, denen zufolge Intrapaarunterschiede von monozygoten Zwillingen allein den sehr geringen unterschiedlichen Umwelteinflüssen bei den Paarlingen zuzuschreiben seien, währenddessen sie bei den dizygoten Zwillingen darüber hinaus auf die Unterschiede in den Erbanlagen zurückzuführen wären.

Wenn nun die ermittelten Intrapaarunterschiede der monozygoten Zwillinge von denen der dizygoten subtrahiert werden, könnte man den Anteil der genetischen Faktoren hinsichtlich der untersuchten psychischen Merkmale erkennen. Die Zahl der Forscher, die unter der Voraussetzung der Gültigkeit dieses Modells Zwillingsstudien durchgeführt haben und auch gegenwärtig noch durchführen (auf dem letzten internationalen Kongreß der Zwillingsforscher 1986 in Amsterdam war noch kein Umdenken zu erkennen), ist groß.

Ihre Ergebnisse und Schlußfolgerungen zur genetischen Bedingtheit interindividueller Unterschiede der untersuchten psychischen Merkmale waren und sind von Gewicht für die oft kontrovers geführten Diskussionen um die Bedeutung von Vererbung und Umwelt bei der psychischen Entwicklung des Menschen.

Alle stimmen in einem wichtigen Ergebnis überein: Monozygote Zwillinge sind sich in ihren intellektuellen Fähigkeiten und anderen psychischen Merkmalen ähnlicher als dizygoten Zwillinge. Damit wurde der Eindruck erweckt, als habe man unwiderlegbare empirische Beweise in der Hand, daß bei der Herausbildung der interindividuellen Unterschiede hinsichtlich der Intelligenz der genetische Faktor die entscheidende Rolle spiele und so schicksalhaft die Möglichkeiten eines Individuums in Hinblick auf seine intellektuelle Entwicklung vorher bestimme. Es wurden Heritabilitätswerte errechnet, die bis zu 80 % reichten.

Natürlich fehlte es in der Vergangenheit nicht an theoretischer Kritik der Zwillingsforschung, vor allem bei marxistisch orientierten Forschern. Ihre Ergebnisse standen ja mit Auffassungen dialektisch-materialistischer Persönlichkeitskonzeptionen im deutlichen Widerspruch. Aber der empirische Nachweis der Fehlerquellen der Zwillingsforschung fehlte.

Da sich - wie bereits erwähnt - der heuristische Ansatz der traditionellen psychologischen Zwillingsforschung wie auch die statistischen Auswertungsstrategien auf der Annahme vergleichbarer Umweltvariationen für die Paarlinge beider Zwillingsarten gründen, sehen wir in der empirischen Überprüfung dieser Hypothese eine zentrale Aufgabe unserer eigenen Zwillingsstudie.

Um die Fehlerquellen der traditionellen psychologischen Zwillingsforschung aufzudecken und um zu tieferen Erkenntnissen über die Determiniertheit der Persönlichkeit mit Hilfe von Zwillingsuntersuchungen zu gelangen, ist es aus der Sicht unserer (ZIJ) Konzeption von Persönlichkeitsentwicklung und empirischen Erfahrungen mit dem Leben, den spezifischen sozialen Entwicklungsbedingungen monozygoter- und dizygoter Zwillinge notwendig, sehr differenziert, wesentliche Umweltfaktoren in einer Studie an repräsentativen Zwillingsstichproben zu erfassen.

Die Ergebnisse unserer Zwillingsstudie - auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann - verdeutlichen, daß bei monozygoten Zwillingen im Durchschnitt im stärkeren Maße als bei dizygoten Zwillingen Umweltfaktoren wirksam werden, die auf Konformität im Erleben und Verhalten des Zwillingspaares gerichtet sind.

Unsere Forschungsergebnisse belegen:

Die klassische Zwillingsmethode ist offensichtlich mit einer Reihe von schwerwiegenden methodologischen Fehlerquellen behaftet, die zu einer kritischen Sicht ihrer Ergebnisse und Interpretationen mahnen. Wir wollen uns andererseits aber ausdrücklich von einer soziologistischen Auslegung unserer Ergebnisse distanzieren. Man darf aus dem Wissen um Fehlerquellen der traditionellen Zwillingsforschung und dem gefundenen Einfluß sozialer Faktoren auf die hohe psychische Ähnlichkeit der MZ nicht den Schluß ziehen, die Erbanlagen würden keinerlei Rolle für die Herausbildung interindividueller Unterschiede bei intellektuellen Fähigkeiten und anderen Persönlichkeitsmerkmalen spielen. Vielmehr halten wir es für erforderlich, mit neuen theoretischen und methodologischen Konzepten die Zwillingsforschung für die Erforschung der sozialen und psychischen Determinanten der Persönlichkeitsentwicklung fruchtbar zu machen.

In unserer Zwillingsstudie haben wir eine Forschungsstrategie erarbeitet, deren Heuristik ich abschließend kennzeichnen möchte.

Aus unserer MZ-Population wurden die Paare herausgefiltert, deren Partner sich bezüglich festgelegter Persönlichkeitsmerkmale unterscheiden.

Diejenigen Zwillingspartner, bei denen das Merkmal stärker ausgeprägt ist, werden der einen Gruppe, diejenigen, bei denen es schwächer ausgeprägt ist, werden einer zweiten Gruppe zugeordnet. Die Paarlinge werden also getrennt. So gewinnt man zwei Gruppen, die sowohl den gleichen Genotyp besitzen, als auch unter übereinstimmenden sozialen Rahmenbedingungen heran-gewachsen sind, sich aber in diesem oder jenen Persönlichkeitsmerkmal unterscheiden. Somit können wir psychische Eigenschaften selbst als Entwicklungsfaktoren definieren und deren Wirkungen empirisch untersuchen.

Die ersten Ergebnisse, die mit Hilfe dieses neuen Ansatzes in der Zwillingsforschung gewonnen worden sind, zeigen mit großer Deutlichkeit, daß es nicht möglich ist, Persönlichkeitsforschung gewissermaßen ohne Persönlichkeit zu betreiben. Bei einseitig biologistisch - wie umweltzentrierten Konzeptionen wird aber genau das getan.

Psychologie der Wahrnehmung - Plädoyer für eine Forschungsrichtung

Die Wahrnehmung als medienpsychologisches und -soziologisches Phänomen wird neuerdings mehr und mehr zum Gegenstand intensiveren Nachdenkens. Ursache dafür sind die Prozesse und Erscheinungen, die Ende der 80er Jahre das Medienverhalten von Kindern und Jugendlichen in zunehmendem Maße prägen. Durch die vorsichtigenden kulturellen Akzelerationsprozesse (nach WIEDEMANN), die sich auf vielfältige Art und Weise äußern, werden bestimmte Verhaltensweisen, die vor einigen Jahren erst im Jugendalter auftraten, bereits vorverlagert ins Kindesalter. So sind beispielsweise bestimmte Spielfilme - die vor Jahren in ihrer Beliebtheit die Domäne der Jugendlichen waren - heute bereits im "Repertoire" von Kindern im mittleren Schulkindalter zu finden. Oder: Das typische Märchenalter findet heute eher und abrupter seinen Abschluß, als das früher zu beobachten war. Indem WIEDEMANN davon spricht, daß "sich die den Filmgebrauch junger Leute bestimmenden Selektions- und Wertkriterien bereits im mittleren Kindesalter entwickeln, so daß nur mit Einschränkungen von einem kindspezifischen Filmverhalten gesprochen werden kann"¹, stellt sich die Frage nach unterschiedlichen Wahrnehmungsmustern oder -modellen von Kindern und Erwachsenen und den daraus resultierenden Wirkungen erneut und mit Nachdruck. Stecken dahinter nicht unbedingt ganz konkrete Vorstellungen, Erwartungen, eigene Phantasieprodukte (die vielleicht im Film nicht ihre Entsprechung finden) und Wertmaßstäbe, wenn Kinder heutzutage eher vom Märchen abkommen als vor einigen Jahren?

Hintergrund für derartige Erscheinungen und für bestimmte Wahrnehmungsprozesse sind doch in jedem Falle individuelle Erfahrungswelten, die in bezug auf die Medien- und insbesondere die Filmrezeption eine Filterfunktion ausüben, d. h. Filmwahrnehmung ist immer gekoppelt an die individuellen Erfahrungen des Rezipienten.

Eine wichtige Rolle spielen dabei emotionale Prozesse und Zustände. Emotionen werden in der sozialwissenschaftlichen Forschung generell stark vernachlässigt, weil sie in der Regel nur schwer verbalisierbar sind bzw. vom Zuschauer nicht widergespiegelt werden. Hätte man zuverlässige Methoden zu deren Untersuchung, wären sie wahrscheinlich - zumindest was die Filmwahrnehmung betrifft - sozusagen der "Schlüssel zum Erfolg", denn sie würden Aufschluß geben über persönlichkeitsinhärente Prozesse, die bisher weitgehend "im Dunkeln" geblieben sind. Deshalb ist die Erforschung der

Emotionen einerseits zwar ein höchst schwieriges Feld, zum anderen aber ein dringend notwendiges Feld, das es zu beherrschen gilt, will man tatsächlich an Wahrnehmungsprozesse heran.

Zur Erreichung dieses Ziels könnten beispielsweise gestalttheoretische Ansätze aus der Psychologie der Vergangenheit aufgearbeitet werden, um somit die Untersuchungsmethodik qualifizieren zu können.

Rudolf ARNHEIM ist ein Hauptvertreter der heutigen Kunsttheorie, der die Auffassung vertritt, daß alles, was wir sehen, von den organisatorischen Eigenschaften des Gehirns abhängig sei.

Wie die klassische Gestalttheorie - oder auch Feldtheorie - besagt, "ruft jedes Lichtreizmuster, das auf die Retina im Auge fällt, im Gehirn vermutlich einen charakteristischen Prozeß hervor, der in umfassende Felder der Verursachung organisiert ist und sich mit jedem Wechsel in der Reizverteilung ändert. ... Um zu erkennen, wie ein Reizmuster (d. h. ein Bild) aussehen wird, müssen wir daher erkennen, wie die entscheidenden 'Gehirnfelder' des Beobachters sich bei der Reaktion auf jenes Reizmuster organisieren werden. ... Im allgemeinen werden die Gehirnfelder sich vermutlich auf die einfachste (ökonomischste) Weise organisieren, und dies erlaubt uns, vorauszusagen, wie ein beliebiges Bild wahrgenommen wird ...".²

Und gerade dieses "Vorausagen, wie das wahrgenommene Bild aussehen wird", ist der Kern des Problems, in erster Linie abhängig von der Subjektposition des Rezipienten.

"Wie einer seinen Blick auf die Welt (hier: Filmwelt) richtet, hängt sowohl von seinem Wissen über die Welt als auch von seinen Zielen ab, d. h. von der Information, die er sucht ...".³

Damit ist Filmwahrnehmung immer an bewusste und unbewusste Selektionsprozesse gekoppelt. In Abhängigkeit von der Sehweise und dem, was speziell oder nicht von Interesse ist, werden wahrgenommene Objekte, die für den Rezipienten keine Bedeutung haben, "übersehen". Im psychologischen Sinne finden also hier ständig verschiedene Verdrängungsleistungen statt. Und damit kommt es zu der Erscheinung, daß zwei Zuschauer in ein und demselben Kino, zu ein und derselben Zeit zwei "unterschiedliche" Filme sehen. Dazu TAYLOR 1964: "... Ein Muster erfassen, heißt, das Prinzip erkennen, nach welchem seine Elemente angeordnet sind. Es genügt nicht, nur die einzelnen Elemente zu erkennen, denn das Bild beruht nicht auf den Elementen (...), (sondern) auf der Regel, die ihre gegenseitigen Beziehungen bestimmt. (...)

Klischeehaftes Sehen erkennt nur jene Muster, die seine Klischees zu antizipieren erlauben⁴.

Die Altersstruktur der Zuschauer hat wesentlichen Einfluß auf die Art und Weise, wie ein Spielfilm rezipiert wird. Dies ist nur ein Faktor von vielen, die den Prozeß der Filmwahrnehmung direkt oder indirekt beeinflussen. Welche das sind - insbesondere im psychischen Bereich - sollte uns in nächster Zukunft speziell interessieren und beschäftigen. Als praktischer Ausgangspunkt können dazu an zahlreichen DEFA-Filmen durchgeführte Rezeptionsanalysen der zurückliegenden Jahre dienen. Bereits vorhandene empirische Daten durch ergänzende bzw. erweiternde statistische Verfahren und Methoden gründlicher auszuwerten, könnte ein Schritt auf dem Weg zur intensiven Wahrnehmungsforschung sein. Versuche in diese Richtung wurden bereits unternommen, so beispielsweise am Film "Bockshorn", was zu einigen aufschlußreichen Resultaten geführt hat, aber noch längst nicht befriedigend ist. Nachgewiesen werden konnte am Beispiel dieses Films vor allem dreierlei:

erstens bestimmen bereits gesammelte Kino- bzw. Filmerfahrungen auf sehr direkte Weise die Entscheidung, sich einen Film anzusehen oder nicht. Somit wird auch (wie vorn bereits mehrfach erwähnt) konkret die Filmwahrnehmung von den individuellen Kinoerfahrungen mitbestimmt.

zweitens haben junge Leute ein grundlegend anderes Rezeptionsmodell als die Erwachsenen. Gezeigt hat sich deutlich, daß die Bildebene des Films wesentlich größere Brisanz für die Filmrezeption Jugendlicher hat, demzufolge der künstlerische Gehalt des Films, die Gesamtaussage oder etwa die Dialoggestaltung nachweislich in den Hintergrund treten. Damit in engem Zusammenhang steht, daß

drittens die Haupthelden des Films für junge Zuschauer eine tragende Rolle für das Filmgefallen überhaupt spielen.

Die Figurenwahrnehmung im Film "Bockshorn" hat demnach eine Schlüsselfunktion zu erfüllen. Der Film wird gesehen als Aktion zweier Jungen im Alter von 12 bis 14 Jahren im Rahmen eines interessanten, optisch attraktiven Umfeldes.

Gerade junge Leute - insbesondere Kinder - suchen bei ihrem Filmerlebnis nach Identifikationsmöglichkeiten. Mädchen lieben und leiden mit der Prinzessin mit, Jungen sind der starke Ritter, der die Prinzessin befreit. Diese für die psychische Entwicklung eines Kindes sehr wesentlichen Prozesse, die vorrangig emotional bedingt sind, näher zu beleuchten

und aus psychologischer Sicht zu erklären, ist eine anspruchsvolle, aber unbedingt notwendige Aufgabe, der man sich stellen muß.

Quellen

- 1 WIEDEMANN, D.: Filme in der Kindheit. Anmerkungen zur Filmrezeption von Kindern. In: Filmarbeit für Kinder - Anspruch und Ergebnis, VFF Berlin 1987.
- 2 HOCHBERG, J.: Die Darstellung von Dingen und Menschen. In: GOMBRICH, E.-H./HOCHBERG, J./BLACK, M. "Kunst, Wahrnehmung, Wirklichkeit" Suhrkamp Verlag 1977
- 3 Ebenda
- 4 Zitiert nach HOCHBERG, J.

Arbeit als Lebenswert

Arbeit gehört zu den subjektiv bedeutsamsten Aktivitätsbereichen Jugendlicher (neben Familie und Freizeit). Ein Leben ohne Arbeit können sich nur ganz wenige vorstellen. Dennoch haben sich hier in den letzten Jahren Veränderungen vollzogen. Diese Wandlungen zu verstehen und ihre Ursachen zu erkennen, ist eine wichtige Voraussetzung dafür, um die sich verändernden Grundorientierungen Jugendlicher insgesamt wissenschaftlich in den Griff zu bekommen. Im folgenden soll versucht werden, den erreichten Erkenntnisstand zu skizzieren.

Bei jungen Facharbeitern lassen sich nach Ergebnissen der Leistungs-Intervallstudie, II. Etappe (1988) sechs Faktoren identifizieren, die grundlegende Orientierungen gegenüber der Arbeit abstecken:

1. Streben nach sinnvoller Arbeit. Dieser Sinn ergibt sich für die jungen Arbeiter aus zwei Quellen. Einmal aus den Möglichkeiten, Gelerntes anzuwenden und selbständig zu arbeiten. Hinter dem Selbständigkeitsstreben liegt offensichtlich der Versuch, die Arbeit selbst zu gestalten, so daß möglichst viele Motive in der Arbeit befriedigt werden können und zugleich unangenehme, konfliktrichtige Beziehungen (z. B. zum Leiter) vermieden werden. Zum anderen geht es um den Nutzen und die Bedeutung der eigenen Arbeit für andere. Sinnvolle Arbeit heißt für viele junge Arbeiter, selbständige Erfüllung vielfältiger Anforderungen mit großer Bedeutung für den Betrieb bzw. die künftigen Nutzer der eigenen Ergebnisse. Das sind auch die häufigsten Nennungen auf eine offene Frage danach, wodurch sich eine ideale Arbeit auszeichnen sollte. Diese Orientierung hat wahrscheinlich stark zugenommen. Allerdings sind weitere Analysen nötig, um mit Sicherheit den Einfluß einer veränderten Schwerpunktsetzung durch uns Forscher auszuschließen. Eine Gefahr, die bei historischen Vergleichen immer besteht: Bedingt durch Theorieentwicklung und neue gesellschaftliche Fragen werden neue Phänomene entdeckt. Aber nur für den Forscher oder auch neu für die Untersuchten. Insgesamt ist der Zusammenhang dieses Strebens nach sinnvoller Arbeit mit der Leistung differenziert. Je besser die Anforderungen eine Realisierung zulassen, desto stärker das Engagement. Ähnliches gilt auch für solche Aktivitäten wie Weiterbildung. Das führt dazu, daß Leistungsverhalten heute differenzierter ist als vor einigen Jahren: Außerordentlichem Engagement bei "interessanten" Aufgaben steht sehr schwache Leistungsbereitschaft bei "uninteressanten" Aufgaben gegenüber.

Übergreifende Orientierungen (sei es an Geld oder an gesellschaftlichen Normen) können den Effekt "langweiliger" Aufgaben gegenwärtig nur unvollkommen ausgleichen.

2. Das Streben nach sozialer Integration im Kollektiv, danach, von den Kollegen geachtet und anerkannt zu werden. Diese Orientierung hat stark abgenommen, ist aber nach dem Streben nach sinnvollen Aufgaben (1.) immer noch am stärksten ausgebildet. Wahrscheinlich findet hier eine Verlagerung statt: Soziale Kontaktbedürfnisse werden von jungen Arbeitern relativ stärker in informellen Freundeskreisen zu befriedigen versucht. Diese Freundesgruppen können durchaus mit einem Teil des Arbeitskollektivs identisch sein. Das ist vor allem in Jugendbrigaden der Fall.

Dieses Integrationsstreben korreliert kaum mit Leistung. Das hängt offensichtlich damit zusammen, daß die Möglichkeiten für die meisten Kollektive, selbständig zu entscheiden, Kooperation zur Erreichung der gemeinsamen Ziele selbst zu gestalten, Entscheidungen übergeordneter Leitungen zu beeinflussen, sehr beschränkt sind. Es wird damit zwar vielfach wichtig, wie die Abstimmung und Koordination mit den Kollegen funktioniert, von deren Arbeit man unmittelbar abhängt, nur selten jedoch mit dem gesamten Kollektiv.

3. Das Streben nach Entwicklung der eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten, verbunden mit der Betonung schöpferischer Arbeit. Diese Orientierung hat in den letzten Jahren etwas an Gewicht gewonnen. Sie beeinflußt die Leistungsbereitschaft wesentlich stärker als die anderen hier diskutierten Orientierungen.

4. Das Streben danach, sich für die Entwicklung der Gesellschaft einzusetzen, für andere Menschen da zu sein. Hier gibt es ebenfalls einen Rückgang. Das hat wahrscheinlich vor allem zwei Ursachen. Die eine hängt mit insgesamt sehr nüchternen Zukunftsvorstellungen zusammen. Es fehlen weitgesteckte Ideale, denen zuliebe es sich lohnt, sich anzustrengen und zu engagieren, auch wenn ein unmittelbarer persönlicher Nutzen nicht unmittelbar sichtbar wird. Die andere Ursache dürfte in festgefügtten Organisationsabläufen zu finden sein, die es jungen Arbeitern sehr schwer machen, ihre Interessen wirksam einzubringen und Entscheidungen zu beeinflussen. Über solche Probleme wird häufiger reflektiert, weil - bedingt durch das Aufkommen neuer Interessen und Sorgen (z. B. Umwelt) und nur langsame Reaktion darauf - das Gefühl, nicht verstanden zu werden, gewachsen ist. Als Resultat gerät die Gesellschaft aus dem Blick. Die jungen Arbeiter konzentrieren sich heute stärker auf solche Aktivitäten, deren Nutzen unmittelbar sichtbar wird.

Wie auch in früheren Untersuchungen ist die Korrelation mit Leistung schwach negativ. Das hängt damit zusammen, daß die Bereitschaft, sich für die Gesellschaft als Ganzes zu engagieren, an sich noch keine ausreichende Identifikation mit den konkreten Aufgaben sichert. Dazu bedarf es der konkreten Schwerpunktsetzung durch Leiter und Funktionäre.

5. Das Streben nach hohem Einkommen und entsprechendem materiellem Wohlstand. Diese Orientierungen haben zugenommen, ohne aber einseitig zu dominieren. Hier dürfte eine Ursache dafür liegen, daß die Versorgungslage nach wie vor zu den Problemen gehört, die junge Arbeiter emotional am stärksten bewegen.

Vor allem bei Diskussionen im Arbeitskollektiv nehmen Themen, die mit Einkommen, Prämien, Versorgung zusammenhängen, viel Zeit in Anspruch. Diese Diskussionsintensität ist eine Ursache dafür, daß viele Leiter die Rolle des Geldes als Arbeitsmotiv ihrer Mitarbeiter überschätzen. Das tun auch viele junge Arbeiter, wenn sie nach den Motiven ihrer Kollegen gefragt werden.

Insgesamt ist die Haltung zur weiteren Steigerung materiellen Wohlstandes bei jungen Arbeitern widersprüchlich, oft vehement vorgebrachter Kritik an der Angebotslage steht eine weitverbreitete Ablehnung von einseitigem Konsumdenken gegenüber. Wahrscheinlich wird die Diskussion über Einkommen und Versorgung durch viele Faktoren gefördert (z. B. Streben nach sozialer Gerechtigkeit, Durchsetzung des Leistungsprinzips, Streben nach sozialer Integration, aber auch wieder Verlust an Aufgaben, die das Arbeitskollektiv integrieren könnten). Hohes Einkommen betonen junge Arbeiter bei Befragungen stärker als Ältere. Das hängt wahrscheinlich mit gewachsenen Ansprüchen, aber auch unmittelbar mit der Lebenslage zusammen: Ältere haben im Durchschnitt ein höheres Einkommen, andererseits ist die Wohnung eingerichtet, begehrte und teure Konsumgüter sind vorhanden und die Kinder in der Regel ökonomisch selbständig.

Die Korrelation mit Leistung ist nur schwach. Das hängt sicher damit zusammen, daß die Möglichkeiten begrenzt sind, sein Einkommen über Leistung zu steigern, nicht zuletzt, weil die Leistung selbst oft nicht beliebig erhöht werden kann (u. a. durch Abhängigkeit vom Arbeitsrhythmus der Technik, vorhandenem Material, Zuarbeit von Kollegen, Verfügbarkeit von Maschinen).

6. Das Streben nach einer höheren sozialen Position. Hier steht im Mittelpunkt, die Achtung und Anerkennung des Leiters zu erhalten, Aufgaben zu bekommen, die besonders wichtig

und verantwortungsvoll sind, bei Leitungsentscheidungen mitzuwirken, sich einen Namen machen mit zuverlässiger Erfüllung übertragener Aufgaben. Nur in seltenen Fällen ist die Bereitschaft eingeschlossen, selbst eine Leitungsfunktion zu übernehmen. Wichtiger ist für viele junge Werktätige die informelle Position. Das Ansehen vor allem bei den Leitern und - damit verbunden - besonders wichtige und attraktive Aufgaben zu erhalten. Die Korrelation mit Leistung ist nicht hoch, es fehlt das Sachinteresse, die Orientierung am Inhalt der Arbeit. Diese Orientierung hat nur für etwa ein Siebtel sehr starke Bedeutung, sie hat stark abgenommen. Hier gibt es außerdem erhebliche Altersunterschiede: Für Ältere Arbeiter ist die Verbesserung der informellen Position weit wichtiger als für jüngere. Allerdings haben Ältere auch günstigere Bedingungen, dies zu verwirklichen. Gestützt auf langjährige Berufserfahrung - einen Ruf, der durch zurückliegende Leistungen getragen wird, und auch meist gute Kenntnis der Verantwortlichen - gelingt es ihnen eher, sich der verantwortungsvollsten Aufgaben zu versichern.

Insgesamt zeigt sich, daß für fast alle jungen Arbeiter ein Leben ohne Arbeit kaum vorstellbar ist. Hieran hat sich in den letzten Jahren kaum etwas verändert. Wandlungen z. B. erheblichen Umfangs gibt es dagegen in den Erwartungen an Inhalt und Umfang der Arbeit sowie der Funktion von Arbeit in der Lebensplanung.

Insgesamt halten sich bei jungen Facharbeitern Entwicklungen, die Leistungsbereitschaft fördern, und solche, die hemmen, annähernd die Waage. Das bedeutet, Leistungsbereitschaft ist heute anders motiviert als vor einigen Jahren. Hier sollen weitere Analysen ansetzen. Wichtig ist dabei vor allem die Frage nach den Ursachen.

Die Familie als Faktor der politischen Sozialisation Jugendlicher

Im Zusammenhang mit gesellschaftspolitischen Entwicklungsprozessen, die sich gegenwärtig unter zunehmend weltoffenen Bedingungen vollziehen, stellt sich auch die Frage nach dem Einfluß und der Wirkung der Familie als politische Sozialisationsinstanz im Prozeß der Heranbildung und Entwicklung politisch-ideologischer Einstellungen beim Heranwachsenden.

Im folgenden sollen dazu thesenhaft einige neue Forschungsergebnisse¹ erörtert werden:

1. Der Einfluß verschiedener Erziehungsinstanzen auf die politisch-ideologische Einstellungsbildung bei Jugendlichen zeigt sich im Grad der Übereinstimmung in politisch-ideologischen Auffassungen zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern sowie anderen gesellschaftlichen Erziehungsträgern.

Unsere Forschungsergebnisse bestätigen durchgängig eine signifikant höhere Übereinstimmung der Jugendlichen in politischen Fragen mit ihren Eltern als mit gesellschaftlichen Erziehungsträgern (Lehrer/Ausbilder und FDJ-Gruppe). Auch bei ungünstigen politischen Sozialisationsbedingungen in der Familie gehen weit mehr Jugendliche mit ihren Eltern in politisch-ideologischen Auffassungen konform als mit gesellschaftlichen Erziehungskräften.

Das läßt den Schluß zu, daß die Familie auch im Bereich der Ideologie-Vermittlung die primäre Erziehungsinstanz ist, deren erzieherische Einflüsse von den Jugendlichen bewußt oder unbewußt eher angenommen werden als andere gesellschaftliche Erziehungseinflüsse.

Aber eine hohe Übereinstimmung zwischen Jugendlichen und ihren Eltern in politisch-ideologischen Auffassungen erlaubt für sich genommen noch keine Aussagen über inhaltliche Wirkungsrichtungen und Vermittlungsprozesse der familiären politischen Sozialisation.

2. Inhalt, Richtung und Umfang der politisch-ideologischen Beeinflussung der Jugendlichen in der und durch die Familie sind bestimmt durch die Ausprägung verschiedener ideologierelevanter Faktoren und Bedingungen der Familie. Dazu gehören insbesondere:

- die Einstellung der Eltern zu den Zielen des Sozialismus,
- das Qualifikationsniveau der Eltern,
- die Weltanschauung der Eltern,
- das Geschichtsinteresse der Eltern,
- das gesellschaftliche Engagement der Eltern,
- politische Diskussionen in der Familie sowie
- Gespräche über den Arbeitsalltag der Eltern.

Die Einstellung der Eltern zu den Zielen des Sozialismus beeinflußt in manifester Weise die politisch-ideologische Einstellungsbildung bei Jugendlichen in ihrer gesamten Breite, und das je nach Ausprägung in positiver wie auch negativer Richtung.

Zu nennen sind hier vor allem solche Einstellungen der Jugendlichen wie der gesellschaftliche Zukunftsoptimismus, gesellschaftsrelevante Lebenswerte, die DDR-Verbundenheit, die Einstellung zur politischen Machtausübung in der DDR, das politische Verantwortungsbewußtsein u. a. m.

Das weist die Einstellung der Eltern zu den Zielen des Sozialismus als primären Faktor der politischen Sozialisation in der Familie aus, der entscheidend die Richtung der politischen Beeinflussung der Jugendlichen durch die Eltern bestimmt.

Die weltanschauliche Position der Eltern, ihr Qualifikationsniveau und ihr Geschichtsinteresse beeinflussen die politisch-ideologische Einstellungsbildung bei den Jugendlichen dagegen nur in Teilbereichen und in weniger starkem Maße. Zu beachten ist hier, daß die für die politische Sozialisation relevanten personalen Faktoren der Eltern in komplexen Beziehungen zueinander stehen und sich in ihrer Wirkung gegenseitig bedingen und beeinflussen.

3. Die familiäre Vermittlung politisch-ideologischer Einstellungen erfolgt bewußt oder unbewußt, direkt oder indirekt über die Kommunikations- und Interaktionsprozesse in der Familie. Das gesellschaftliche Engagement der Eltern, politische Diskussionen in der Familie, Gespräche über den Arbeitsalltag und die Arbeitserfahrungen der Eltern fördern die politische Einstellungsbildung bei den Heranwachsenden. Über diese Formen der Kommunikation und Interaktion werden die Jugendlichen direkt mit den Auffassungen und Erfahrungen der Eltern konfrontiert, setzen sich damit auseinander und sind zugleich zu eigener Standpunktbildung angeregt.

Gleichzeitig wirkt indirekt die Gesamtheit der familiären Sozialisationsbedingungen auch auf die Übernahme von bzw. die Identifikation mit politisch-ideologischen Einstellungen der Eltern: das geistig-kulturelle Klima in der Familie, das Erziehungsverhalten der Eltern und die Jugendliche-Eltern-Beziehungen.

4. Die Familie als Vermittlungsinstanz zwischen Gesellschaft und Individuum vermittelt und bricht auch im politisch-ideologischen Bereich außerfamiliäre Erziehungseinflüsse, insbesondere die der gesellschaftlichen Bildungs- und Erziehungsinstitutionen.

Die außerfamiliären Erfahrungen der Familienmitglieder (Eltern wie Jugendlicher) aus den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen werden in der familiären Kommunikation familienspezifisch interpretiert und gewertet. Unsere Forschungsergebnisse verweisen dabei auf zwei Tendenzen in der familiären Vermittlung außerfamiliärer Erziehungseinflüsse im politisch-ideologischen Bereich:

Einerseits zeigt sich deutlich ein positiver Zusammenhang zwischen einem hohen politischen Anregungspotential der Familie und dem politisch-ideologischen Einfluß gesellschaftlicher Erziehungsträger. Das heißt, je aufgeschlossener die Eltern unserem gesellschaftlichen und politischen System gegenüberstehen, je politisch aktiver und interessierter sie sind, um so aufgeschlossener sind auch ihre jugendlichen Kinder gegenüber gesellschaftlichen Erziehungseinflüssen.

Andererseits verdeutlichen die Ergebnisse aber auch, daß Mängel bzw. negative Einflüsse der politisch-ideologischen Erziehung in der Familie durch die gesellschaftlichen Erziehungsinstitutionen nur schwer bzw. nicht kompensiert werden können.

In solchen Familien ergibt sich für die Jugendlichen oftmals ein großes Widerspruchspotential zwischen den politisch-ideologischen Auffassungen und Erfahrungen der Eltern und dem durch die gesellschaftlichen Institutionen vermitteltem Wissen. Da die Familie aber für den größten Teil der Jugendlichen die primäre Bezugsgruppe ist, distanzieren sich die Jugendlichen aus solchen Familien oft auch in stärkerem Maße von den durch die gesellschaftlichen Institutionen vermittelten Werten, Normen und Anforderungen.

5. Die familiäre politische Sozialisation weist im Vergleich zum Einfluß gesellschaftlicher Erziehungsträger eine Spezifik auf, die in zweifacher Hinsicht zu bestimmen ist: Erstens kommt auch in der politischen Sozialisation durch die Familie der spezifische Charakter der Familie als außerordentlich wichtiger Lebensraum und als primäre soziale Bezugsgruppe zur Wirkung. Gemeint sind hier vor allem solche Charakteristika wie die besondere Emotionalität in den sozialen Beziehungen, die Dichte und Intensität der Kontakte, das daraus resultierende Wissen um die Stärken und Schwächen der Familienmitglieder und das weitestgehende Ausschließen von "Tabu-Bereichen".

Zweitens basiert die politisch-ideologische Erziehung in der Familie zum größten Teil auf den Alltagserfahrungen der Familienmitglieder - der Eltern wie der Jugendlichen - und ist insofern auch mit vielen Alltagsproblemen, Fragen und Widersprüchen verbunden.

6. Die politische Sozialisation in der und durch die Familie ist maßgeblich durch die jeweils konkret-historischen gesamtgesellschaftlichen Bedingungen beeinflusst. Die materiellen und geistig-kulturellen Lebensbedingungen der Familie, die Prozesse der familiären Lebensgestaltung sind bestimmt durch die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse, in die die einzelnen Familienmitglieder in vielfältiger Weise einbezogen sind. Die Kompliziertheit und Widersprüchlichkeit gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse findet ihren Ausdruck auch in einer zunehmenden Differenziertheit des materiellen und geistig-kulturellen Lebensniveaus der Familien. Widersprüche, die sich aus dem gesellschaftlichen Anspruch und der täglich erlebten Realität ergeben, sind nicht ohne Wirkung auf die politische Einstellungsbildung sowohl der Eltern als auch der Jugendlichen. Unsere Analyse erbrachte auch für die Elterngeneration ein stark differenziertes Bild bezüglich der Ausprägung ihrer Einstellung zu den Zielen des Sozialismus. Auf Grund dieser Tatsache und dem primären Einfluß der Familie auf die politisch-ideologische Entwicklung der Jugendlichen ist in den kommenden Jahren eine noch stärkere Einstellungsdifferenzierung, verbunden mit einer Zunahme kritisch-distanzierter Einstellungen im politisch-ideologischen Bereich in der Generationsfolge zu erwarten.

Anmerkungen

- 1 Das empirische Material entstammt einer Studie zum politischen und Geschichtsbewußtsein Jugendlicher, die 1988 am ZIJ durchgeführt wurde.

IRENE KRAUSE

Zu Problemen der Durchsetzung gleichberechtigter Partnerbeziehungen in jungen Ehen

Die Beziehungen von Mann und Frau in der sozialistischen Gesellschaft sind geprägt von der Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern.

Die Gleichberechtigung der Frau gehört für die revolutionäre Arbeiterbewegung von jeher zu den Prinzipien ihrer Weltanschauung und stellt eines der wichtigsten Ziele ihres Kampfes dar. Die Befreiung der Frau aus doppelter Unterdrückung und Rechtlosigkeit - als Frau und als Ausgebeutete - setzt die Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, also die sozialökonomische Umgestaltung der Gesellschaft voraus. In seinem Buch "Die Frau und der Sozialismus" schrieb August Bebel dazu: "Die volle Emanzipation der Frau und ihre Gleichstellung mit dem Mann ist eines der Ziele unserer Kulturentwicklung, dessen Verwirklichung keine Macht der Erde zu verhindern vermag. Aber sie ist nur möglich auf Grund einer Umgestaltung, welche die Herrschaft des Menschen über den Menschen - also auch der Kapitalisten über den Arbeiter - aufhebt." Stellen die ökonomischen Bedingungen einer Gesellschaft auch die grundlegenden Determinanten der Stellung der Geschlechter zueinander dar, so ist es doch nicht nur die Struktur der Produktionsverhältnisse allein, die diese Beziehungen ausschließlich bestimmt. Die Entwicklung der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau und der konkrete Entwicklungsstand der Produktivkräfte determinieren die Beziehungen der Geschlechtergruppen ebenfalls wesentlich. Demnach gilt es in allen gesellschaftlichen Bereichen solche Bedingungen zu schaffen, daß Mann und Frau die gleichen Möglichkeiten und Voraussetzungen haben, ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten voll zu entfalten und aktiv am gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß teilzunehmen. Deutlich wird, daß es in erster Linie darum gehen mußte, die Frau dem Manne rechtlich gleichzustellen, ihr alle Möglichkeiten zu geben, ihre Persönlichkeit - gleich dem Mann - zu entwickeln, an allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens teilzuhaben und mitzuwirken. Dazu bestimmt der Artikel 20 der Verfassung der DDR: "Mann und Frau sind gleichberechtigt und haben die gleiche Rechtsstellung in allen Bereichen des gesellschaftlichen, staatlichen und persönlichen Lebens. Die Förderung der Frau, besonders ihrer beruflichen Qualifikation, ist eine gesellschaftliche und staatliche Aufgabe." Die juristischen Grundlagen für die Durchsetzung der Gleichberechtigung sind damit eindeutig formuliert. Zunehmend kam und kommt es darauf an,

daß die Frauen von ihren Rechten tatsächlich Gebrauch machen. Das ist oftmals nicht eine Frage des Willens, sondern auch ein Problem der gegebenen Möglichkeiten. Die Verwirklichung der grundlegenden Voraussetzungen der Gleichberechtigung von Mann und Frau stehen heute bei uns nicht mehr im Mittelpunkt - sie sind zweifellos gelöst. Vielmehr beschäftigen uns in der Gegenwart Probleme der praktischen Verwirklichung und Durchsetzung im täglichen Leben. Die Fragen der gleichen Bedingungen von Mann und Frau zur Wahrnehmung ihrer fixierten Rechte sind nun in den Blickpunkt gerückt. Ohne Zweifel hat sich die Stellung der Frau mit der weiteren Durchsetzung der Gleichberechtigung in der Gesellschaft grundlegend gewandelt - doch nicht nur das; Auch die Stellung des Mannes und damit verbunden die Beziehungen der Geschlechter zueinander unterlagen tiefgreifenden Veränderungen. Dieser Wandlungsprozeß hat noch keine völlige soziale Gleichstellung von Mann und Frau zum Ergebnis. Unterschiede werden nach wie vor in bestimmten Lebensbereichen deutlich.

In unseren Eheuntersuchungen zeigte sich, daß sich oftmals die "theoretische" Haltung der Partner zur Gleichberechtigung von ihrem Realverhalten unterscheidet. Beispielsweise kommt das in einem hohen Grad des Bekenntnisses zum gleichberechtigten Anteil an der Erledigung von Familienaufgaben und davon abweichendem geschlechtsunterschiedlichen Handeln zum Ausdruck. Daß diese Verhaltensweisen gegenwärtig keineswegs überwunden sind, eher eine Tendenz zur Vertiefung aufweisen, bewies ein Vergleich von Untersuchungsergebnissen zurückliegender Jahre mit heutigen Resultaten. So vertreten junge Ehemänner heute seltener die Meinung, daß sich Männer und Frauen bei voller Berufstätigkeit beider gleichermaßen für die Hausarbeit verantwortlich fühlen sollten als vor 15 Jahren. Anschaulich wird hier, daß den jungen Ehefrauen jetzt zwar einerseits durch sozialpolitische Maßnahmen und Technisierung des Haushalts objektiv mehr Zeit für die Familie zur Verfügung steht, sich dadurch aber die ohnehin zählbaren traditionellen Formen der Arbeitsteilung ihrerseits vertiefen können. Diese Frage ist wohl - nach der noch bestehenden Diskrepanz zwischen verbaler Zustimmung zur Gleichberechtigung und deren Realisierung in allen Lebensbereichen - die komplizierteste bei der Durchsetzung gleichberechtigter Partnerbeziehungen.

Ein weiteres Problem: Unsere Untersuchung erbrachte, daß die zeitliche Belastung der jungen Ehefrauen in den letzten 15 Jahren nicht geringer geworden ist. Zwar ist der Freizeitanteil der jungen Frauen um nur wenig niedriger als

der der Männer, doch von einem grundlegenden Wandel in der Aufteilung häuslicher Pflichten kann nicht die Rede sein. Junge Ehemänner verrichten häufiger Tätigkeiten, die nicht innerhalb der Hauswirtschaft angesiedelt sind (Instandhaltungs- und Reparaturarbeiten usw.) - oder sie üben eine zusätzliche "Feierabendarbeit" aus, um das Familienbudget aufzubessern. Hinzu kommt, daß die durchschnittliche Arbeitszeit der Männer höher ist als die der Frauen, und daß sie häufiger zu gesellschaftlichen Aktivitäten herangezogen werden. Die herkömmlichen Formen der Arbeitsteilung in der Familie setzen sich fort - zu beobachten ist lediglich, daß die Männer jene Aufgaben, die traditionell schon als ihre Bereiche festgeschrieben sind, noch stärker an sich binden. Die Geschlechterrollenstereotype haben sich noch nicht aufgelöst - bestenfalls bleiben sie konstant, zeigen aber wohl eher eine Tendenz zur Verstärkung.

Ein wichtiger Indikator, der für gleichberechtigte Partnerbeziehungen spricht, ist das Entscheidungsverhalten bei wichtigen Familienangelegenheiten. Generell ist festzustellen, daß die meisten Entscheidungen in unseren jungen Ehen gemeinsam getroffen und ressortabhängige Aufgaben in beiderseitigem Einvernehmen durch Männer und Frauen in etwa gleicher Relation wahrgenommen werden. Innerfamiliäre Vereinbarungen sind demnach typisch für junge Paare. Allerdings ist die Übereinstimmung nicht für jeden Bereich und für jede Gestaltungsform gleichermaßen ausgeprägt. Eine deutliche Dominanz weiblicher Entscheidungen ist beispielsweise in den Fragen der Haushaltführung (traditionelle Arbeitsteilung!) anzutreffen.

Insgesamt läßt sich konstatieren: Der Prozeß der Herausbildung sozialistischer Partnerbeziehungen bezüglich der Gleichberechtigung verläuft nicht ohne Probleme und Widersprüche. Obwohl sich bei den Partnern beiderlei Geschlechts die Erkenntnis mehr und mehr festigt, daß die Gleichberechtigung eine hohe gesellschaftliche und persönliche Bedeutung hat, setzt sich eine dementsprechende familiäre Arbeitsteilung gegenwärtig eher zögernd durch. Obwohl sich die gesellschaftlichen Voraussetzungen für gleichberechtigte, sozialistische Partnerbeziehungen auf das Ganze gesehen zunehmend positiv entwickeln, existieren im Alltag zahlreiche Probleme und Widersprüche - im familiären und im gesellschaftlichen Bereich, die sich nicht fördernd auf die weitere Durchsetzung der Gleichberechtigung in den Familien auswirken. In unseren jungen Ehen sind die Fähigkeiten, Einstellungen und Verhaltensweisen, die als subjektive Faktoren zur Entwicklung gleichberechtigter Partnerbeziehungen zu zählen sind, noch

unterschiedlich ausgeprägt. Heute werden die beiden sozialen Grundfunktionen - die Reproduktion der menschlichen Gesellschaft, einmal biologisch und zum anderen sozial - von beiden Geschlechtergruppen bei Beibehaltung der traditionellen Funktionen - zu unterschiedlichen Anteilen wahrgenommen. Im Prozeß der weiteren Durchsetzung der Gleichberechtigung von Mann und Frau kann es nicht darum gehen, diese Anteile vollkommen zu nivellieren - vielmehr kommt es darauf an, Frauen und Männern optimale Möglichkeiten für hohes berufliches, gesellschaftliches, aber auch familiäres Engagement zu schaffen.

Gedanken zur weiteren Erforschung der politischen Sozialisation im Jugendalter

1. Die beschleunigte Dynamik der gesellschaftlichen Prozesse der 80er Jahre und die mit ihr verbundenen internationalen und nationalen Entwicklungen führten nicht nur zu veränderten Bedingungen des Aufwachsens Jugendlicher in der sozialistischen Gesellschaft, sondern auch zu neuen Anforderungen der Gesellschaft an die Persönlichkeitsentwicklung Jugendlicher einerseits wie auch andererseits qualitativ gewandelten Ansprüchen der Jugend an die Gesellschaft.

Aus der heutigen Sicht können wir deshalb feststellen: Die 80er Jahre führten zu einer neuen objektiven Lebenswirklichkeit der Jugend und zu neuen subjektiven Lebensbefindlichkeiten Jugendlicher. Jugendliche von heute äußern verstärkt das Bedürfnis nach sozialer Geborgenheit und langfristiger Existenzsicherheit, nach Sinnhaftigkeit im Lernen, Arbeit und Freizeit, nach Autonomie und Selbstbestimmung ihrer Persönlichkeit und nach gesellschaftlicher Mitbestimmung bzw. Mitgestaltung.

Die gezielte sozialwissenschaftliche Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen und der individuell-spezifischen Prozesse der Entwicklung politisch-ideologischer Bewußtheit und gesellschaftlichen Engagements Jugendlicher stellt für die weitere Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft eine entscheidende Voraussetzung dar. Die Jugendforschung sollte sich aus dieser Sicht heraus verstärkt dem komplexen und widersprüchlich-dynamischen Prozeß der politischen Sozialisation im Jugendalter, seiner Bedingungen und Faktoren theoretisch und empirisch stellen.

2. Theoretische Voraussetzung für die komplexe Analyse dieses Prozesses ist die Entwicklung eines Theoriekonstrukts zur politischen Sozialisation im Jugendalter auf der Basis des dialektischen und historischen Materialismus. Zu Recht wurden in den zurückliegenden Jahren v. a. solche Sozialisationskonzepte abgelehnt, die über Rollenmodelle u. ä. nur eine Integration Jugendlicher in die bürgerliche Gesellschaft als gefügte Objekte der herrschenden konservativen, liberalen oder sozialreformistischen Politik anzielten. Inzwischen wurden im Rahmen der bürgerlichen Sozialwissenschaften gesellschaftskritische Konzepte entwickelt, die sich auf marxistische Grundsätze berufen und entscheidende Positionen der traditionellen Sozialisationstheorie überwunden haben (z. B. WASMUND, CLAUSSEN, MOSER). Diese Konzepte gilt es, kritisch-konstruktiv zur Kenntnis zu nehmen und auf der Grundlage unserer langjährigen

theoretischen und empirischen Forschungen sowie neuester Erkenntnisse der marxistisch-leninistischen Philosophie und Politikwissenschaften "weiterzudenken".

Zentrale Voraussetzungen eines solchen theoretischen "Weiterdenkens" sollten sein:

a) die Dialektik von Individuum und Gesellschaft

Die Entwicklung der Individualität der Persönlichkeit kann immer nur begriffen werden in ihrer konkreten Gesellschaftlichkeit. Indem die Persönlichkeit für die Gesellschaft produziert, damit gesellschaftliche Verhältnisse eingeht und reproduziert, muß sie die gesellschaftlichen Bedürfnisse antizipieren, in Beziehung zu ihren spezifischen individuellen Bedürfnissen, Interessen und Zielen setzen und sich damit als soziales Subjekt bewähren. Eben in dieser widersprüchlich, produktiven Vermitteltheit zwischen individuellen und gesellschaftlichen Bedürfnissen liegt u. E. der Schlüssel zu einer materialistisch-dialektischen Sozialisationstheorie.

b) das Primat der aktiven Umweltaneignung durch die Persönlichkeit

Die produktive Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft erfolgt über die aktive, zielgerichtete und bewußte Aneignung der natürlichen und sozialen Umwelt in Gestalt tätiger Vergegenständlichung. Sozialisation der Persönlichkeit muß deshalb stets von der Synonymität und Gleichwertigkeit von sozialvermittelter Vergegenständlichung und vergegenständlichende Sozialbeziehung ausgehen.

c) das marxistische Menschenbild

Der Mensch als Schöpfer und Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse in seiner biopsychosozialen Einheit muß im Mittelpunkt der Forschung stehen. Die Persönlichkeit des Jugendlichen in ihrem sozialen Gewordensein, ihrer spezifischen Stellung in der Gesellschaft als Mitglied einer bestimmten sozialen Klasse oder Schicht, ihrer historisch-konkreten Einbindung in den gesellschaftlichen Teilstrukturen und ihre sozialen Ziele, Interessen und Bedürfnisse bildet Ziel und Gegenstand einer materialistisch-dialektischen Sozialisationsforschung. Es müßten weitere Voraussetzungen genannt werden, wie das marxistische Gesellschaftsbild, die Strategie und Taktik für die weitere Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft oder die materialistisch-dialektische Entwicklungskonzeption. Wir setzen dies als gegeben und bekannt voraus.

3. Eine materialistisch-dialektische Konzeption der politischen Sozialisation im Jugendalter ist u. E. durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Sie ist ...

a) subjektorientiert, d. h. die Persönlichkeit des Jugendlichen bildet das eigentliche Subjekt

der politischen Sozialisation. Die Art und Weise, die Ziel-, Mittel- und Folgebewußtheit und die Intensität der tätigen Veränderung (Aneignung) der gesellschaftlichen Wirklichkeit durch den Jugendlichen sind Ziel, Mittel und Kriterium seiner politischen Sozialisation. Die politische Sozialisation stellt sich somit als Prozeß des Werdens des Jugendlichen zum Gesellschafts-SUBJEKT dar. Der Gegenstand der politischen Sozialisation ist die Herausbildung und Entwicklung der politischen Kompetenz und des politisch-ideologischen Selbstbewußtseins des Jugendlichen.

b) gesellschaftsorientiert, d. h. die gesellschaftlichen Bedingungen in ihrem historisch-konkretem Gewordensein, ihren gegenwärtigen politisch-ideologischen Informations-, Kommunikations-, Organisations- und Machtstrukturen und ihren näheren und ferneren sozialen Zielen bzw. Perspektiven bilden die konkrete Sozialisationssituation für die politische Sozialisation des Jugendlichen im Sinne eines Bedingungs- bzw. Voraussetzungsgefüges.

c) tätigkeitsorientiert, d. h. die aktiv-tätige Aneignung und Vergegenständlichung der Ziele, Bedürfnisse und Interessen bestimmter sozialer Klassen oder Schichten bildet den eigentlichen Prozeß der politischen Sozialisation. In der Tätigkeit (Spiel, Lernen, Arbeit) erfährt bzw. antizipiert der Jugendliche die soziale Bedeutung seiner Persönlichkeit. Voraussetzung dafür ist jedoch, daß es ihm möglich ist, diese sozialen Ziele bzw. Bedürfnisse zu erkennen (Problem der sozialen Antizipation), sich zu ihnen in Beziehung zu setzen (Problem der sozialen Identifikation) und den entsprechenden Anforderungen gerecht zu werden (Problem der sozialen Kompetenz). Außerdem gilt es, den Jugendlichen als Persönlichkeit mit spezifischen sozialen Zielen anzuerkennen (Problem der sozialen Akzeptanz) und ihn an der Bestimmung gesellschaftlicher Ziele und der Art und Weise ihrer Durchsetzung teilhaben zu lassen (Problem der sozialen Partizipation). Letztlich kommt es darauf an, daß der Jugendliche durch die Gesellschaft eine adäquate Rückkopplung über die reale Effizienz seiner Tätigkeit erhält (Problem der sozialen Reafferenz).

d) prozeß- und problemorientiert, d. h. der Verlauf der politischen Sozialisation im Jugendalter, seine treibenden Widersprüche, Verlaufsformen und Effekte (Niveaustufen) gilt es zu analysieren. Wir gehen davon aus, daß die politische Sozialisation ein lebenslanger, komplexer und dynamisch-widersprüchlicher Prozeß ist, dessen Triebkraft der jeweils konkrete Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen bzw. individuellen Voraussetzungen zur politisch-sozialen Realitätskontrolle und dem Streben der Persönlichkeit nach erweiterter

politisch-sozialer Realitätskontrolle durch politische Antizipation und Partizipation ist. Im konkreten Prozeß der politischen Sozialisation Jugendlicher gestaltet sich dieser Widerspruch auch als Ziel-Mittel-Konflikt zwischen dem Bedürfnis der Persönlichkeit nach erweiterter politischer Antizipation und Partizipation (Ziel) und dem noch nicht entsprechendem Niveau an politischer Kompetenz bzw. politisch-ideologischem Selbstbewußtsein (Mittel). Dieser Konflikt löst sich mit zunehmender Reife der Persönlichkeit in der aktiven Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Prozessen als Ziel-Mittel-Dominanzwechsel. Im frühen Erwachsenenalter bildet das erreichte Niveau an politischer Kompetenz und politisch-ideologischem Selbstbewußtsein die Voraussetzung bzw. das Mittel für die Erlangung erweiterter politischer Antizipation und Partizipation. Das konkrete Niveau der politischen Sozialisation ist deshalb über dieses Ziel-Mittel-Verhältnis zu bestimmen.

e) zukunftsorientiert, d. h. es geht nicht um ein Beschreiben oder Festschreiben bereits vergangener Prozesse; deren Analyse sei vielmehr die Voraussetzung für die wissenschaftlich fundierte Prognose künftiger politisch-ideologischer Entwicklungsprozesse der Jugend in der sozialistischen Gesellschaft. Damit zielt die Forschung zur politischen Sozialisation vorrangig auf die Entwicklung der notwendigen gesellschaftlichen Bedingungen, die einen effektiven Beitrag der Jugendlichen zum gesellschaftlichen Fortschritt und damit zur Entwicklung ihrer Persönlichkeit ermöglichen. In diesem Rahmen widmet sich die Forschung konkret den bisherigen und perspektivischen Entwicklungen der wichtigsten Sozialisationsinstanzen: Familie, Schul- bzw. Berufsbildung, Jugendverband, Medien und Freundes-/Freizeitgruppe.

f) komplex orientiert, d. h. ausgehend von der These der Allseitigkeit der Aneignung der sozialen Wirklichkeit durch die Persönlichkeit und der Universalität ihrer sozialen Beziehungen orientiert sich die Forschung zur politischen Sozialisation auf die ästhetischen und kognitiven Momente der Persönlichkeitsentwicklung ebenso wie auf die Vielfalt der geäußerten sozialen Verhaltensformen und gesellschaftlichen Bedingungen. Mit der Unterscheidung von manifester und latenter politischer Sozialisation ist die Möglichkeit gegeben, auch scheinbar unpolitische Bedingungen oder Verhaltensformen in ihrer politisch-ideologischen Relevanz für die politische Sozialisation des Jugendlichen zu analysieren.

Der Vielfalt und Komplexität entspricht auch das Bestreben, den methodologischen Grundsatz der Methodentriangulation zu realisieren.

Partnerschaft und Kinder als Lebenswert -
Gleichberechtigung in der Partnerschaft

Nachweislich hat sich die Berufstätigkeit der Frauen positiv auf die Gestaltung einer gleichberechtigten, inhaltsreichen Partnerschaft ausgewirkt - das wird von Frauen wie Männern gleichermaßen so eingeschätzt.

Bemerkenswert ist, daß bei den jungen Frauen mit wachsendem Berufsengagement auch das Interesse an einer harmonischen Partnerbeziehung steigt, was für sehr berufsendagierte Männer durchaus nicht im gleichen Maße gilt. Offensichtlich tendieren Männer noch zu einer gedanklichen wie gefühlsmäßigen Trennung der beiden Lebensbereiche Beruf und Familie, sind hier eher traditionellen Denkweisen verhaftet. Bei berufsendagierten Frauen dagegen lassen sich m. E. Tendenzen erkennen, die die notwendige Entwicklungsrichtung schon aufzeigen: sinnvolle Verbindung beruflicher Arbeit mit anderen Lebensbereichen und -tätigkeiten und damit zunehmende Überwindung einseitiger Lebenszusammenhänge.

Junge Frauen heute fordern in ihrer Partnerbeziehung rigoroser als frühere Frauengenerationen - zum Teil aber auch rigoroser als die jungen Männer der eigenen Generation - Liebe, Zärtlichkeit, Zuwendung, geistige Übereinstimmung wie sexuelle Erfüllung. Und das, ohne in anderen Lebensbereichen dafür zu größeren Abstrichen bereit zu sein.

Eine der wichtigen Errungenschaften der Sozial- und Gleichberechtigungspolitik unseres Staates ist die Tatsache, daß junge Frauen selbst entscheiden können, ob, wann und wieviel Kinder sie haben möchten. Das ist gleichzeitig eine gute Grundlage für gleichberechtigte Partnerschaftsbeziehungen und liebevolle Zuwendung der Eltern zu den Kindern. Andererseits erweist sich gerade diese auf der Grundlage hoher sozialer Sicherheit für junge Mütter und umfassender Möglichkeiten der Familienplanung gewährleistete große Entscheidungsfreiheit der jungen Frauen zunehmend als sensibler Bereich in den Partnerschaftsbeziehungen. Junge Männer reagieren immer häufiger mit Betroffenheit, wenn ihre Partnerin sie aus der Entscheidung für oder gegen die Geburt eines gemeinsamen Kindes einfach herausnimmt. Als problematisch gestaltet sich auch die Frage des Umgangs junger Väter mit Kindern unverheirateter Mütter sowie den Kindern aus geschiedenen Ehen bzw. aufgelösten Lebensgemeinschaften - das könnte einen teilweisen Rückzug der jungen Männer aus der sich gerade entwickelnden höheren Verantwortung für Familie und Kinder bewirken.

Zwischen Männern und Frauen gibt es deutliche

Unterschiede in bezug auf den Kinderwunsch. Für die Lebensplanung junger Frauen haben Kinder durchgängig einen höheren Stellenwert als für die Männer. Ein direkter Einfluß des Berufsengagements der Frauen auf den "theoretischen" Kinderwunsch ließ sich bisher nicht nachweisen, aber im Zusammenhang mit der Realisierung der Lebensplanung in Familie und Beruf neigen Frauen - vor allem bei hohem beruflichem Entwicklungsstreben - eher zur Reduzierung des Kinderwunsches. Bei den Männern dagegen steigt der Kinderwunsch mit dem Berufsengagement sogar, wobei tradierte Muster der Ernährerrolle sicherlich ebenso eine Rolle spielen wie die Tatsache, daß stark berufsendagierte Männer häufig in einer Partnerschaft leben, die so organisiert ist, daß das Familienleben und das Leben mit den Kindern in erster Linie Angelegenheiten der Frau im Hause sind. Für diese Männer gibt es deshalb kaum Probleme hinsichtlich der Vereinbarkeit von beruflichem Engagement und Familienleben mit mehreren Kindern.

Frauen wie Männer sind gleichermaßen davon überzeugt, daß in einer Partnerschaft für den Bestand der Liebe beide etwas tun müssen. Allerdings können sich junge Männer noch nicht ganz von der Vorstellung trennen, daß ihnen in der Liebe "naturgemäß" mehr Freiheiten zustehen als den Frauen - immerhin vertraten bei einer Befragung noch ein Viertel der jungen Männer diese Auffassung -, während die Frauen hier ein deutlich gewachsenes Selbstbewußtsein zeigen, 86 % sind kaum oder gar nicht dieser Meinung. Ähnliches gilt für wichtige Entscheidungen im familiären Bereich. Sie werden von den jungen Frauen und Männern heute meist gemeinsam getroffen. Nur wenige bekehren sich noch zur herkömmlichen Vorstellung, daß in einer Partnerschaft solche Entscheidungen der Mann zu treffen habe. Allerdings trennen sich die Männer von dieser Vorstellung etwas schwerer als die jungen Frauen, und es zeigen sich auch einige interessante Unterschiede innerhalb der Geschlechtergruppen. So betonen vor allem hochqualifizierte Frauen und solche, die sich in ihrer Partnerschaft schon vollkommen gleichberechtigt fühlen, daß wichtige Entscheidungen immer gemeinsam getroffen werden. Weniger qualifizierte Frauen und solche mit geringem Berufsengagement dagegen überlassen auch familiäre Entscheidungen eher dem Partner.

Bei den Ansichten der Männer zu diesem Problem erscheint folgendes bemerkenswert: Neben denjenigen, deren Partnerinnen sich aus den unterschiedlichsten Gründen in ihrer Gleichberechtigung eingeschränkt fühlen, treffen vor allem sehr stark berufsendagierte Männer wichtige Entscheidungen eher allein! Hier werden offensichtlich Verhaltensweisen, die im Berufsleben

wichtig sind, ohne Notwendigkeit in den Partnerschaftsbereich transformiert.

Insgesamt erweist sich, daß in die Problematik der Anerkennung und Realisierung der Gleichberechtigung im persönlichen Leben vielfältige Bedingungen aus anderen Lebensbereichen hineinwirken. In unseren bisherigen Untersuchungen konnten wir folgende Bündelungen solcher Einflußfaktoren feststellen: Junge Frauen mit hohem Bildungsniveau, starkem Berufsengagement und interessanten Arbeitsaufgaben gelingt die Durchsetzung der Gleichberechtigung im persönlichen Bereich am besten. Weniger erfolgreich sind hier hingegen Frauen mit niedrigem Bildungsniveau und geringem Berufsengagement und diejenigen, die sich beruflich überfordert fühlen. Auch Mütter mit mehreren Kindern neigen eher zur Zurücknahme eigener Ansprüche. Offensichtlich werden sie aufgrund bestimmter objektiver Bedingungen (Handel/Dienstleistungen/Öffnungszeiten Kindereinrichtungen) wie subjektiver Einstellungen (Kindererziehung und Hausarbeit als "Frauensache", zumal wenn die Mutter "ohnehin" im Babyjahr ist oder "nur" 40 Stunden arbeitet) bei der Durchsetzung der Gleichberechtigung im persönlichen Leben stärker behindert als Frauen mit ein oder zwei Kindern.

Bemerkenswert ist, daß junge Frauen, die mit ihren Kindern alleine leben, aber bereits Partnerschaftserfahrungen haben - geschiedene und verwitwete - deutlich hohe Ansprüche an die Realisierung der Gleichberechtigung im persönlichen Leben haben und offensichtlich durchaus nicht bereit wären, eine neue Partnerschaft um jeden Preis - etwa den ihrer Selbständigkeit - einzugehen.

Bei den Männern realisieren besonders diejenigen die Gleichberechtigung auch im persönlichen Leben, die über ein hohes Bildungsniveau verfügen - Hoch- und Fachschulabsolventen - und von der Bedeutung der Gleichberechtigung voll überzeugt sind. Väter haben hier eine positivere Haltung als ledige Männer und Verheiratete ohne Kinder. Negative Einstellungen zur persönlichen Realisierung der Gleichberechtigung zeigen sich häufiger bei Männern mit geringerem Bildungsniveau, solchen, die sich beruflich überfordert fühlen und jenen, die an traditionellen Vorstellungen vom Männlichsein festhalten. Das alles weist deutlich daraufhin, daß bei den Männern die Bereitschaft zur persönlichen Realisierung der Gleichberechtigung mit der Bildung, der Lebens- und Partnerschaftserfahrung wächst.

Ambivalente Wirkungen gehen von einem sehr starken Berufsengagement des Mannes aus: Einerseits findet sich bei dieser Gruppe eine hohe rationale Anerkennung der

Gleichberechtigung, andererseits ist gerade bei diesen Männern auch eine Tendenz zur Zurückhaltung bei der partnerschaftlichen Gestaltung des Familienlebens und zu "einseitigen" Entscheidungen festzustellen. Begünstigt wird diese offenbar durch Probleme bei der Vereinbarkeit der hohen beruflichen Beanspruchung mit dem Familienleben sowie durch die "automatisierte" Übernahme beruflicher Gewohnheiten ins Privatleben.

Das Nebeneinanderexistieren tradierter und neuer partnerschaftlicher Lebensgewohnheiten im Zusammenhang mit der fast vollständigen Einbindung der Frauen in das Berufsleben erfordert ein notwendiges Maß an Selbstbestimmtheit und Partnerschaftlichkeit im Zusammenleben von Frau und Mann. Eine große Spannbreite der Möglichkeiten dabei sollte - solange die Persönlichkeitsentwicklung beider Partner garantiert bleibt - toleriert werden und in das Ermessen der einzelnen Partner gegeben sein.

Konflikte in den "privaten" Beziehungen zwischen Frauen und Männern können auch den Blick schärfen für weitere Entwicklungsnotwendigkeiten und -möglichkeiten in Sachen Gleichberechtigung. Sie sind zu analysieren und zu nutzen, um immer bessere objektive wie subjektive Bedingungen zu schaffen, damit Frauen und Männer ihr Berufs- und Familienleben sinnvoll und persönlichkeitsförderlich miteinander in Einklang bringen können.

Fertige Lösungen zur Bewältigung anstehender Probleme bei der Durchsetzung der Gleichberechtigung im persönlichen Leben kann es nicht geben. Notwendig ist, daß Frauen wie Männer immer besser lernen, auch in diesem Bereich Widersprüche rechtzeitig zu erkennen, sich ihnen zu stellen, sie zu lösen. Solche Fähigkeiten und Persönlichkeitseigenschaften entstehen natürlich nicht im "Selbstlauf", das vielfältige gesellschaftliche Beziehungsgefüge für ihre Herausbildung muß stets Beachtung finden.

Der Einfluß der Meßmodelle beim Einsatz multivariater statistischer Verfahren

Die Anwendung multivariater statistischer Verfahren hat in den Sozialwissenschaften einen festen Platz eingenommen. Ohne den Einsatz derartiger Verfahren lassen sich viele Probleme, die in den meisten Fällen komplexer Natur sind, nicht adäquat lösen.

Im folgenden soll an einigen ausgewählten Beispielen der Einfluß der Anzahl der Antwortstufen beim Einsatz multivariater statistischer Verfahren untersucht werden.

Wir gehen von einem 15stufigen Antwortmodell aus und setzen voraus, daß die damit gewonnenen Daten den Charakter von Meßwerten haben. Zum Vergleich der Stufenanzahl bilden wir aus dieser 15stufigen Skala eine 7-, 5-, 3-, und 2stufige Skala und nehmen bei der weiteren Betrachtung an, daß wir die gleichen Merkmale mit den 5 verschiedenen Skalen gemessen haben. Als Datenbasis dienen 10 Merkmale, deren Verteilungen sowohl normal, als auch rechts- bzw. linkschief sind.

1. Korrelationskoeffizient

Der Einfluß der Stufenanzahl auf den Maßkorrelationskoeffizienten sei an einigen Beispielen zusammengestellt.

Kombination der Merkmale	Maßkorrelationskoeffizient bei einer Stufenanzahl von				
	15	7	5	3	2
M 1 / M 2	.97	.95	.92	.93	.75
M 1 / M 3	.93	.89	.89	.79	.70
M 3 / M 4	.73	.75	.70	.59	.34
M 4 / M 5	.36	.34	.37	.26	.15
M 9 / M10	.59	.58	.60	.42	.36

Ein Vergleich dieser ausgewählten Korrelationskoeffizienten zeigt, daß praktisch erst bei einer Stufenanzahl unterhalb von 5 Unterschiede deutlich werden, sie fallen merklich niedriger aus. Die oft praktizierte Dichotomisierung liefert also wesentlich niedrigere Abhängigkeitskoeffizienten.

Dem Einwand, ein Maßkorrelationskoeffizient sei bei einer kleineren Stufenanzahl nicht berechenbar, kann entgegnet werden. Zur Kontrolle wurden die Rangkorrelationskoeffizienten von KENDALL berechnet. Diese stimmen für die Stufenanzahl von 2 mit dem Maßkorrelationskoeffizient überein und weichen bei einer Stufenanzahl von 3 bzw. 5 maximal um 0,06 von diesem ab. Dies zeigt auch, daß der Maßkorrelationskoeffizient relativ robust gegenüber dem Nichterfülltsein von Voraussetzungen ist. Interessant ist die Betrachtung der Differenzen der Korrelationskoeffizienten der Stufenanzahl 15 zu den Koeffizienten für die anderen

Stufenanzahlen 7, 5, 3 und 2. Die Differenzen wurden zu Gruppen zusammengefaßt. Die Anzahl der in die einzelnen Gruppen fallenden Differenzen sind in der folgenden Übersicht dargestellt. In Klammern steht jeweils die Anzahl der negativen Differenzen, d. h., der Korrelationskoeffizient für die Stufenanzahl 15 ist kleiner als der andere.

Bei den insgesamt berechneten 45 Koeffizienten zeigte sich:

Stufenanzahl	Anzahl der Koeffizienten mit einer Differenz zur Stufenanzahl 15 von			
	<.05	<.1	<.2	>=.2
7	41 (12)	4	0	0
5	36 (15)	8 (2)	1	0
3	12 (3)	18 (7)	14 (3)	1
2	0	9 (1)	12 (2)	17

Hier ist erkennbar, daß die Korrelationskoeffizienten mit abnehmender Stufenanzahl merklich niedriger ausfallen.

Im folgenden sei noch eine Übersicht der gemittelten Korrelationskoeffizienten angeführt.

Stufenanzahl	15	7	5	3	2
mittlerer Korrelationskoeffizient	.50	.49	.49	.45	.33

Bei den partiellen Korrelationskoeffizienten zeigten sich analoge Verhältnisse.

2. Faktorenanalyse

Bei der Faktorenanalyse wollen wir uns auf den Vergleich der aufgeklärten Gesamtvarianz und die varimaxrotierte Faktorenlösung beziehen.

2.1. Aufgeklärte Gesamtvarianz (in %)

Stufenanzahl	15	7	5	3	2
Varianz	82,5	81,5	80,0	72,0	56,5

Ein deutlicher Abfall der aufgeklärten Gesamtvarianz ist ab der Stufenanzahl 3 zu erkennen, der sich bei 2 Stufen nochmals verstärkt. Dies resultiert aus dem im Mittel um 0,2 niedrigeren Korrelationskoeffizienten.

2.2. Vergleich der Faktorenlösungen

Die Faktorenlösungen wurden mit dem Verfahren von FISCHER und ROPPERT auf maximale Ähnlichkeit transformiert, dabei wurde die Lösung mit einer Stufenanzahl von 15 als Bezugsbasis gewählt. Hier zeigte sich, daß erst ab einer Stufenanzahl von 2 niedrigere Ähnlichkeitskoeffizienten feststellbar sind. Wir wollen die Faktorstruktur bei einer Stufenanzahl von 15 und 2 gegenüberstellen, um den Unterschied sichtbar zu machen. Es werden nur die Faktorladungen angegeben, die größer als 0,3 sind.

Merkmal	Stufenanzahl 15			Stufenanzahl 3		
	F1	F2	F3	F1	F2	F3
1	.94			.85		
2	.95			.85		
3	.92			.78		
4	.72			.37		
5			.92		.36	.42
6			.87	.35	.49	.48
7	.31	.86			.62	.34
8		.86			.69	
9		.87			.71	.43
10		.68			.52	.43

Die Faktoren F1 und F2 lassen eine hohe Ähnlichkeit erkennen, die Ähnlichkeitskoeffizienten liegen bei 0.98 bzw. 0.96. Beim Faktor F3 treten schon deutlichere Unterschiede auf, der Ähnlichkeitskoeffizient beträgt lediglich 0.78. Die Ergebnisse der Faktoranalyse differieren viel weniger als dies etwa aus den doch unterschiedlichen Einzelkorrelationskoeffizienten zu erwarten wäre. Deutliche Unterschiede in der Faktorestruktur treten nur bei einer Stufenanzahl von 2 auf.

3. Clusteranalyse

Zur Clusterung wurde das KMEANS-Verfahren eingesetzt. Das Verfahren wurde für 4 Cluster durchgerechnet. Es ergaben sich folgende prozentuale Übereinstimmungen bei den Zuordnungen für die einzelnen Stufenanzahlen:

Stufenanzahl	7	5	3	2
15	86 %	86 %	82 %	74 %
7		94 %	82 %	66 %
5			84 %	68 %
3				64 %

Hier zeigt sich eine relative Unempfindlichkeit gegenüber der Stufenanzahl. Lediglich bei einer Dichotomisierung liegen die Übereinstimmungen erheblich niedriger. In den einzelnen Zeilen ist ein steter Abfall zu verzeichnen, der hier sogar beim Übergang von 3 zu 2 Stufen recht erheblich ist.

4. Pfadanalyse

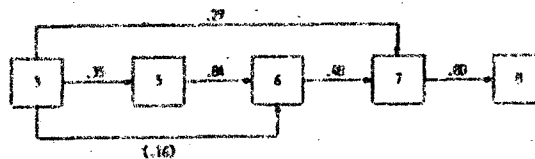
Für die Pfadanalyse wurden aus den 10 Merkmalen 5 ausgewählt und zwar die Merkmale M3, M5, M6, M7 und M8. In dieser Reihung gehen sie in die Pfadanalyse ein.

Die Stufenanzahl 15, 7 und 5 lieferten übereinstimmende Pfaddiagramme, die sich lediglich in der Höhe der einzelnen signifikanten Pfadkoeffizienten unterschieden. Für die Stufenanzahl 3 und 2 ergaben sich abweichende Pfaddiagramme. Zum Vergleich bringen wir die Pfaddiagramme für die Stufenanzahl 15, 3 und 2. Die in Klammern gesetzten Pfadkoeffizienten sind nicht signifikant.

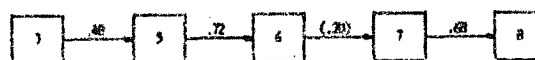
Hier lassen sich Unterschiede in den Diagrammen erkennen. So zerfällt z. B. bei der Stufenanzahl 3 die Kausalkette in zwei Teile, da

zwischen dem Merkmal M6 und M7 keine signifikante Bindung mehr besteht. Bei der Stufenanzahl 2 wirkt praktisch das Merkmal M3 nicht mehr signifikant auf M5, sondern direkt auf M6, so daß sowohl M3 als auch M5 zum Ausgangspunkt der Kausalkette werden. Zum anderen endet das Pfaddiagramm bei M7, M8 ist nicht mehr signifikant von M7 beeinflusst.

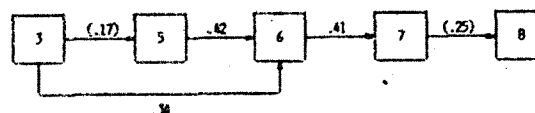
Stufenanzahl 15



Stufenanzahl 3



Stufenanzahl 7



5. Schlußbemerkungen

Die Wahl der Stufenanzahl beeinflusst die Ergebnisse der statistischen Verfahren. Die Unterschiede halten sich bis zu einer Stufenanzahl von 5 in Grenzen, bei darunterliegenden Stufenanzahlen treten dann deutliche Unterschiede auf, die zu anderen Aussagen führen. Für die hier nicht explizit aufgeführte Stufenanzahl von 4 gelten in fast allen Fällen die Aussagen, die für die Stufenanzahl 3 gemacht worden sind.

Eine Beschreibung von Verfahren der schiefwinkligen Faktorrotation

Ein einfaches Rotationsverfahren zum Erreichen einer schiefwinkligen Einfachstruktur ist das FROMAX-Verfahren von HENDRICKSON und WHITE¹. Es erfolgt eine Rotation bei der die niedrigen Ladungen der Hyperebene zugewiesen werden, ohne daß es einen Abbruchpunkt zwischen den bedeutsamen und den niedrigen Ladungen gibt. Die Rechenschritte dieses Verfahrens sind:

1. $\underline{G} = \underline{H}^{-1/2} \underline{V}$
2. $\underline{Z} = \underline{G} \underline{E}^{-1/2}$
3. $c_{ij} = \text{abs}(z_{ij}^k) \cdot \text{sign}(z_{ij}^k)$ mit $k > 1$
4. $\underline{T} = (\underline{V} \underline{V})^{-1} \underline{V} \underline{C}$
5. $\underline{T}_s = \underline{T} \underline{D}^{-1/2}$ mit $d_{ii} = t_{i1}^2$
6. $\underline{S}_s = \underline{V} \underline{T}_s$
7. $\underline{R}_s = \underline{T}_s' \underline{T}_s$
8. $\underline{P}_s = \underline{S}_s \underline{R}_s^{-1}$
9. $\underline{T}_s^{-1} = \underline{R}_s^{-1} \underline{T}_s'$; $\underline{T}_p = \underline{D}^{-1/2} \underline{T}_s^{-1}$ mit $q = \underline{T}_s^{-1}$
und $d_{ii} = q^i q'^i$
10. $\underline{R}_{ps} = \underline{T}_p' \underline{T}_s'$
11. $\underline{P}_p = \underline{S}_s \underline{R}_s^{-1} \underline{P}_s$; $\underline{R}_p = \underline{T}_p' \underline{T}_p$; $\underline{S}_p = \underline{P}_p \underline{R}_p$

Ausgangsmatrix für das FROMAX-Verfahren ist eine orthogonal rotierte Matrix \underline{V} , die in den Schritten 1 und 2 zeilen- und spaltennormalisiert wird. Durch Potenzieren der Elemente dieser Matrix \underline{Z} im Schritt 3 unter Beibehalten des Vorzeichens wird mit dieser Matrix \underline{C} im Schritt 4 die Frokustesgleichung für die Transformationsmatrix \underline{T} gebildet, die in Schritt 5 zeilennormalisiert wird. Damit läßt sich in den Schritten 6 bis 8 die sekundäre Faktorstruktur \underline{S}_s und die Matrix \underline{R}_s der Korrelationskoeffizienten der Sekundärfaktoren sowie das sekundäre Faktormuster \underline{P}_s berechnen. Mit der invertierten symmetrischen Matrix \underline{R}_s^{-1} , die leicht gebildet werden kann, läßt sich in Schritt 9 die inverse sekundäre Transformationsmatrix \underline{T}_s^{-1} berechnen, die durch Zeilennormalisieren die primäre Transformationsmatrix \underline{T}_p ergibt. Aus dem Produkt der primären und der sekundären Transformationsmatrix entsteht (Schritt 10) die Matrix der Korrelationen zwischen den Achsen des primären und sekundären Koordinatensystems. Da die Achsen der sekundären Faktoren zu den Hyperebenen der Achsen der primären Faktoren orthogonal sind, entsteht eine Diagonalmatrix. Im Schritt 11 werden die Matrizen der primären Faktormuster, der Korrelationen zwischen den primären schiefwinkligen Faktoren und der primären Faktorstruktur berechnet.

Die FROMAX-Methode ist ein indirektes Verfahren zur Berechnung der primären Faktorlösung, da es als Ausgangslösung die sekundäre Faktorstruktur, die in den beiden nachfolgenden schiefwinkligen Transformationsmethoden eine Zwischenlösung darstellt. Daher werden die Schritte 7 bis 11 nicht nochmals aufgeführt.

Die OBLIMIN-Methode von CAPELL² beinhaltet durch bestimmte Wahl von g folgende Lösungen:

- $g = 0$. QUARTIMIN ("größtes" schiefwinkliges System),
- $g = 0,5$ RIQUARTIMIN ("kleineres" schiefwinkliges System),
- $g = 1$. KOVARIMIN ("kleinstes" schiefwinkliges System).

Im allgemeinen kann g zwischen Null und Eins liegen. Die Minimierung des OBLIMIN-Kriteriums erfolgt mit folgenden Schritten:

1. $\underline{G} = \underline{H}^{-1/2} \underline{A}$
2. $\underline{S} = \underline{G}$; $l = 0$; $B_1 = 0$
3. $x = 1$
4. $w_{ii} = m(s^i s'^i - s_{ix}^2) - g(\text{spur}(\underline{S}' \underline{S} - s_x' s_x))$
5. $\underline{C} = \underline{G}' \underline{W} \underline{G}$
6. $\underline{C} \underline{V} = \underline{V} \underline{E}$
7. $e_{xx} = \min_j e_{jj}$; $t_x = v_x$
8. $s_x = \underline{G} t_x$, wenn $e_{xx} < s_x' \underline{W} s_x$
9. $x = x + 1$
10. wenn $x \leq k$, dann 4.
11. $l = l + 1$; $z_{ij} = s_{ij}^2$;
 $B_1 = \sum_{p < q}^k (m z_p' z_q - g s_p' s_p s_q' s_q)$
12. $\text{abs}(B_{l-1} - B_l) > \text{eps}$, dann 3.
13. $\underline{S}_s = \underline{H}^{1/2} \underline{S}$; $\underline{T}_s = \underline{T}$

Zum Erhalt der sekundären Strukturmatrix wird eine iterative Technik angewandt, die jeweils nur einen Vektor im inneren Zyklus (Schritt 4 bis 10) minimiert. Dabei wird der kleinste Eigenwert und der dazugehörige Eigenvektor (Schritt 6 und 7) ermittelt. Mit diesem Eigenvektor, der die Richtungskosinus enthält, erfolgt die Transformation, wenn dieser x -te Spaltenvektor (Schritt 8) eine Verbesserung gegenüber den vorhergehenden beinhaltet. Im äußeren Zyklus wird geprüft (Schritt 11 und 12), ob die Minimierung des OBLIMIN-Kriteriums eine gewünschte Genauigkeit erreicht hat. Es ist ratsam, wie in allen Iterationsverfahren, eine Schranke der maximalen Zyklen vorzugeben, damit bei schlechter Konvergenzgeschwindigkeit keine "endlose" Schleife auftritt. Zur Ermittlung des kleinsten Eigenwertes mit Eigenvektor kann die Gradientenmethode des stärksten Abstiegs genutzt werden.

MEREDITH³ hat eine Methode zur gewichteten Prokrustes- und Hyperebenenanpassung entwickelt. In diesem hier dargestellten Algorithmus müssen neben der extrahierten Faktorladungsmatrix \underline{A} die Matrix der Ziel- oder Hypothesenvektoren \underline{Z} und gegebenenfalls die Gewichtsmatrix \underline{W} vorgegeben werden. Die gewichtete Prokrustesanpassung umfaßt folgende Schritte:

1. $\underline{G} = \underline{H}^{-1/2} \underline{A}$
2. $\underline{G}' \underline{G} \underline{V} = \underline{V} \underline{E}$; $\underline{V}' \underline{V} = \underline{I}$
3. $\underline{L} = \underline{I} \underline{E}^{-1/2}$
4. $\underline{C} = \underline{G} (\underline{L})^{-1}$
5. $i = 1$
6. $\underline{W} = \underline{I}$ oder $\underline{W} = (\underline{I} - \underline{U}) \underline{U}^{-1}$
7. $\underline{M} = \underline{C}' \underline{W} \underline{C} - (\underline{z}'_i \underline{W} \underline{z}_i)^{-1} \underline{C}' \underline{W} \underline{z}_i \underline{z}'_i \underline{W} \underline{C}$
8. $\underline{M} \underline{V} = \underline{V} \underline{E}$; $\underline{V}' \underline{V} = \underline{I}$
9. $e_{xx} = \min_j e_{jj}$; $\underline{t}_i = \underline{v}_x$
10. $i = i + 1$
11. wenn $i \leq k$, dann 7.
12. $\underline{S}_G = \underline{C} \underline{T}$; $\underline{T}_G = \underline{T}$.

Dieser Algorithmus ist rechentechnisch sehr einfach, da er den minimalen Eigenwert mit Eigenvektor (Schritt 8 und 9) einer $k \times k$ -Matrix ($k \ll m$) für jeweils alle k Faktoren berechnet und das vollständige Eigenwertproblem (Schritt 2) von $\underline{G}' \underline{G}$ vom Typ $k \times k$ löst. Die diagonale Gewichtsmatrix \underline{W} (Schritt 6) wird einerseits durch die Einheitsmatrix \underline{I} gebildet und zum anderen unter Zugrundelegen der Diagonalmatrix der Quotienten der spezifischen Faktoren. Darüber hinaus können Gewichtsmatrizen für alle k Faktoren eingegeben werden. Diese Gewichte pro Variable müssen auf Eins normiert werden. Die Anzahl der Gewichte größer als Null muß $\geq k$ sein. Für jeden zu transformierenden Faktor muß zur Bildung der Matrix \underline{M} (Schritt 7) die jeweilige Gewichtsmatrix \underline{W} eingesetzt werden.

Die gewichtete Hyperebenenanpassung ist eine Modifikation des vorhergehenden Algorithmus und umfaßt folgende Schritte:

1. $\underline{G} = \underline{H}^{-1/2} \underline{A}$
2. $i = 1$
 $w_{jj} = 1$
3. $w_{jj} = 1$ falls $z_{ji} = 0$ oder 0 falls $z_{ji} \neq 0$
 $w_{jj} = (1 - u_{jj}) / u_{jj}$ falls $z_{ji} = 0$
oder 0 falls $z_{ji} \neq 0$
4. $\underline{M} = \underline{G}' \underline{W} \underline{G} - (\underline{z}'_i \underline{W} \underline{z}_i)^{-1} \underline{G}' \underline{W} \underline{z}_i \underline{z}'_i \underline{W} \underline{G}$
5. $\underline{M} \underline{V} = \underline{V} \underline{E}$; $\underline{V}' \underline{V} = \underline{I}$
6. $e_{xx} = \min_j e_{jj}$; $\underline{t}_i = \underline{v}_x$
7. $i = i + 1$
8. wenn $i \leq k$, dann 3.
9. $\underline{S}_G = \underline{H}^{1/2} \underline{G} \underline{T}$; $\underline{T}_G = \underline{T}$

In diesem Algorithmus enthält die Prokrustesanpassung (Schritte 2 bis 4 des vorhergehenden Algorithmus). Es erfolgt eine differenziertere wahlweise Vorgabe von Gewichten (Schritt 3). Auch hier ist es gestattet, Gewichtsmatrizen einzulesen. Im Schritt 9 erfolgt zusätzlich eine Entnormierung.

Quellen

- 1 HENDRICKSON, A. E. & WHITE, P. O.: PROMAX: A quick method for rotation to oblique simple structure. The British Journal of Statistical Psychology, XVII, Part 1, 65-70
- 2 HARMAN, H. H.: Modern factor analysis. Univ. of Chicago Press, Chicago, 1960
- 3 MEREDITH, W.: On weighted Procrustes and hyperplane fitting in factor analytic rotation. Psychometrika, 42, 491 - 522

Über Wandlungen in den Lebenswünschen der Jugend

Ein Beitrag zur zeitgeschichtlichen Sozialisationsforschung

Walter FRIEDRICH bezeichnete die zeitgeschichtliche Sozialisationsforschung als die zentrale Forschungsperspektive des Instituts und er wirkte in seinen Inspirationen stets in dieser Richtung. Wandlungen von Merkmalen in der Generationsfolge der Jugendlichen werden auf Wandlungen von Sozialisationsfaktoren zurückgeführt, die sich auf einem zeitgeschichtlichen Kontinuum erkennen lassen. Aber er machte auch stets mit Nachdruck auf Probleme aufmerksam, die bei der Interpretation von Forschungsergebnissen entstehen, in denen eine veränderte Verhaltens-, Urteils- oder Wertungssituation bei Jugendlichen in einem bestimmten historischen Zeitraum nachgewiesen wird. Er warnte immer vor den kurzschlüssigen "Bestimmtheiten" eines Verhaltenswandels und wies darauf hin, daß einzelne Zeitereignisse, die ein Forscher als eindrucksvoll empfindet, durchaus nicht zum Problem der Auseinandersetzung für Jugendliche werden müssen.

Er orientierte auf die Beachtung von "Vermittlungsgliedern" oder "Vermittlungsinstanzen" im Sozialisationsprozeß. Die Tatsache, daß nachwachsende Generationen einen verschiedentlich andersgearteten Habitus in ihren Idealen, Strebungen, Wertungsgrundsätzen und Akzeptationsbereitschaften aufweisen, muß keine jugendtypische Erscheinung sein. Vielfach ließen sich bestimmte Veränderungen bei unterschiedlichen Geburtskohorten bereits im Kindesalter nachweisen, was darauf schließen läßt, daß der Sozialisationswandel nicht unbedingt der spezifischen Erlebnis- und Gestaltungswelt des heutigen Jugendlichen geschuldet sein muß. Vielmehr kann in Rechnung gestellt werden, daß die verantwortlichen zeitgeschichtlichen Faktoren bereits früher die Generation der Eltern und "Älteren" erfaßt hatte, über deren Vermittlung die Gegenwartsjugend von Kindheit an andersgeartete Orientierungen erfuhr. Schließlich setzen sich Jugendliche mit den ihnen gestellten "Entwicklungsaufgaben" und mit den ihnen angebotenen Bedingungen von Entwicklungsfreiräumen stets von denjenigen Subjektpositionen her auseinander, die sie sich bis dahin angeeignet hatten. Im Jugendalter reproduzieren sich oftmals Tendenzen, deren Ursprung bei früher aufgewachsenen Generationen zu suchen ist, mitunter gesamtgesellschaftlichen Charakter haben und die bei der heutigen Jugend lediglich Verstärkung/

Bekräftigung finden.

Viel zu häufig werden die Bedingungen einer Veränderung in den Gerichtheiten junger Leute im Hier und Heute vermutet. Dem ist nicht immer so. Entdeckt der Forscher bei der Gegenwartsjugend andere Strebungen als bei der gleichaltrigen Jugend vor 30 Jahren, so muß das "Anderssein" nicht grundsätzlich durch gegenwärtig wirkende Situationen hervorgerufen worden sein. Mitunter war die subjektive Lage bei der Jugend bereits vor 10 Jahren "anders". Dies zu konstatieren setzt allerdings voraus, daß dies vor 10 Jahren auch mit wissenschaftlichen Methoden festgestellt wurde.

Zeitgeschichtliche Sozialisationsforschung verlangt demzufolge auch ein strenges Regime in der Einhaltung bestimmter Intervalle bei der Untersuchungsreplikation. Dies ist leichter gesagt als getan. Im Prinzip müßte ein Sozialisationsforscher inhaltlich voraus denken, die Projekte prospektiv anlegen und in festgelegten Zeitabständen dazu untersuchen können. Gegenwärtig geht man in aller Welt meistens retrospektiv vor, indem bereits erfolgte Forschungsgegenstände wiederholt analysiert werden. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn die Wiederholungen für neu herangereifte Gesichtspunkte offen sind und ein zeitlich geordnetes Vorgehen gewährleistet ist. Hier liegen auch die Stärken bestimmter qualitativer Methoden, wie beispielsweise die offene Befragung nach den "5 wichtigsten und lebensbedeutsamsten Wünschen, deren Erfüllung glücklich machen würde". Walter FRIEDRICH wendete diese Methode erstmals 1958 an, um die Strebenshaltung Jugendlicher zu bestimmen. Lebenswünsche können als Inhalte des Wertbewußtseins interpretiert werden bzw. als Ausdruck der Bedürfnislage des Menschen.

Auf die obengenannten Probleme wurden wir aufmerksam, als wir daran gingen, diese 1958 organisierte Lebenswunschanalyse zu wiederholen. Eine erste Wiederholung erfolgte 1978 in einer 20 Jahre später aufgewachsenen Population vergleichbarer Zusammensetzung. Die Ergebnisse von 1978 wiesen auf sehr deutliche Wandlungen in der Sozialisation hin, die in der geänderten Häufigkeit bestimmter Lebenswünsche jüngerer Jugendlicher zum Ausdruck kamen. In einer Veröffentlichung aus Anlaß des 50. Geburtstages von Walter FRIEDRICH konnte vom Verfasser darüber berichtet werden.

Es bestand der feste Vorsatz, die Untersuchungen ein weiteres Jahrzehnt später erneut unter vergleichbaren methodischen Bedingungen vorzunehmen, was zum Ende des Jahres 1988 erfolgte in einer Population von 874 Schülern aus 8. bis 10. Klassen, die das jüngere Jugendalter

repräsentieren. Somit liegen jetzt Ergebnisse aus 3 Meßpunkten vor: 1958, 1978, 1988. Worin bestehen die globalen Erkenntnisse? Die Wertorientierungen der jüngeren Jugendlichen sind in den letzten 10 Jahren weiter in Bewegung geblieben, wenn auch der "Schub" viel früher erfolgte. Übrigens konnten diese Beobachtungen auch in anderen Studien gemacht werden, daß der starke Wandel in den Wertorientierungen nicht ausschließlich in Gegenwartsfaktoren zu suchen ist. Dies betraf zum damaligen Zeitpunkt 1958/1978 die starke Aufwertung materieller Bedürfnisse (Auto, Häuschen, Wohnung, Finanzielles) auf Kosten von erlebnishaften und romantisch-abenteuerlichen Strebungen, aber auch die viel frühere Betonung sozialer Ansprüche (Partner, Ehe, eigene Kinder). 1978 war das Friedensbedürfnis zeitweilig reduziert, was selbstverständlich der damaligen aktuell-politischen Lage in Europa geschuldet sein konnte. Faßt man die Veränderungen 1978/1988 ins Auge, so setzt sich der bereits vor Jahren erkannte Trend in Richtung einer stärkeren Häufung bereits verstärkter und eine Abschwächung bereits reduzierter Bedürfnisse fort. Zum anderen gibt es aber auch eine Reaktualisierung von Lebenswünschen, die 1978 zeitweise reduziert waren oder auch das Auftreten völlig neuer Strebensmomente. Oftmals treten solche Tendenzen nicht generell, sondern ausschließlich bei einzelnen Geschlechtern auf. Auszugsweise wird dazu in einer Tabelle eine Übersicht gegeben, auf die nahezu zwei Drittel der genannten Wünsche entfallen.

Mit dieser Auswahl sind selbstverständlich nicht alle geäußerten Lebenswünsche abgebildet. Es fehlen alle jene, die eine geringe Häufigkeit aufweisen oder wo keine gravierenden Änderungen feststellbar sind. Beispielsweise fehlt auch der Gesundheitswert, der fast unveränderlich von etwas mehr als 20 % genannt wird. Detaillierte Auskünfte wird der zu erwartende Forschungsbericht geben. Außerdem läßt die Methode keine Aussagen darüber zu, mit welcher Intensität jeder Lebenswunsch tatsächlich vertreten wird. Bei einer Beschränkung auf 5 Angaben entsteht lediglich ein Bild der Präferenzen, dies allerdings mit einer größeren Deutlichkeit, als wenn jedes Merkmal gleichermaßen zu bewerten gewesen wäre. Hingewiesen sei nur auf die überragende und zunehmende Bedeutung, die der Berufserfolg spielt. Einen weiteren Vorteil erkennt man aus den Positionen "Reisen" und "Unabhängigkeit" oder aus der Kategorie "eigene Kinder", die 1958 noch mit Null besetzt war, weil sie im Strebensinventar Jugendlicher völlig außer Betracht standen. Neu entstehende Wertorientierungen - wie der hohe Selbstanspruch der Jugend heute - können auf diese Weise eruiert werden.

Tabelle

Lebenswünsche 14- bis 16-Jähriger im zeitgeschichtlichen Vergleich (Häufigkeiten freier Nennungen in %)

Wunschkatgorie	Jungen			Mädchen		
	1958	1978	1988	1958	1978	1988
Auto	17	38	45	9	16	15
Wohnung/Haus	8	35	41	12	40	38
Erlebnisse	54	21	30	86	27	38
Reisen	x	11	17	x	9	17
Frieden	36	16	37	56	17	41
Glück	59	43	28	40	57	43
eigene Kinder	0	9	27	0	42	46
Schulerfolg	43	14	8	13	19	9
Berufserfolg	62	61	68	65	72	77
Unabhängigkeit	0	0	22	0	0	12

x Reisewünsche waren 1958 in die Erlebnishwünsche integriert.

Über Dimensionen der Freizeit im Jugendalter

Karl MARX sah in der Freizeit "... Zeit zur menschlichen Bildung, zu geistiger Entwicklung, zur Erfüllung sozialer Funktionen, zu geselligem Verkehr, zum freien Spiel der physischen und geistigen Lebenskräfte ...".

Es stand Karl MARX bekanntlich fern, die persönlichkeitsbildenden Kräfte, die der Arbeit innewohnen (können), gering zu schätzen. Im Gegenteil. In vielen ihrer Schriften arbeiteten MARX und ENGELS die Bedeutung der Arbeit für die Freisetzung der Wesenskräfte des Menschen heraus. Und nun Freizeit als "... Zeit zur menschlichen Bildung ..."?

In der Tat ist eine Entgegensetzung künstlich; der Mensch teilt sich nicht in zwei entgegengesetzte Hälften: hier Arbeitsmensch - hier Freizeitmensch. In der Arbeitszeit verwirklicht der Mensch in gesellschaftlich festgelegter, juristisch geregelter, zielgerichteter Tätigkeit Arbeitsanforderungen und Aufgaben, die zur Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen notwendig sind. Je mehr diese Anforderungen und Aufgaben auch den subjektiven Interessen und Bedürfnissen entsprechen, um so mehr bieten sich im Rahmen der Arbeitstätigkeit auch die Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung. Im Unterschied dazu ist Freizeit variable Zeit. Variabel in dem Sinne, daß der Mensch entscheiden kann, wie er diese Zeit ausfüllt. In den Grenzen des zeitlichen Umfangs von Freizeit ist Freizeit im wesentlichen selbstbestimmte Zeit, ihrem Inhalt nach. Es ist freie Zeit im Sinne von freier Verfügbarkeit von Zeit.

Beide Sphären, in denen sich der Mensch in seinem Lebensablauf bewegt, durchdringen einander, wirken aufeinander ein und bilden den zeitlichen Rahmen, in dem sich ganzheitliche Entwicklung vollzieht. Sowohl in dem streng gegliederten Arbeitsprozessen mit ihren Anforderungen an Gemeinschaftlichkeit, Disziplin, Ein- und Unterordnung, aber auch - unter günstigen Umständen - an Kreativität und Phantasie, als auch in der frei verfügbaren Zeit, entwickelt sich die menschliche Persönlichkeit, prägt sie ihre Wesensmerkmale aus. Dieser Gesichtspunkt ist für die Bestimmung des Stellenwertes von Freizeit im Jugendalter außerordentlich wichtig. Mehr als in anderen Lebensabschnitten spielt die Freizeit als Raum der Persönlichkeitsentwicklung eine Rolle. Worin besteht diese Besonderheit?

1. Im Jugendalter ist die Freizeit ein Lernfeld für Sozialisation.

Das Kind wächst in einem Umfeld feststehender

Regeln und Normen auf, die vom Elternhaus, dem Kindergarten, der Schule gesetzt sind. Diese Normen sind in hohem Grade verbindlich. Sie betreffen unter anderem auch den Inhalt der Freizeit des Kindes. Mit dem Eintritt in das Jugendalter ändert sich zumindest in bezug auf das Freizeitregime Bedeutendes. Freizeit wird immer mehr auch zum Freiraum, in dem junge Menschen zunehmend selbstbestimmt ihren Interessen und Neigungen nachgehen wollen und auch können. Dabei spielt für die Heranwachsenden der Kreis der Gleichaltrigen eine außergewöhnliche Rolle. Er wird gebraucht als Übungsfeld für Sozialisation: Erprobung von Selbständigkeit, Durchsetzungsvermögen, Kontaktfähigkeit usw. Zugleich ist die Gruppe Gleichaltriger auch wichtig für die Bewältigung der Probleme und Konflikte, die sich aus der Situation des Heranwachsenden ergeben; die allmähliche Veränderung der Lebensbedingungen schafft eine neue Lebenswirklichkeit, die erst angeeignet werden muß. Diese Situation kann offenbar eher bestanden werden, wenn sie gemeinsam durchlebt wird. Dafür sprechen eindrucksvolle Forschungsergebnisse. So gehören etwa zwei Drittel der Heranwachsenden "informellen Gruppen" an. Mit Freunden und Gleichaltrigen zusammensein zu können ist z. B. der wichtigste Grund, einen Jugendklub zu besuchen. Fast ebenso stark ausgeprägt ist der Wunsch, im Klub "neue Leute" kennenzulernen. Das Gespräch mit Freunden gehört zu den beliebtesten Freizeittätigkeiten. Es steht nach dem Hören von Musik an zweiter Stelle. Kunstgenuß und Besuch von Sportveranstaltungen tragen zu meist kollektiven Charakter. Freizeitinteressen dominieren die Gespräche Heranwachsender. Diesem elementaren Bedürfnis nach selbstbestimmten sozialen Kontakten, nach dem Ausprobieren des "ICH" in der Gemeinschaft, ist sicher der Grund dafür, daß im Jugendalter kommunikative Freizeitinteressen stark im Vordergrund stehen. Schon aus diesem Grunde ist der Jugendklub der FDJ eine ideale Gesellungsform, in der diese grundlegenden Freizeitinteressen Jugendlicher befriedigt werden könnte. Zugleich bietet er Jugendlichen die Möglichkeit, sich im Rahmen ihrer Interessen und Wünsche aktiv in die Gestaltung ihrer eigenen Lebens- d. h. in diesem Falle Freizeitbedingungen einzubringen.

2. Im Jugendalter ist die Freizeit Zeit zur Ausprägung der Individualität.

Sozialisation vollzieht sich im Jugendalter in untrennbarem Zusammenhang mit der Ausprägung der eigenen Individualität. Freilich entwickelt sich Individualität auch im Lern- und Arbeitsprozeß. In der Freizeit sind jedoch die Bedingungen anders. Sie bietet Spielraum: Sie ist Zeit "... zum freien Spiel der physischen und geistigen Lebenskräfte ...".

Die Freizeitinteressen Jugendlicher, die Erwartungen, die sie an Kunst und Kultur stellen, die Intensität, mit der sie sich der Realisierung ihrer Freizeitinteressen widmen, zeigen dies. Sichtbarer Ausdruck für dieses Streben nach Individualität und Eigenart zeigen sich in vielerlei Gestalt: im Modeverhalten, im souveränen Umgang mit Musik, im Tanz aber auch in künstlerischer Kreativität und sportlicher Aktivität.

Besonders günstige Bedingungen für die Persönlichkeitsentwicklung sind dann gegeben, wenn sich sowohl in der Lern- bzw. Arbeitswelt als auch in der Freizeit Individualität entfalten kann, wenn Raum zur Kreativität und Schöpfer-tum gegeben ist. Es zeigt sich, daß geistig-kultureller Anspruch nicht teilbar ist. Hoher Anspruch in dem einen Lebensbereich bringt Anspruch in dem anderen mit sich. Sie bedingen einander. Erfüllt sich dieser Anspruch in einem der Lebensbereiche - also Arbeit und Freizeit - nicht, wird das als Spannung, als Widerspruch, als Konflikt erlebt. So muß also gesellschaftliche Konzeption von Freizeit dem gesellschaftlichen Erfordernis der Produktivkraftentwicklung entsprechen.

Die Ausprägung von Individualität ist unverzichtbar für die Entwicklung kultureller Sozialität in der Gesellschaft. Es scheint aber, daß jugendspezifische Ausdrucksweisen von Individualität in ihrem Wesen noch oft verkannt, ja mit Mißtrauen beobachtet werden. Es scheint zugleich, als wäre Ausprägung von Individualität vor allem nur im Freizeitbereich möglich. Beides deutet auf Problemfelder hin, die der gesellschaftlichen Diskussion bedürfen.

3. Auch in der Freizeit entstehen, entwickeln, verändern sich Lebenswerte.

Aus der Bedeutung der Freizeit als Raum freier Selbstbestimmung und -erprobung, das heißt sozialen Lernens, ergibt sich zwangsläufig, daß dieser neue Erfahrungsbereich neue Erkenntnisse und Wertungen mit sich bringt. Der Erfahrungsschatz des Heranwachsenden wird bedeutend erweitert. Neue Maßstäbe fügen sich zu schon bereits erworbenen oder setzen sie außer Kraft. In diesen Prozeß greifen vielerlei Einflüsse und Bedingungen ein, denn in der Freizeit erschließt sich - in anderer Weise als in der Arbeitszeit - die Gesellschaft in ihrer Komplexität: der soziale Standard der Gesellschaft, ihr geistig-kultureller Entwicklungsstand, ihr moralisches Klima, ihre politische Kultur, der Entwicklungsstand der Produktivkräfte usw. In der Freizeit erscheint diese Komplexität als Bedingungsgefüge, in dem der Mensch die ihm gemäßen - und möglichen - Angebote nutzen, Handlungsspielräume ausschreiten kann. Er wertet. Er wertet mit den Möglich-

keiten auch die Gesellschaft, die sie ihm bietet. Das um so mehr, als Freizeit selbst zu einem Wert geworden ist. Auf der Grundlage der gesicherten Arbeitsplätze und der Ausbildung wendet sich die Aufmerksamkeit stärker dem Lebensgenuß zu, der sich nicht zwangsläufig als Konsum versteht, sondern auch als gesellschaftliche Aktivität, als Sich-Einbringen-Können in die Gesellschaft. Das ist eine nicht zu unterschätzende Errungenschaft des Sozialismus. Sie aber hat konzeptionelle Konsequenzen, zumal unter Beachtung der Tatsache, daß sich in unserem Lande Wertebildung in bezug auf Gesellschaft im Spannungsfeld konträrer ideologischer Einflüsse, Konzeptionen, Wertmaßstäben usw. vollzieht. Somit wird sichtbar, daß in der Freizeit auch ein bedeutendes ideologisches Potential liegt, dessen wichtigste Grundlage die soziale Erfahrung ist. Der von MARX formulierte Anspruch des arbeitenden Menschen an Freizeit erfaßt einen objektiven Tatbestand. Eine Gesellschaft, die nach hohem Entwicklungsstand der Produktivkräfte strebt, muß dem arbeitenden Menschen die Bedingungen zur Persönlichkeitsentwicklung, das heißt "zur menschlichen Bildung", "zu geistiger Entwicklung", "zur Erfüllung sozialer Funktionen", "zu geselligem Verkehr", "zum freien Spiel der physischen und geistigen Lebenskräfte" auch in der Freizeit schaffen. Ohne diese Bedingungen ist die Entwicklung der Produktivkräfte auf sozialistischer Grundlage nicht möglich. Zugleich aber spiegelt sich in dem Marxwort die subjektive Bedeutung von Freizeit wider. Und es ist unschwer zu erkennen, daß sie besonders im Jugendalter, in dem Alter, in dem der Mensch in seiner Biografie einen bedeutenden Lebensabschnitt durchschreitet und sich geistig für das Leben ausrüstet, von hohem Wert sind. Und daraus resultiert ein Anspruch der Jugend an die Bedingungen ihrer Freizeit!

Alleinstehende - Gedanken zu einem künftigen Thema

Wer sich mit demografischen Verhältnissen im Lande befaßt, bemerkt Veränderungen im Laufe vergangener Jahre. Man erkennt, daß Ehe und Familie zwar noch die zentralen, doch nicht mehr die einzigen Bereiche des Zusammenlebens darstellen. Es gibt keine sozialen Zwänge zum Heiraten. Außereheliche Partnerschaften von längerer Dauer sind im Anstieg. Die Zahl der Scheidungen hat zugenommen. Immer größer wird die Anzahl von "Minifamilien" mit nur einem Erzieher. Viele Männer und Frauen bleiben ledig. So erhöht sich auch die Anzahl Alleinstehender. Letztere bilden zwar eine statistische Minderheit, doch trifft auf sie der Begriff sozialer Randständigkeit nicht zu. Bezeichnungen wie "Hagestolz", "Sitzengelassene", "Scheidungsopfer" gehören kaum noch zum Sprachgebrauch. Ein immer größerer Teil Alleinstehender resultiert aus Ehelösungen. Letztlich werden mit Scheidungen und durch Sterbefälle ständig neue Alleinstehende erzeugt. Nicht selten wird sogar bei Eheschließung das Risiko der Scheidung einkalkuliert. Die Zunahme jener, die die Dauerhaftigkeit der eigenen Ehe bezweifeln, ist Beweis dafür.

Alleinstehende rekrutieren sich nicht allein aus Geschiedenen und Verwitweten, sondern auch aus jenen, die allein leben und keine Absicht haben, dies zu verändern. Somit haben wir es mit unterschiedlichen, nicht-homogenen demografischen Formen zu tun.

Doch ist Alleinsein für die allermeisten ein weder befriedigender, noch unproblematischer Zustand - häufig verbunden mit lebenslangem Verzicht auf feste Partnerschaft.

Weitere Merkmale sind: Zunahme der Ein-Personen-Haushalte, der Ein-Elternfamilien, Abnahme der Heiratswilligkeit, geringere Kinderzahlen. Sozialhygienisch ist belangvoll, daß die Mortalität Alleinstehender und Geschiedener über dem Durchschnitt liegt. Mit dem allen wird die Frage evident, inwieweit durch diese Entwicklungen die bio-soziale Reproduktion der Gesellschaft gewährleistet werden kann.

Nichtverheiratetsein ist sowohl mit unterschiedlichsten Lebenssituationen als auch mit unterschiedlicher Bewältigung verbunden. Insofern gibt es die Problematik Alleinstehender nur im allgemeinsten Sinne, stattdessen aber spezielle Probleme Geschiedener, Verwitweter, Ein-Elternteile, Alleingebliedener ohne Absicht nach Paarbindung.

Im Vordergrund steht für Alleinstehende der ungewollte oder gewollte Verzicht auf

Familienleben, somit auch auf wesentliche familienfördernde Gesetze und Maßnahmen.

Da eine Befriedigung emotionaler, kooperativer, kommunikativer und sexueller Bedürfnisse weitgehend an Paarbeziehungen gebunden ist, dürfte für die Mehrheit ein eingeschränkteres Erleben von Intimität und anderer Formen gemeinschaftlichen Lebens, Planens, Handelns zutreffend sein.

Stärker noch als sexuelle Miße ist das Gefühl von Vereinsamung, das freilich in unterschiedlicher Intensität auftreten mag. Einsamkeitsgefühle werden besonders belastend am Feierabend, an arbeitsfreien Tagen, im Urlaub. So liegt das Schwergewicht persönlicher Probleme in der Regel im psychischen Bereich, ausgedrückt durch das Fehlen haltgebender, orientierender Partnerbeziehungen und durch ein Defizit stabiler sexueller Partnerschaft. Alleinstehende realisieren wesentliche Bereiche ihrer Lebenswerte in der Arbeit, ohne daß von einer Kompensationswirkung gesprochen werden kann.

Alleinstehende beklagen häufig die für sie ungünstigen Möglichkeiten ihrer Urlaubsgestaltung. Oft werden ihnen Zweibettzimmer zugewiesen mit Personen, die sie vorher nicht kannten und auch nicht die Absicht haben, diese Zimmerbekanntschaften als "sozialen Ersatz" für Partner zu betrachten. Bei allgemein höheren Aufwendungen Alleinstehender scheinen vornehmlich die Frauen gegenüber Normalhaushalten durch Wegfall des Zweitverdieners benachteiligt zu sein, weil sie mehrheitlich in nichtproduktiven Bereichen tätig sind und ihre Entlohnung niedriger als die der Männer liegt. Das Problem eskaliert, wenn in den "Minifamilien" Kinder leben, deren Kleidungsbedarf nicht mehr durch staatliche Subventionen gestützt wird (Erreichen der Erwachsenengröße).

Für alleinstehende Mütter ist auf Grund der materiellen Situation auch die Möglichkeit einer Teilzeitarbeit so gut wie nicht gegeben.

Alleinstehende Männer beklagen das Fehlen des nur für Frauen möglichen Haushaltages.

Psychische Probleme alleinstehender Geschiedener werden folgendermaßen umrissen: Nicht selten führen vorherige mißlungene Partnerschaften zur Auffassung, von nun an lieber allein leben zu wollen. Oft fehlt die Kraft, an eine neue Partnerschaft zu glauben.

Auch würden frühere Beziehungen, die während des Verheiratetseins existieren, oft verflachen oder aufhören. Alleinstehende Geschiedene gehen mitunter nicht mehr gern zu Ehepaaren, teilweise fühlen sie sich auch gemieden von diesen. Nach vollzogener Scheidung verlieren manche einen Teil ihres Freundeskreises.

Für geschiedene oder verwitwete Alleinstehende mag zuweilen auch zutreffen, daß sie umso eher zu Einzelgängern werden, je mehr sie durch ihren Lebensstil bestimmte Gewohnheiten und soziale Ansprüche stark habitualisiert haben, was wiederum das Eingehen neuer Partnerbeziehungen erschweren könnte. Besonders verwitweten und geschiedenen Männern fällt es - zumindest anfangs - schwer, alle häuslichen Aufgaben, z. B. Kochen, Saubermachen, Wäsche erlernen zu müssen. Frauen dürften dem hinsichtlich ihrer weiteren Lebensführung besser gerecht werden.

Alleinstehende Witwen und Witwer haben bei neuer Partnersuche nicht selten deshalb Schwierigkeiten, weil sie zumeist Vergleiche anstellen mit dem bisherigen, nun verstorbenen Ehepartner. So sind bei ihnen "Leitbilder" vorhanden, die sich als spezielle Erwartungen für die gesamte Lebensführung, vor allem aber in bezug auf die Sexualbeziehungen markieren. Auch fällt geschiedenen Frauen und Männern unmittelbar nach vollzogener Scheidung die Bewältigung der vorhergegangenen Belastungen und der Neubeginn ohne Partner oft ziemlich schwer. Bei Alleinstehenden, die bislang keine dauerhafte Partnerbindung hatten, ist zu unterscheiden: a) in solche, die gern einen Partner hätten, sich diesen Wunsch aber aus speziellen Umständen (Versorgung kranker Eltern, eigene Krankheit, körperliche Mängel, Kontaktarmut u. a. m.) versagen müssen, und b) in solche, die bewußt einen Verzicht auf Familie und Familienleben auf sich nehmen, weil ihr Streben nach Ungebundenheit diesen Verzicht aufwiegt. Hauptmotive sind u. a.: sie könnten auf diese Weise besser ihren eigenen Interessen und Neigungen nachgehen, sie glauben, dadurch weniger Konflikte bewältigen zu müssen, sie bräuchten keine Verantwortung für andere zu übernehmen. So finden wir, allein auf Grund der grobskizzierten Problemaufrisse eine Vielzahl von Lebenssituationen vor, die es tiefergehend zu ermitteln gilt.

Vorerst können nur sehr allgemeine Folgerungen aus dem Erwähnten hergeleitet werden:

- Es scheint angebracht, die Besonderheiten der Lebensform Alleinstehender weder als Sensation zu werten, noch diese zu ignorieren. Das Ziel sollte sein, Alleinstehende höchstmöglich zu integrieren, nicht aber zu isolieren!

Die "soziale Umwelt" Alleinstehender muß sie spüren lassen, daß sie Bürger wie jeder andere sind. Andererseits müssen manche Alleinstehende zu einer noch unverkrampfteren Haltung gegenüber ihrer sozialen Mitwelt kommen. "Alleinstehend" sollte beiderseits als eine gegebene Lebensform angenommen werden!

- Vieles kann noch getan werden, um den Prozeß der Integration zu beschleunigen. Dazu gehört auch verstärkte Publizistik.

- Für die Kommunikation mit Menschen gleicher Lebenssituation gibt es noch zuwenig Stätten der Begegnung. Auch fehlt es für die in der DDR bestehenden Klubs an generellen Regelungen bezüglich Altersspannen, Geschlechteranteilen, anderen Voraussetzungen für Mitgliedschaft. Selbst die Unterstellungen bzw. gesellschaftlichen Anbindungen (Gesundheitswesen, Kultur, Volksbildung) bedürfen einer einheitlichen Richtlinie.

- Für die wissenschaftliche Erforschung dieser Gruppierungen sind sowohl umfassende, wie auch interdisziplinäre Untersuchungen geboten.

Wie spezifisch sind die Anlagen für Begabungsrichtungen innerhalb des intellektuellen Bereichs?

Im Rückblick auf fast 40 Jahre Wissenschaftsgeschichte der Psychologie hat der auf diesem Gebiet Tätige wohl kaum so eigenartige Wandlungen der Auffassungen miterlebt wie in bezug auf das Begabungsproblem. Nach einer vom marxistischen Standpunkt geführten grundlegenden Diskussion der Erbe-Umwelt-Thematik am Anfang der 60er Jahre und einer kritischen Auseinandersetzung mit bürgerlichen Begabungstheorien (FRIEDRICH 1979) hatte sich mehr oder weniger die Ansicht durchgesetzt, daß der Begriff der Begabung, der den Gedanken an etwas "Mitgegebenes" nahelegt, besser nicht verwendet werden sollte. Seit Anfang der 80er Jahre hat der Begabungsbegriff eine Renaissance erfahren, allerdings erscheint er heute allgemein in einem anderen Gewand. Während er ursprünglich vor allem auf die Fähigkeiten bezogen war, wird er gegenwärtig weiter gefaßt und schließt außerdem alle jene Persönlichkeitsmerkmale ein, die dispositionelle Voraussetzungen für Leistungen auf einem bestimmten Tätigkeitsgebiet bilden. Ist die Wiederauferstehung des Begabungsbegriffs das Ergebnis des Fortschreitens der wissenschaftlichen Erkenntnis? Realistisch antworteten dazu WEINERT und WALDMANN auf dem 6. Weltkongreß für begabte und talentierte Kinder: "Welche Ursachen diese Entwicklung auch haben mag, jüngste wissenschaftliche Ergebnisse sind jedenfalls nicht spektakulär genug gewesen, um solch ein Interesse bewirkt zu haben, das neue Interesse an dieser Thematik regt aber hoffentlich Forschungen zur Begabung an." (1985, S. 790)

Die historischen Gesetzmäßigkeiten veranlaßten in allen hochentwickelten Industrieländern die verstärkte Hinwendung zum geistigen Potential der Gesellschaft als Leistungsreserve für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt. Besonders für gezielte Maßnahmen zur Förderung von Begabungen ist das Erkennen bestimmter Begabungsrichtungen von hoher praktischer Relevanz. Die Frage nach der Herausbildung von Begabungsrichtungen führt jedoch wieder zu theoretischen Auffassungen über das Verhältnis von biologischen und psychosozialen Determinanten im Entwicklungsprozeß zurück. Die Geister scheiden sich in der Frage, ob spezielle Fähigkeiten, die den Kern der Begabungen bilden, bereits in den Anlagen in irgendeiner Weise vorgegeben sind oder ob die Anlagen in bezug auf verschiedene Formen intellektueller Begabungen unspezifisch sind. KOSSAKOWSKI (1987) formuliert: "Sowohl hinsichtlich der allgemeinen

geistigen Leistungsfähigkeit wie auch hinsichtlich der Entwicklung spezieller Leistungen auf künstlerischem, sprachlichem, mathematischem, technischem und anderen Gebieten existieren bei unterschiedlichen Individuen unterschiedliche genetisch bedingte Ausgangspotenzen ..." S. 130. Obwohl KOSSAKOWSKI davon ausgeht, daß sich aus speziellen Anlagen erst dann allgemeine Begabungen und Spezialbegabungen entwickeln, wenn sie entsprechende Realisierungsbedingungen haben, führt er ihre Ansätze auf Anlagen zurück. GUTHKE (1974) vertritt die Ansicht, daß unterschiedliche Anlagen nur für die sportliche, künstlerische und wissenschaftliche Begabungsrichtung anzunehmen, aber für die verschiedenen Formen intellektueller Begabung, die empirisch schwer voneinander zu trennen sind, wenig wahrscheinlich sind. LEHWALD (1986) schreibt in Anlehnung an HELLER (1981): "Es ist nicht nachgewiesen, daß sich bereits in der frühen Kindheit unterschiedliche Spezialbegabungen zeigen, eher ist zu vermuten, daß relativ bereichsunspezifische psychische Komponenten überwiegen, die einen allgemeinen Entwicklungsvorsprung bedingen." S. 161 Die Annahme von der Spezifik der Anlagen für bestimmte intellektuelle Leistungen hat Konsequenzen für die Auffassungen über die Art und Zahl der Begabungsrichtungen innerhalb des intellektuellen Bereichs. Unter der hypothetischen Voraussetzung, daß Anlagen Ansätze für spezielle intellektuelle Leistungen enthalten, tendiert die Forschung dahin, möglichst wenige Grundrichtungen intellektueller Begabungen zu benennen. Unterschieden werden in der Literatur die linguistische, die logisch-mathematische und allenfalls noch die Begabung zur räumlichen Vorstellungsfähigkeit. Diese Einteilungen beruhen in der Regel auf Ergebnissen von Faktorenanalysen von Testdaten. Auch die Forschungen von KLIX (1983) und Mitarbeitern sind darauf angelegt, kognitive Grundfunktionen zu isolieren, um induktiv komplexere Leistungen zu rekonstruieren. Die Frage nach den Begabungsrichtungen bzw. Spezialbegabungen im intellektuellen Bereich wird hypothetisch aus der motivational begründeten Bevorzugung bestimmter Teilfunktionen der Erkenntnistätigkeit erklärt, durch die bestimmte Arten von Problemklassen besonders gut beherrschbar werden. Die Motivation wird als Selbstinstruktion zur Zielerreichung definiert. Nun wird aber Motivation nicht ausschließlich als sozial determiniert angesehen, sondern es heißt bei KLIX (1983), daß diese auf die Übernahme von Fremdinstruktion zurückgehen kann, für die zwei Quellen anzunehmen sind: "durch Nukleinsäuren über das Genom wirksam geworden und durch Verfestigung möglicher Gewohnheiten, durch Vorbilder und

erfolgreiches Handeln". S. 385 In diesem Zusammenhang wird die Wechselwirkung von Vererbung und Umwelt und ihre erkenntnistheoretische Untrennbarkeit betont. Als Prototyp intellektueller Hochbegabung wird die mathematisch-naturwissenschaftliche Spezialbegabung aufgeführt, was aus der Konzentration auf die Untersuchung der formalen Denkfähigkeiten resultiert, die bei der mathematischen Begabung am augenscheinlichsten hervortreten, andere Spezialbegabungen im intellektuellen Bereich werden nicht benannt. Diese Forschungsrichtungen dringen nicht bis zu den praktisch wichtigen Leistungsbereichen innerhalb des Systems der Wissenschaften vor. Das Gegenextrem besteht darin, soviel Begabungsrichtungen anzunehmen, wie es Fachgebiete gibt. Solche Einteilungen werden vor allem von Pädagogen getroffen. Die Benennung verschiedener Fähigkeiten folgt hier der objektiven Struktur der Tätigkeitsbereiche. Das Vorhandensein entsprechender Dispositionen des Subjekts wird theoretisch unterstellt. Die Ableitung von Fähigkeiten aus Tätigkeiten ist prinzipiell unter der Annahme vertretbar, daß sich Fähigkeiten erst innerhalb konkreter Tätigkeiten im Prozeß der Interiosation und Exteriosation herausbilden, jedoch berechtigt das nicht, für jede Art von Tätigkeit gesonderte Fähigkeiten anzunehmen. Es ist davon auszugehen, daß Fähigkeiten im Prozeß der Tätigkeit transformiert, generalisiert oder durch andere Fähigkeiten kompensiert werden oder in der Kombination mit ihnen qualitativ neue Leistungen ermöglichen. Auch die Auffassung von der Kombination der Fähigkeiten ist in gewisser Weise noch mechanistisch, weil damit leicht die Vorstellung assoziiert werden kann, daß die Fähigkeiten an ein materielles Substrat gebunden sind, während die Dialektik von Struktur und Funktion und der damit verbundene Übergang zu neuen Leistungsmöglichkeiten zu beachten ist.

Die eigene Position im Meinungsstreit über die Spezifik der Anlagen für intellektuelle Leistungen gründet sich auf folgende Überlegungen:

1. Die gegenwärtig unter den marxistischen Psychologen teilweise zu beobachtende Wende zur Annahme spezieller Anlagen für bestimmte geistige Funktionen ist nicht ausreichend durch neuere empirische Untersuchungsergebnisse belegt, sondern hat ihren Ausgangspunkt in der Diskussion um den Begriff der biopsychosozialen Einheit (GEISSLER und HÖRZ 1988), die philosophischerseits angeregt wurde, um milieu-theoretischen Tendenzen zu begegnen, die in der DDR in der Vergangenheit in der Erbe-Umwelt-Diskussion teilweise zu beobachten waren. Ausdrücklich wurde jedoch von HÖRZ (a. a. O.) darauf hingewiesen, daß der Begriff der biopsychosozialen Einheit noch keine Antwort auf das

wissenschaftliche Problem, sondern eine methodische Orientierung zur interdisziplinären Zusammenarbeit in der Forschung darstellt.

2. Durch die Zwillingsforschung des ZIJ (FRIEDRICH und KABAT vel JOB 1986) ist u. a. nachgewiesen, daß auch beim gegenwärtigen Stand der Forschung für die absehbare Zukunft noch unüberwindliche forschungsmethodische Schwierigkeiten bestehen, die Wechselwirkungsprozesse, die von Anfang an zwischen Erbe und Umwelt bestehen, danach zu analysieren, welche psychischen Inhalte worauf zurückzuführen sind. Aussagen über Fähigkeiten und ihre Entwicklung stellen Konstrukte mit mehr oder weniger hohem hypothetischen Charakter dar. Die Hypothesen stehen in der Regel mit einer bestimmten Theorie der Entwicklung im Zusammenhang, wenn diese auch nicht immer expliziert wird. Ausgehend von der dialektisch-materialistischen Entwicklungstheorie wird ein Modell der schrittweisen Differenzierung der Fähigkeiten von allgemeineren zu spezielleren vertreten, die sich auf der Grundlage von multipotenten Anlagen im Prozeß der Tätigkeit vollzieht und sowohl von den objektiven Anforderungen als auch im zunehmenden Maße von der Gerichtetheit des Individuums mitbestimmt wird. Anknüpfend an LOMPSCHER (1975), wird im Entwicklungsprozeß der Übergang von allgemeinen zu bereichsspezifischen bis zu fach- und berufsspezifischen Fähigkeiten unterstellt. Spezielle intellektuelle Fähigkeiten sind danach als relative Endglieder eines sich in der individuellen Entwicklung immer mehr verzweigenden funktionellen Systems aufzufassen.

Quellen

- FRIEDRICH, W.: Zur Kritik bürgerlicher Begabungstheorien. Berlin 1979
- FRIEDRICH, W., KABAT vel JOB, O. (Hrsg.): Zwillingsforschung international. Berlin 1986
- GEISSLER, E., HÖRZ, H. (Hrsg.): Vom Gen zum Verhalten. Berlin 1988
- GUTHKE, J.: Zur Diagnostik der intellektuellen Lernfähigkeit. Berlin 1974
- KLIX, F.: Begabungsforschung - ein neuer Weg. Zt. f. Psychol. Bd. 191 (1983) 4, S. 360 - 387
- KOSSAKOWSKI, A. (Leiter des Autorenkollektivs): Psychische Entwicklung der Persönlichkeit im Kindes- und Jugendalter. Berlin 1987
- LEHWALD, G.: Frühdiagnostik als Voraussetzung für eine entwicklungsgerechte Förderung begabter Kinder, In: SCHAARSCHMIDT, U., BERG, M., HÄNSEN, K.-D. (Hrsg.): Diagnostik geistiger Leistungen. Berlin 1986
- LOMPSCHER, J.: Theoretische und experimentelle Untersuchung zur Entwicklung geistiger Fähigkeiten. Berlin 1975
- WEINERT, F. E. u. WALDMANN, M. R.: Das Denken Hochbegabter - intellektuelle Fähigkeiten und kognitive Prozesse. In: Zt. f. Pädagogik. 31. 1985, 6, S. 789 - 804

Bedingungen für den Alkoholmißbrauch Jugendlicher auf gesellschaftlicher Ebene

Seit etwa 1980 wird in der DDR ein hoher Pro-Kopf-Verbrauch von ungefähr 10,5 l Reinalkohol im Jahr registriert, wobei mit einem weiteren langsamen Anstieg gerechnet wird (1987 betrug er 10,7 l). Rund 95 % der Bevölkerung über 15 Jahre sind Alkoholkonsumenten, 1 - 2 % sind suchtkrank durch das "Genußmittel" Alkohol.

Der Alkohol, die Alltagsdroge, die man an jeder Ecke kaufen kann, hat seine Besonderheiten. Er führt nicht, wie der Gebrauch von Heroin oder Kokain, zu rascher Abhängigkeit. Zur Sucht kommt es erst nach jahrelangem Mißbrauch und auch dann nicht in jedem Fall. Das Schlüsselproblem ist eigentlich der Alkoholmißbrauch, nicht nur, weil er das Vorfeld des süchtigen Alkoholismus bildet, sondern durch seine erhebliche Dimension und die damit verbundenen sozialen und gesundheitlichen Auswirkungen. Immerhin betreiben nach NICKEL (1987) etwa 10 % der DDR-Bevölkerung schweren gewohnheitsmäßigen Alkoholmißbrauch. Ganz allgemein wird von Alkoholmißbrauch dann gesprochen, wenn der Alkoholkonsument sich selbst oder andere durch sein Trinken einer Gefährdung gesundheitlicher und/oder sozialer Art aussetzt. Auf eine genauere Definition, die alle entsprechenden Aspekte berücksichtigt, soll hier verzichtet werden. Von besonderer gesundheitlicher und sozialer Relevanz ist der gewohnheitsmäßige Alkoholmißbrauch. Entgegen früheren Auffassungen, wo ein täglicher Alkoholkonsum von 80 bis 100g Reinalkohol als Grenze des auf Dauer noch Verträglichen angesehen wurde, weiß man heute, daß mit Gesundheitsschäden bereits dann zu rechnen ist, wenn über längere Zeit von einem Mann mehr als 40 g reiner Alkohol und einer Frau bzw. einem Jugendlichen unter 18 Jahren mehr als 20 g Reinalkohol täglich konsumiert werden. Für die Herausbildung der Alkoholkrankheit ist ein längerer Mißbrauch vorauszusetzen - bei Männern etwa 10 - 15 Jahre, bei Frauen und Jugendlichen genügen oft schon 2 Jahre.

Eine gesundheitliche Gefährdung durch fortwährendes Überschreiten¹ des für Jugendliche und Frauen geltenden Grenzwertes von 20 g Reinalkohol/Tag (entspricht etwa 3 kleinen Glas Bier) ermittelten wir 1987 bei immerhin etwa einem Drittel der männlichen Lehrlinge und ca. 10 % der weiblichen Lehrlinge und weiblichen Arbeiter. Umgerechnet mehr als 40 g Reinalkohol/Tag konsumierten 14 % der männlichen Lehrlinge und rund ein Fünftel der männlichen Arbeiter. Unter den Angestellten, Studenten und der Intelligenz

¹ Wöchentlicher Alkoholverbrauch umgerechnet auf das durchschnittliche tägliche Quantum.

beiderlei Geschlechts ist gewohnheitsmäßiger Alkoholmißbrauch deutlich weniger verbreitet. Einflußfaktoren auf das Trinkverhalten und Bedingungen für den Alkoholmißbrauch lassen sich folgenden 3 Ebenen zuordnen, die miteinander in Beziehung stehen:

1. Ebene der Gesellschaft
2. Ebene der Gruppe
3. Ebene des Individuums/der Persönlichkeit.

Lange Zeit wurde der unerwünschte Umgang mit Alkohol vorwiegend dem persönlichen Verantwortungsbereich zugeordnet. Wenn Negativerscheinungen jedoch eine solche Dimension annehmen - wie der Alkoholmißbrauch - dann sind Mehrebenenanalysen notwendig. Es geht also um eine komplexe Betrachtungsweise des Problems, die über individual-psychologische Aspekte und mikrosoziale Prozesse hinausgehend auch den sozial-kulturellen Hintergrund, d. h. die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einschließlich der kulturellen Wertsetzungen einbezieht.

Dieser Beitrag beschränkt sich auf einige wichtige Einflußfaktoren der gesellschaftlichen Ebene auf den Umgang mit Alkohol.

Alkohol ist in der DDR ein gesellschaftlich bereitgestelltes Genußmittel, allgemein zugänglich und erschwinglich. Vom Markt her bestehen somit günstige Konsumbedingungen. Die allgemeine Verfügbarkeit ist Ausdruck einer entsprechenden Einstellung der Gesellschaft gegenüber Alkoholgenuß. Diese Einstellung hat meist weit zurückreichende kulturell-historische Wurzeln einschließlich religiöser Anschauungen und Verhaltensvorschriften. Entsprechend unterscheidet man sogenannte Toleranz- oder Permissivkulturen in bezug auf Alkohol, zu denen die meisten europäischen Länder - auch die DDR - gehören, Ambivalenzkulturen, in denen der Genuß alkoholischer Getränke stärker reglementiert ist, wie z. B. in Nordeuropa. Schließlich gibt es auch Abstinenzkulturen - wie die islamischen Länder, die allerdings auch nicht auf Rauschmittel anderer Art - wie Haschisch, Betel usw. - verzichteten.

Ethnologische Untersuchungen zeigen eindeutig, daß hohe Toleranz einer Gesellschaft gegenüber Alkoholkonsum schon bei geringen psychischen Alterationen den Betroffenen dem Risiko einer Sucht aussetzt.

Für den Anstieg des Alkoholverbrauchs und Alkoholmißbrauchs in der DDR sind eine Reihe von Bedingungen verantwortlich.

Dazu zählen:

- im Gegensatz zu zahlreichen anderen Sortimenten ein stabiles, reichhaltiges und attraktives Angebot an Alkoholika
- steigende Kaufkraft der Bevölkerung mit Annäherung des Genußmittelverbrauchs großer Bevölkerungsgruppen

- wachsendes Bedürfnis nach schnell erreichbarem Lebensgenuß bei allgemein steigender Konsumorientierung
- Beibehaltung alter Trinktraditionen und Hinzukommen neuer Trinksitten (z. B. Fernsehalkoholkonsum) als Bestandteil überwiegend passiver Freizeitgestaltung
- Emanzipation der Frau mit Übernahme bislang männlicher Vorrechte und Verhaltensweisen (Rauchen, aber auch in noch geringerem Maße Alkoholkonsum)
- Abbau autoritärer Erziehungshaltung gegenüber der Jugend, Zubilligung eines frühen Einstiegs in das Genußverhalten Erwachsener
- geringe Wirksamkeit einschlägiger gesetzlicher Bestimmungen durch mangelnde Kontrollen und Fehlen empfindlicher Ahndungen (Ausnahme Alkohol im Straßenverkehr)
- allgemein geringes Problembewußtsein in der Bevölkerung mit Fehlen eines wirksamen moralischen Sanktionsmechanismus gegen Alkoholmißbrauch
- Alkoholmißbrauch wurde lange Zeit auch auf gesellschaftlicher Führungsebene zu wenig als soziales Problem erkannt, mehr als individuelles gesehen.

Diese gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für den Umgang mit Alkohol gelten natürlich auch - wenngleich modifiziert - für die Jugendlichen.

Die alten und neuen Trinksitten der Erwachsenen in unserer Alkoholpermissivkultur bilden das Leitbild, an dem sich die Heranwachsenden orientieren. Für den Jugendlichen unter 16 Jahren bedeutet Alkoholkonsum, der in diesem Alter als Alkoholmißbrauch gilt, demonstrierte Teilhabe am Genußerleben Erwachsener, ist untrennbar mit dem vom Jugendlichen angestrebten Erwachsenenstatus verbunden. Der Alkoholeinsatz Jugendlicher erfolgt nach FRANZKOWIAK (1986) in den folgenden drei Funktionsbereichen. Sie entsprechen zugleich den Ebenen Gesellschaft, Gruppe, Individuum:

1. als Statushandlung (Orientierung an Erwachsenennormen)
2. als Konformitätshandeln (Gruppennorm)
3. als Ersatzhandlung (Erleichterung von Kontaktschwierigkeiten bis zur Problembewältigung).

Jugendspezifische Bedingungen kommen aber für den Alkoholge- und -mißbrauch Jugendlicher allein nicht in Betracht. Der Umgang Jugendlicher mit Alkohol ist eng mit dem der Erwachsenen verbunden. Auch mit sozialen Problemlagen läßt sich beispielsweise nicht der gestiegene Alkoholverbrauch einschließlich Mißbraucherscheinungen in der DDR erklären, wo es keine Jugendarbeitslosigkeit gibt und das materielle Lebensniveau ständig anstieg.

Meines Erachtens ist die problematische Entwicklung des Alkoholgebrauchs in der DDR wesentlich dadurch bedingt, daß über Jahrzehnte zwar die gesellschaftliche Bereitstellung von Alkohol zunahm - im Gegensatz zum nach wie vor mangelhaften Angebot alkoholfreier Getränke - aber keinerlei Maßnahmen für einen entsprechend vernünftigen Umgang getroffen wurden. Den Bedingungen der gesellschaftlichen Ebene für den Alkoholmißbrauch ist auch die Wirksamkeit der entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen zuzuordnen. Die Handhabung speziell der Jugendschutzverordnung, die zwar pflichtgemäß aushängt, scheint jedoch eine reine Ermessensfrage zu sein. So erfolgte der erste nennenswerte Alkoholgenuß bei Leipziger Jungen mit durchschnittlich 12,4 Jahren, bei Leipziger Mädchen mit 13,2 Jahren vorwiegend im familiären Rahmen. Wir konnten aber auch belegen, daß 75 bzw. 80 % der Schüler 9. Klassen, die in einer Gaststätte oder Handelseinrichtung etwas Alkoholisches verlangten, das Gewünschte anstandslos bekamen. Ursache dafür sind Umsatzdenken, Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und die Erfahrung, daß kaum eine Kontrolle erfolgt, die dann allenfalls eine geringfügige Ordnungsstrafe zur Folge hat.

Wenngleich insgesamt gesehen den gesellschaftlichen Bedingungen für den Umgang mit Alkohol Dominanz zukommt, gilt es natürlich immer auch die komplizierten Wechselbeziehungen Persönlichkeit - soziales Umfeld zu berücksichtigen - besonders auch hinsichtlich präventiver Maßnahmen. Offensichtlich gebührt im Sozialisationsprozeß auch der Befähigung zu produktiver Konfliktbewältigung und letztlich der Kultur des zwischenmenschlichen Umgangs mehr gesellschaftliche Aufmerksamkeit. Letztlich kann eine wirksame Zurückdrängung des Alkoholmißbrauchs nur langfristig durch ein breites Spektrum gesellschaftlicher Maßnahmen erreicht werden. Das Problem Alkoholmißbrauch wird die Gesellschaft und auch die Jugendforschung noch lange beschäftigen, denn "Auch der Alkoholmißbrauch wird, wie die Kriminalität, im Sozialismus nicht automatisch verschwinden. Die Weiterentwicklung geht in der sozialistischen Gesellschaft nicht gleichmäßig vor sich, so daß lösungsnotwendige Konflikte auch jetzt noch entstehen" (SZEWCZYK, 1986, S. 294).

Quellen

- FRANZKOWIAK, PETER: Risikoverhalten und Gesundheitsbewußtsein bei Jugendlichen. Berlin(West) Springer-Verlag, 1986.
- NICKEL: Alkoholkonsum - Alkoholmißbrauch - Alkoholkrankheit. In: Deine Gesundheit 5 (1987). S. 134 - 138.
- SZEWCZYK, Hans: Der Alkoholiker: Alkoholmißbrauch und Alkohol kriminalität. Berlin. Volk und Gesundheit, 1986.

Fluch oder Segen

(Soziale Komponenten der individuellen Motorisierung)

Es gibt wohl kein zweites technisches Konsumgut, dessen Gebrauch in kapitalistischen wie sozialistischen Industrieländern und zunehmend auch in Teilen der dritten Welt so heftige und kontroverse Diskussionen hervorruft wie der Pkw. Die individuelle Pkw-Nutzung ist zu einem festen Bestandteil der Lebensweise vieler Menschen auch in unserem Land geworden. Etwa die Hälfte der Haushalte in der DDR verfügt über einen individuellen Pkw. Die meisten Jugendlichen in unserem Lande planen in ihre Lebensgestaltung den Pkw fest ein. Es scheint oft, als bewege sich alles um den Pkw und als hinge das Lebensglück von der Intaktheit dieses Konsumgutes ab. Nicht wenige sind davon überzeugt, daß mehr Lebensqualität ausschließlich mit dem individuellen Pkw verknüpft ist. Kritisch wird die individuelle Pkw-Nutzung noch zu selten von Sozialwissenschaftlern, auch von problembewußten Kollegen, reflektiert. Wir, die Autofahrer, sind in den Pkw verliebt, auch wenn wir einer westlichen Autoideologie und -mentalität (der Pkw ermöglicht mehr Freiheitsgrade im Leben, mehr Tempo auf der Straße, festigt die Männlichkeit in der Gesellschaft usw.) nicht zwanghaft unterliegen. Diese Liebe zum Auto hat aber ihren Preis. Unterschiedlich, zuweilen extrem kontrovers, sind die Standpunkte und Urteile zum Pkw. Sie reichen von der Auffassung, daß ohne Pkw eine anspruchsvolle Selbstverwirklichung nicht möglich ist, bis zur von Aggressionen getragenen Verdammnis.

Daß Soziologen an der Hochschule für Verkehrswesen Dresden verkehrssoziologische Forschung betreiben und theoretische Standpunkte zum Zusammenhang von territorialer Mobilität, Verkehr und Lebensweise vorlegen, ist deshalb verständlich. Sozialwissenschaftliche Analysen und Aspekte der Jugend und Jugendentwicklung tangieren die hier zur Diskussion stehende Thematik. Die Überlegungen führten 1986/87 zu einem Problempapier "Die Jugend und das Auto", und 1988 realisierten wir in Zusammenarbeit mit dem ZIJ eine kleine empirische Untersuchung unter Jugendlichen zur territorialen Mobilität, zum Fahrrad und insbesondere zum Auto (Besitz, Einstellung, Nutzung, Funktion in der Lebensweise) durch. So fühle ich mich ermutigt, zu einem speziellen Thema zu schreiben, das gewiß jugendspezifische Aspekte besitzt.

Es wäre eine Übertreibung und auch eine gefährliche Reduktion, das Gelingen einer lebenswerten menschlichen Zukunft von der individuellen

Motorisierung (Besitz und Nutzung des privaten Pkw) abhängig zu machen. Bedenkt man die negativen Bilanzen des Pkw und die Zunahme der Motorisierung in den Entwicklungsländern, so ist es nicht übertrieben zu behaupten, daß eine menschenwürdige, humanistische Zukunft die Lösung vieler globaler Probleme einschließt. Dazu zähle ich auch sinnvolle Entscheidungen zur territorialen Mobilität und insbesondere zur Automobilität. Wie die Länder Europas und jene, die in großer Zahl Pkw herstellen, künftig auf die wachsende Negativwirkung des Pkw reagieren, muß als Beispiel und Versuch zur Lösung globaler Probleme betrachtet werden. Dabei sollte auch akzeptiert werden, daß Menschen, die nicht zwanghaft egoistischen und allgegenwärtigen profitorientierten Interessen unterliegen, in der Lage sein sollten, Entscheidungen zu finden, die rational einsichtig, emotional akzeptierbar und insofern individuell nachvollziehbar sind.

Einige Fakten, die charakteristische soziale Komponenten und Effekte der individuellen Motorisierung signalisieren:

1. Es kann davon ausgegangen werden, daß heute weltweit fast 0,6 Milliarden Kraftfahrzeuge existieren. Der Anteil der Kraftfahrzeuge mit Verbrennungsmotor beträgt dabei mehr als 99,9 Prozent. Die Geschichte des Kraftfahrzeuges reicht über 100 Jahre zurück. Das erste von einem Verbrennungsmotor angetriebene sogenannte Automobil wurde 1886 vorgestellt. Seitdem ist die Entwicklung des Kraftfahrzeuges sowohl in technischer als auch in zahlenmäßiger Hinsicht so stürmisch und weltumfassend wie in keinem anderen Zweig des Maschinenbaus vor sich gegangen. So gab es im Jahre 1900 weltweit etwa 20 000 Automobile. In den letzten 30 Jahren stieg die Anzahl registrierter Kraftfahrzeuge auf das Sechsfache, die Weltbevölkerung auf das Doppelte. Die summierte Leistung aller in diesen Kraftfahrzeugen installierten Verbrennungsmotoren beträgt ca. 20 bis 25 Milliarden KW, die von diesen Motoren jährlich verrichtete Arbeit ca. 30 Billionen KWh. Die jährliche Weltautomobilproduktion beträgt heute etwa 40 Millionen Kraftfahrzeuge. Eine Prognose über den im Jahr 2000 zu erwartenden Kraftfahrzeugbestand gestaltet sich auf Grund der vielfältigen Einflußfaktoren als äußerst schwierig. Schätzungen gehen von einem Weltbestand an Kraftfahrzeugen von 750 bis 800 Millionen aus. Bei einer jährlichen Verschrottung von 10 Millionen Kraftfahrzeugen und konstanter Weltjahresneuproduktion von 40 Millionen könnte der Bestand an Kraftfahrzeugen auf knapp eine Milliarde anwachsen. Schon diese einfachen Zahlen zwingen zum Nachdenken über

die Auswirkungen der Motorisierung auf die Entwicklung und die Lebensweise der menschlichen Gesellschaft.

2. Der Pkw verbraucht wie kein anderes Konsumgut eine sehr große Menge Energie. Auch energiesparende, technisch perfekt ausgerüstete Pkw haben einen hohen Energieverbrauch. Energie ist aber derzeit eine sehr knappe Ressource der Zivilisation. Bis zum Jahr 2000 wird der Kraftstoffverbrauch in der DDR auf etwa 4,5 Milliarden Liter/Jahr, d. h. auf ca. 160 Prozent ansteigen. Die Schadstoffemission wächst von ca. 850 000 Tonnen/Jahr (1985) auf etwa 1 400 000 Tonnen/Jahr (2000), darunter Kohlenmonoxid (CO) mit 1 150 kt, Kohlenwasserstoffe (CH) mit 247 kt, Stickoxide (NO_x) mit 23 kt, Blei (Pb) mit 1,64 kt und Schwefeloxide (SO_x) mit 1,64 kt.

3. Die Erhöhung der territorialen Mobilität ist nicht pauschal an die Pkw-Verfügbarkeit (Automobilität) gebunden. Allerdings bedarf der öffentliche Verkehr einer stärkeren Förderung und größerer gesellschaftlicher Akzeptanz, und auch der Fußgänger und der Radfahrer verdienen die nötige Achtung. Dies erfordert aber verkehrspolitische Entscheidungen, die sich in eine integrale Gesellschaftskonzeption einordnen.

4. Zu den sehr problematischen Wirkungen des Pkw gehört die durch ihn verursachte Umweltbelastung. Derzeit erzeugt der Kraftfahrzeugverkehr in der Bundesrepublik Deutschland allein jährlich 7,6 Millionen Tonnen Schadstoffe, die auf einer Landfläche von etwas mehr als 248 000 km^2 verarbeitet werden müssen. Es entfallen damit auf den Quadratkilometer mehr als 30 Tonnen Luftschadstoffe aus dem motorisierten Verkehr.

5. Mit der Erfindung und praktischen Nutzung des Pkw auf öffentlichen Straßen sind bisher etwa zehn Millionen Menschen getötet und ein noch größerer Teil verletzt worden. Verkehrssicherheit und verkehrsgerechtes Verhalten zählen heute zu den gesellschaftlichen Faktoren, die eine humanistische Bewältigung des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts ermöglichen.

6. Autofahrer sparen meist keine Zeit für Ortsveränderungen. Sie verbrauchen - wie die Nichtmotorisierten - etwa 70 bis 90 Minuten täglich für Ortsveränderungen. Sie legen nur längere Wegstrecken zurück und haben eine größere Anzahl von Ortsveränderungen. 70 bis 80 Prozent der Ortsveränderungen mit dem Pkw finden im Kurzstreckenbereich (2 bis 6 km) statt. Die Belastung der Umwelt durch den Pkw ist hier besonders hoch. Die Lebensbedingungen von Men-

schen, vor allem auch von Kindern, werden davon massiv betroffen. Das gilt besonders für Stadtgebiete und Verkehrsknotenpunkte.

7. Mobilitätsgewinn an die Pkw-Nutzung direkt und voraussetzungslos zu binden, ist eine Suggestion. Ich plädiere nicht für eine restriktive Pkw-Mobilität. Es geht nicht um Restriktionen für die territoriale Mobilität und auch nicht um eine maschinenstürmerähnliche Pkw-Verdammung. Notwendig sind auf die aktuellen und perspektivischen Bedürfnisse unterschiedlicher sozialer Subjekte orientierte verkehrspolitische Entscheidungen. Die soziale Effektivität der individuellen Motorisierung bedarf komplexer Kriterien.

8. In vieler Hinsicht steht die Menschheit vor Bifurkationspunkten. Rationale Entscheidungen bedürfen sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse. Rationalität setzt jedoch nicht bloß Akzeptanz gesellschaftlicher Gesetze voraus, die sich in anonymen moralischen Sachverhalten verflüchtigen. Gefragt ist eine vorausschauende Sicht, die den hochkomplexen Charakter sozio-technischer Systeme und ihr systemimmanentes Zeitverhalten aufspürt und kalkuliert. Ohne eine Aufnahme dieser Entwicklung im Massen- oder Alltagsbewusstsein bleiben Überlegungen oder Veränderungsabsichten elitär und letztlich bloß prophetisch. Die Mehrzahl der Menschen, die im Jahr 2000 und danach Auto fahren bzw. das Verkehrsgeschehen bestimmen werden, leben heute schon. Sie leben mit den heutigen Wertmaßstäben und wachsen mit ihnen auf. Alle Veränderungen und Entwicklungen, die in den kommenden zehn bis zwanzig Jahren denkbar und notwendig sind, sind nur in dem Maße realistisch, wie sie von den Beteiligten und Betroffenen akzeptiert und bewusst bewältigt werden. Zugleich geht es darum, die Erkenntnis- und Entscheidungsbasis über das jeweils erforderliche Mobilitätsniveau zu erweitern. Die bisher üblichen Trendfortschreibungen statistischer Daten müssen durch stärker prospektive Untersuchungen unter Einschluß komplexer Systemanalysen und Szenariotechniken ergänzt werden. Dabei sind auch Fehlentwicklungen, die eine künstliche Erhöhung der Mobilitätsbedürfnisse und Mobilitätszwänge bewirken, kritisch zu analysieren und abzubauen. In diesen Prozessen sind nicht nur Verkehrspolitik, sondern gleichermaßen Territorial- und Stadtentwicklung, Standort-, Handels- und Versorgungspolitik sowie weitere Bereiche komplexer Gesellschaftsentwicklung gefragt.

Komplexe Analyse der Motivation des Sporttreibens in der Freizeit bei jungen Berufstätigen und Lehrlingen

1. Einführung

Eine Reihe von DDR-Autoren hat sich in den letzten Jahren aus sportsoziologischer und sportpsychologischer Sicht mit Problemen der Motivation des Sporttreibens beschäftigt (vgl. ROHRBERG 1979, AUSTERMÜHLE 1981, ILG et. al. 1983, METZIG 1983). ILG spricht von einer andauernden "Renaissance im Aufgreifen und Behandeln von Motivationsproblemen" in der einschlägigen Fachliteratur der DDR (1986, S. 271).

Übereinstimmend wird davon ausgegangen, Motive als innere Beweggründe des Handelns und der Tätigkeit und damit als Komponenten der Antriebsregulation zu betrachten. Ebenso besteht Übereinstimmung darüber, daß wesentliche Voraussetzung für die Herausbildung von Motiven die Existenz von Bedürfnissen (wie auch von kognitiven Prozessen und Emotionen) ist. Nicht immer eindeutig hingegen werden die Begriffe Motivation, Motivierung und Motivationsprofil gekennzeichnet. Wir wollen in Anlehnung an HENNIG (1981, S. 70) unter Motivation "eine Gesamtheit zusammenwirkender Motive (Ganzes-Teil-Relation)" verstehen, worin eingeschlossen ist, "daß für eine Tätigkeit in der Regel mehrere Motive bestehen, daß eine Motivhierarchie existiert." Als Motivprofil kennzeichnen wir das je spezifische Zusammenwirken von mehr oder weniger Einzelmotiven der Persönlichkeit als Grundlage einer Tätigkeit. Unter Motivierung verstehen wir den Prozeß der Ausprägung der Motivation der Persönlichkeit.

Bei Motivationen handelt es sich (wie auch bei Wertorientierungen, Interessen, Einstellungen) bekanntermaßen um komplexe, ganzheitliche Persönlichkeitsmerkmale. Daher fordern verschiedene Autoren zu Recht, die Motivation des Sporttreibens in ihrer Ganzheitlichkeit und Komplexität zu analysieren. Dem geforderten gegenstandsadäquaten Herangehen wird die von FÖRSTER (1983 a, b, 1988) entwickelte Analysestrategie (Ensembleanalyse) in hohem Maße gerecht.

2. Nachweis des Gesamtzusammenhangs der Motive des Sporttreibens in der Freizeit

Die der nachfolgenden Analyse zugrundeliegenden Daten entstammen der Untersuchung "Jugend und Massensport 1987", in die etwa 1800 junge Berufstätige und Lehrlinge einbezogen waren. Die jungen Werkstätigen im Alter zwischen 18 und 35 Jahren wurden ebenso wie die Lehrlinge innerhalb einer schriftlichen Befragung im Gruppenverband aufgefordert, mittels 5stufiger

Intensitätsskala den Grad der Ausprägung verschiedener sportbezogener Motive anzugeben. Vorgegeben wurden zehn Aussagen, die für ebenso viele Einzelmotive standen. Wir orientierten uns dabei an der von ROHRBERG vertretenen Struktur wesentlicher Bedürfnisse, die dem Sporttreiben zugrunde liegen (ROHRBERG 1979, S. 154), an den von ILG ermittelten Motivkategorien (ILG et. al. 1983, S. 99 ff.) sowie an eigenen Untersuchungen in der Vergangenheit. Für die komplexe Analyse berücksichtigten wir sechs Motive:

- Ausgleichs-/Entspannungsmotiv (EM) = Ich treibe Sport, um mich von den Anforderungen der beruflichen Tätigkeit/der Lehrausbildung zu entspannen.
- Bewegungsmotiv (BM) = Ich treibe Sport, um mich körperlich so richtig "auszutoben".
- Gesundheitsmotiv (GM) = Ich treibe Sport, um gesund zu bleiben.
- Selbstbetätigungsmotiv (SM) = Ich treibe Sport, um mich immer wieder selbst zu bestätigen.
- Fitnessmotiv (FM) = Ich treibe Sport, weil ich meine körperliche Leistungsfähigkeit verbessern will.
- Soziales Kontaktmotiv (KM) = Ich treibe Sport, weil ich die Kameradschaft und gute Gemeinschaft unter Sporttreibenden angenehm finde.

Zunächst müssen wir uns des Zusammenhanges der angeführten sechs Motive versichern. Betrachten wir lediglich alle bivariablen Korrelationen, so zeigt sich der stärkste Zusammenhang zwischen Fitnessmotiv und Selbstbetätigungsmotiv ($r = .43$), der schwächste zwischen Bewegungs- und Gesundheitsmotiv ($r = .23$). Alle anderen Korrelationskoeffizienten befinden sich zwischen diesen Werten. Das ließe auf allgemein mittlere bis schwache Zusammenhänge schließen. Die Informationsanalyse von KULLBACK (1967), ein multivariates Verfahren zur Untersuchung von Interaktionen höherer Ordnung, belegt allerdings, daß ein recht starker Zusammenhang zwischen allen hier einbezogenen Einzelmotiven besteht. Kern der Informationsanalyse ist der sogenannte 2I-Test. Hinsichtlich der mathematischen Herleitung müssen wir an dieser Stelle auf LIENERT (1973) bzw. LOHSE/LUDWIG/RÖHR (1982, S. 222 ff.) verweisen. Voraussetzung der Berechnungen sind dichotomisierte Merkmalsklassen. Die ursprünglich fünfstufige Merkmalsklassifizierung wurde demgemäß auf zwei Klassen reduziert. Wir faßten innerhalb der fünfstufigen Intensitätsskala die Merkmalswerte 1 und 2 zur Position "+" (Motiv trifft zu), die Merkmalswerte 3 bis 5 zur Position "-" (Motiv trifft nicht zu) zusammen.

Wir gingen davon aus, daß alle sechs in die

Analyse einbezogenen Einzelmotive in einem generellen Zusammenhang stehen. Die widerwärtige statistische Nullhypothese mußte folglich lauten: Alle sechs Motive sind unabhängig voneinander.

Die Berechnungen für die Prüfung der Nullhypothese ergaben die Prüfgröße $2I = 959,72$ (57 Freiheitsgrade, χ^2 -Chi-Quadrat = 0). Der kritische Wert (bei $\alpha = .05$) beträgt 75.6 und wird also durch $2I$ weit übertroffen. Ist aber der Wert für $2I$ größer als der kritische Wert, so muß die Hypothese der Unabhängigkeit zurückgewiesen werden. Der Kontingenzkoeffizient C , der den Gesamtzusammenhang der sechs Motive abbildet, beträgt $C = .63$. Wir können also bereits von einem recht starken Gesamtzusammenhang der sechs sportbezogenen Motive sprechen. Dieses Ergebnis werten wir gleichzeitig als Beleg für das Bestehen einer ganzheitlichen Struktur der Motivation des Sporttreibens in der Freizeit.

3. Spezifische Ausprägungen der Motivation des Sporttreibens in der Freizeit

Zur Ermittlung der spezifischen Ausprägungen der sportbezogenen Motivation und der ihnen zuzuordnenden Häufigkeiten nutzten wir die Konfigurationsfrequenzanalyse (KFA), ein "multivariates parameterfreies Verfahren zur Aufdeckung von Typen und Syndromen (Symptomkomplexen)" (LOHSE et. al. 1982, S. 398). Sie ist vorwiegend zur Darstellung von Wechselwirkungen höherer Ordnung und also auch für unsere Zwecke geeignet. Mit Hilfe der KFA ermittelten wir zunächst für die dichotomisierten Merkmalsklassen der sechs Motive alle mathematisch möglichen kombinierten Häufigkeiten. In unserem Fall handelte es sich um 64 Kombinationen. Dem ganzheitlichen Charakter der Motivation entsprechend, werden nicht die verschiedenen monovariablen Häufigkeitsverteilungen berechnet, sondern - gewissermaßen umgekehrt - nur eine Häufigkeitsverteilung für die real existierenden Kombinationen aller sechs Motive (Motivprofile bzw. Motivationsstrukturen). In Tabelle 1 geben wir einen Überblick über ausgewählte Kombinationen.

Ablesbar ist zunächst, daß meist mehrere Motive gleichzeitig für das Sporttreiben in der Freizeit verantwortlich sind. Für immerhin 13 Prozent unserer Population waren beispielsweise alle hier einbezogenen Motive relevant. In einigen Fällen wirkt aber offensichtlich auch nur ein Motiv. Diese Informationen können aus einfachen Häufigkeitsverteilungen nicht erschlossen werden. Mit Hilfe der KFA gelingt es uns also, tiefer in die real existierenden Motivationsstrukturen der Persönlichkeit einzudringen.

Tabelle 1: Häufigkeit des Auftretens ausgewählter Motivprofile für das Sporttreiben in der Freizeit bei jungen Berufstätigen und Lehrlingen

MOTIVPROFIL						Häufigkeit absolut	Erwartungswert \bar{x}	χ^2
BM	EM	GM	SM	FM	KM			
+	+	+	+	+	+	191	13	611.29
-	-	+	-	-	-	93	6	22.52
-	-	+	-	+	-	72	5	7.22
+	+	+	-	+	+	70	5	7.05
+	-	+	+	+	+	56	4	6.96
-	+	+	+	+	+	57	4	6.94
-	+	+	-	+	+	41	3	2.15
-	+	+	+	+	-	37	3	0.63
-	-	+	+	+	-	39	3	0.00
+	-	-	-	-	-	27	2	26.42
+	-	-	-	+	+	26	2	12.21
-	+	+	+	-	-	5	0	12.21

x) Erwartungswert bei Unabhängigkeit der Motive (gerundet)

BM = Bewegungsmotiv
EM = Ausgleichs-/Entspannungsmotiv
GM = Gesundheitsmotiv
SM = Selbstbestätigungsmotiv
FM = Fitnessmotiv
KM = Kontaktmotiv

+ = Motiv trifft zu
- = Motiv trifft nicht zu

Mit weiteren Berechnungen kann nun festgestellt werden, bei welchen Motivprofilen es sich um statistisch signifikante Motivationen handelt, um Motivationstypen, in denen sich der erwiesene Gesamtzusammenhang aller sechs Motive auf besondere Art äußert. Wir haben diese Profile in Tabelle 1 durch Unterstreichungen der zugehörigen χ^2 -Werte (χ^2 = Chi-Quadrat) gekennzeichnet. Diese Motivationen treten in statistischem Sinne überzufällig häufiger (oder seltener) auf als zu erwarten wäre, wenn die sechs Motive unabhängig voneinander wären. Zur Ermittlung der Typen benötigt man die korrigierte Irrtumswahrscheinlichkeit (in unserem Falle $\alpha = 0.00078$) und den diesem Niveau entsprechenden kritischen Wert für χ^2 (hier 11.28). Alle in Tabelle 1 erfaßten χ^2 -Werte (als Maße der Abweichung der beobachteten Frequenz vom Erwartungswert), die diesen kritischen Wert überschreiten, verweisen auf Überzufälligkeit.

Das bedeutet also, daß unter jungen Berufstätigen und Lehrlingen z. B. überzufällig häufig eine solche sportbezogene Motivation auftritt, die alle hier angeführten Einzelmotive umfaßt. Überzufällig häufig sind aber auch jene Motivationen vertreten, die sich allein auf das Gesundheitsmotiv bzw. das Bewegungsmotiv stützen. Auch diese Ergebnisse sind nicht aus einfachen Häufigkeitsverteilungen abzuleiten.

Mit der Ermittlung der verschiedenen Ausprägungen sportbezogener Motivationen ist allerdings erst ein Zwischenschritt vollzogen. Den Forscher wie auch den Praktiker interessiert nun z. B., welche Zusammenhänge zwischen den Motivationen und der tatsächlichen sportlichen Tätigkeit junger Leute bestehen.

4. Ausprägung der Motivation des Sporttreibens in der Freizeit und sportliche Tätigkeit

In der erwähnten Untersuchung gaben 83 Prozent der jungen Berufstätigen und Lehrlinge an, sich auf irgendeine Weise sportlich in der Freizeit zu betätigen. Allerdings ist nur ein Teil von ihnen auch regelmäßig sportlich aktiv. Wir konnten eindeutig ermitteln, daß regelmäßig Sporttreibende deutlich häufiger "reichhaltigere" Motivationen aufwiesen als nur unregelmäßig aktive. Wesentlich häufiger gaben regelmäßig Sporttreibende folgende Motivprofile an:

- alle Einzelmotive verknüpft;
- alle Einzelmotive mit Ausnahme des Entspannungsmotivs;
- Entspannungs-, Gesundheits-, Selbstbestätigungs- und Kontaktmotiv verknüpft;
- Entspannungs-, Gesundheits-, Fitness- und Kontaktmotiv verknüpft;
- Gesundheits-, Selbstbestätigungs-, Fitness- und Kontaktmotiv.

Unregelmäßig Sporttreibende hingegen gaben insbesondere folgende Motivprofile an:

- Gesundheitsmotiv allein;
- Gesundheits- und Fitnessmotiv verknüpft.

Auch aus der Sicht der Motivationen wird deutlich, daß besonders vielfältige Motivprofile mit regelmäßigem Sporttreiben verbunden sind. Junge Berufstätige und Lehrlinge, die neben dem Gesundheitsmotiv das Selbstbestätigungs-, Fitness- und Kontaktmotiv vertreten, treiben deutlich häufiger regelmäßig Sport als jene, die lediglich Gesundheits-, Bewegungs- oder Entspannungsmotiv oder eine Kombination dieser drei Motive vertreten.

Andererseits können wir belegen, daß die alleinige Ausprägung des Fitness-, des Selbstbestätigungs- oder des Kontaktmotivs nicht mit häufigerem regelmäßigem Sporttreiben verbunden ist. Erst die Kombination dieser Motive führt zu höherer sportlicher Aktivität. Wir halten dieses Analyseergebnis für eine wichtige Ergänzung bisheriger Untersuchungen, in denen ein Zusammenhang zwischen der Ausprägung einzelner Motive und dem sportlichen Verhalten festgestellt wurde. Das gleiche trifft im übrigen auf die Teilnahme am organisierten Sport zu. Auch sie ist besonders häufig an die gemeinsame Ausprägung von Gesundheits-, Selbstbestätigungs-, Fitness- und Kontaktmotiv gebunden.

In Tabelle 2 ist dargestellt, inwieweit sich die Vertreter unterschiedlicher Motivprofile an den verschiedenen Formen sportlicher Tätigkeit beteiligen, wobei wir eine mindestens einmal wöchentliche Teilnahme voraussetzen.

Tabelle 2: Ausgewählte Motivprofile junger Berufstätiger und Lehrlinge und Teilnahme an verschiedenen Formen sportlicher Tätigkeit (Angaben in Prozent)

MOTIVPROFIL						Teilnahme an der sportlichen Tätigkeit						
EM	GM	SM	FM	KM	EM	AL	AL	AL	AL	INF	INF	ORG
						ORG	ORG	ORG	ORG	ORG	ORG	ORG
+	+	+	+	+	+	13	13	13	17	11	7	28
+	+	+	+	+	+	21	18	9	7	4	4	30
-	+	+	-	+	+	5	10	5	10	13	10	30
+	+	+	-	+	-	6	3	6	29	-	3	10
-	-	-	-	+	-	-	-	-	7	7	7	27
-	+	+	-	+	+	4	-	4	4	-	12	20
+	-	-	-	-	-	4	4	-	3	4	15	-

Legende:

- AL = Sporttreiben individuell
- INF = Sporttreiben in informellen Gruppen
- ORG = organisiertes Sporttreiben (Sportklub, BSG, GST usw.)

Auch Tabelle 2 bestätigt uns, daß insbesondere die gemeinsame Ausprägung von Gesundheits-, Selbstbestätigungs-, Fitness- und Kontaktmotiv mit vielfältiger sportlicher Aktivität verbunden ist. Sobald eines dieser Motive in der Motivation fehlt, wächst der Anteil derer, die sich seltener als einmal in der Woche sportlich betätigen. Betrachtet man nur das organisierte Sporttreiben, so betätigen sich Jugendliche mit den in Tabelle 2 an erster und zweiter Stelle genannten Motiv-Profilen zu 65 bzw. 64 Prozent in dieser Form. Junge Berufstätige und Lehrlinge mit anderen Motivprofilen treiben zu wesentlich geringeren Anteilen organisiert Sport.

5. Zusammenfassung

Die Kenntnis unterschiedlicher Bedürfnisstrukturen und darauf beruhender Motivationen des Sporttreibens bei verschiedenen sozialen und demografischen Gruppen (z. B. den 18- bis 25-jährigen, den Ledigen bzw. den Verheirateten, den jungen Arbeitern beziehungsweise den Angehörigen der Intelligenz) ermöglicht es nun z. B., in der Planung und Leitung der sportbezogenen Freizeitgestaltung Jugendlicher solche Angebote in Inhalt und Form zu offerieren, die eben diesen Bedürfnissen entsprechen. Diese Angebote werden - entsprechend den Bedürfnisstrukturen - für Ledige anders geartet sein müssen als für Verheiratete, für junge Arbeiter anders als für Angehörige der Intelligenz usw.

In diesem Beitrag sollte jedoch vornehmlich anhand einiger ausgewählter Beispiele der Nutzen des komplexen, persönlichkeitsorientierten Herangehens bei der Analyse der Motivation des Sporttreibens in der Freizeit für Theorie und Praxis der Körperkultur dargestellt werden. Dieses Herangehen betrachten wir als einen möglichen, offensichtlich sehr effektiven Weg zu Erkenntnissen über die Ausprägung komplexer Persönlichkeitsmerkmale bei Beachtung individueller Unterschiede und deren Zusammenhang zur sportlichen Tätigkeit. Wir kommen damit weitgehend der eingangs erwähnten berechtigten Forderung nach, die Motivation des

Sporttreibens in ihrer Ganzheitlichkeit und Komplexität zu analysieren. Darüber hinaus zeigte sich der Nutzen der hier vorgestellten Herangehensweise bei der Analyse anderer komplexer Persönlichkeitsmerkmale (Wertorientierungen, Interessen), ihres Zusammenhanges untereinander sowie ihrer Realisation in der Tätigkeit. Wir halten sie daher für eine notwendige, bereichernde Ergänzung des sportwissenschaftlichen, insbesondere auch des sportsoziologischen Forschungsinstrumentariums.

Quellen

- AUSTERMÜHLE, Th.: Sportbezogene Motive Studierender und deren Wertung für den Erziehungs- und Ausbildungsprozeß im Studentensport. - In: Theorie und Praxis der Körperkultur 30(1981)2
- FÖRSTER, P.: Zu methodologischen Problemen von Trendstudien. - In: Methodologische und theoretische Fragen der Jugendforschung. Konferenzbeiträge. - Leipzig, 1983a - S. 242 - 245
- FÖRSTER, P.: Über Erfahrungen bei der Analyse komplexer Persönlichkeitsmerkmale. - In: Pädagogische Forschung 24(1983b)4. - S. 69 - 78
- FÖRSTER, P.: Erfahrungen bei der komplexen Analyse der Lernmotivation von Schülern. - In: Psychologie für die Praxis 6(1988) Ergänzungsheft. - S. 3 - 15
- FRITZENBERG, M.: Untersuchungen zur Entwicklung der sportlichen Motivation von Schülern im Sportunterricht der Abiturstufe. - In: Theorie und Praxis der Körperkultur 36(1987)3. - S. 170 - 176
- HENNIG, W.: Motivation. - In: Begriffe der Jugendforschung - kritisch betrachtet. - Leipzig, 1981. - S. 69 - 72
- ILG, H.: Aspekte einer Theorie der Motivation und des Motivierens im Konzept der Regulation sportlicher Tätigkeiten. - In: Theorie und Praxis der Körperkultur 35(1986)4. - S. 271 - 279
- ILG, H.; SIKORA, W.: Verfahren zur Ermittlung von Motiven der Sporttätigkeit. - In: Untersuchungsmethoden in der Sportpsychologie. - Berlin, 1983. - S. 55 - 91
- KULLBACK, S.: Teorija informacija i statistika. - Moskau, 1967
- LIENERT, J.: Hierarchische und agglutinierende Konfigurationsfrequenzanalyse. - In: KRAUTH, J.; LIENERT, G. A.: Die Konfigurationsfrequenzanalyse und ihre Anwendung in Psychologie und Medizin. - Freiburg/München, 1973
- LOHSE, H.; LUDWIG, R.; RÖHR, M.: Statistische Verfahren für Psychologen, Pädagogen und Soziologen. - Berlin, 1982. - 480 S.
- METZIG, F.-M.: Zur Motivation der sportlichen Leistungsbereitschaft von Schülern 7. Klassen des Stadtkreises Zwickau unter besonderer Beachtung sportsoziologischer Gesichtspunkte. - Zwickau, Päd. Hochschule, Diss. A, 1983. - 209 Bl.
- ROHRBERG, K.: Sportliche Tätigkeit und sozialistische Persönlichkeitsentwicklung. - Leipzig, Deutsche Hochschule für Körperkultur, Diss. B, 1979. - 243 Bl.

Probleme der Alltagskultur von Studenten

Die Lebensweise der Studenten beinhaltet die Realisierung von Zielen, Anforderungen und Bedürfnissen in ihren Tätigkeiten unter räumlichen und zeitlichen Alltagsbedingungen bei der leistungsorientierten Persönlichkeitsentwicklung im Verlaufe des Studiums. Eine wesentliche Determinante der Lebensweise und der Alltagskultur von Studenten ist ihr Zeitbudget. Das Zeitbudget beinhaltet wesentliche Rahmenbedingungen und die realen Möglichkeiten der Studenten bezüglich der Realisierung der Studienanforderungen und der Gestaltung ihrer kulturell bestimmten Lebensweise. KIRCHHÖFER schreibt: "In der Tätigkeit fallen Zeitverbrauch für die Aneignung von Individualität und Zeitgewinn für die Entäußerung eben dieser Individualität zusammen." Insofern ist wichtig, wie die Studenten ihre Zeit einteilen, wie sie hierzulande und heutzutage studieren und leben. Verständlicherweise wird die Lebensweise der Studenten vor allem durch die Studententätigkeiten bestimmt; sie prägen deren Struktur und Zeitablauf. So entfallen bei Studenten im 1. Studienjahr von den 168 Wochenstunden im Durchschnitt rund 60 Stunden auf Studententätigkeiten (bei Medizinstudenten sogar 70,6 Std.; den Physikstudenten 70 Std.); im 3. Studienjahr sind das immerhin noch 53,6 Wochenstunden (bei Sonderstipendiaten sogar knapp 64 Std.). Sowohl die durchschnittliche zeitliche Belastung durch Studententätigkeiten als auch das in der konkreten Studienwoche für die Studententätigkeiten mittels Wochenprotokoll (WOP) ausgewiesene hohe Zeitbudget weisen auf hohe quantitativ-zeitliche Studienbelastungen der Studenten hin. Der Studienprozeß ist noch immer weitgehend durch eine Extensivierung gekennzeichnet. Wo diese aber wirksam wird, dort ist kaum eine individuelle, an den Wissenschaftsinteressen orientierte Zeitgestaltung möglich. In diesem Zusammenhang führten unsere empirischen Untersuchungen zu einem überraschenden Ergebnis: Das Erleben von Überforderung im Studium ist nicht nur Widerspiegelung der Studienanforderungen und des Aufwands für deren Bewältigung, sondern auch Defiziterleben der Studenten bezüglich geistig-kultureller Bedürfnisbefriedigung. Je größer die Mangelerlebnisse sind, umso stärker reflektieren die Studenten den Umfang der Studienanforderungen als quantitative Überforderung. Das ist umso bemerkenswerter, weil ein ausreichendes Maß an Freizeit und deren sinnvolle Nutzung für die Studenten in mindestens dreierlei Hinsicht wichtig ist.

1. als produktive, freudvolle Ergänzung des Studiums im Sinne kulturell-ästhetischer Erlebnisse;
2. als rekreativer Ausgleich zu vorwiegend geistiger und bewegungsarmer Tätigkeit mit dem Ziel, das physische und psychische Wohlbefinden zu erhalten und zu fördern;
3. als kommunikativer und kollektiver Faktor der sozialen Beziehungen.

Außerdem muß die leistungsorientierte Persönlichkeitsentwicklung der Studenten auch die Entfaltung stabiler ästhetischer Bedürfnisse, kulturell-künstlerische Bildung und künstlerisch-rezeptive Fähigkeitsausprägung, kurz ein reiches geistig-kulturelles Freizeitleben einschließen.

Nun wurde aber bereits darauf hingewiesen, daß es bei der Mehrheit der Studenten Probleme bezüglich der Befriedigung ihrer Bedürfnisse in den Bedingungen ihrer Lebensweise gibt, die in den Tendenzen der Vereinseitigung im Studienprozeß in unseren empirischen Untersuchungen erkennbar werden. Bei der Realisierung der kulturell-künstlerischen Freizeitinteressen der Studenten zeigt sich dadurch folgendes Problem: Der Rahmen, in dem ästhetisch-bildende Tätigkeiten realisiert werden können, ist, gemessen an den vorhandenen Bedürfnissen, zu eng. Andere Funktionen der Freizeit müssen notwendig erfüllt werden und geben der kulturell-künstlerischen Sphäre einen zu geringen Spielraum. Etwa die Hälfte der Studenten erlebt während des gesamten Studiums einen Mangel an Freizeit und kultureller Betätigung. Ich bezeichne das als 4/3 Syndrom der gegenwärtigen studentischen Lebensweise, was Folgendes beinhaltet: Das erste Drittel wird für die Studententätigkeiten gebraucht, das zweite Drittel für alltägliche Arbeiten und Rekreation, das dritte Drittel für Arbeitseinsätze, Küchen- und Pförtnerdienste und das vierte Drittel erst dient der Alltagskultur, d. h. der Freizeit, Kunst und Massenkommunikation. Mit anderen Worten: Gegenwärtig wird in der Regel die Bedeutsamkeit des studentischen Freiraums für die leistungsorientierte Persönlichkeitsentwicklung unterschätzt. Dabei ist weithin bekannt, daß ausreichende Freizeit, insbesondere Muße, eine wichtige Voraussetzung der Persönlichkeitsentwicklung und der Kreativität ist. Uns ist verständlich, daß in der Hochschulausbildung die Wissenschaft und das Fachstudium im Mittelpunkt stehen müssen. Wenn auch die fachliche Bildung immer eine kulturelle Komponente hat, so will ich doch auf der Grundlage unserer Erkenntnisse mit Nachdruck hinweisen, daß es um eine anspruchsvolle Kultur über diesen spezifischen Gegenstand hinaus geht, letztlich um ein

genüßreiches geistig-kulturelles Leben. Denn im Hochschulausbildungsprozeß wird gegenwärtig zu wenig berücksichtigt, daß die wissenschaftlich-fachliche Bildung nicht identisch ist mit der geistig-kulturellen Profilierung und daß beide Bereiche notwendig sind, sollen leistungsfähige und kreative Absolventen die Hochschule verlassen. Jedenfalls sind mit den Ergebnissen der SIL-Untersuchung keine wesentlichen generellen Zusammenhänge zwischen der leistungsorientierten Persönlichkeitsentwicklung und der geistig-kulturellen Profilierung der Studenten nachweisbar. Weiterhin ergibt sich aus diesem Sachverhalt, daß für die Mehrheit der Studenten die drei vorrangigen Wege ihrer geistig-kulturellen Profilierungen - neben der Studententätigkeit - in der Musikrezeption, der Belletristikrezeption und der Fernsehrezeption zu finden sind. Ihre Gemeinsamkeiten bestehen darin, daß sie die am einfachsten zu realisierenden Formen sind, die keine oder kaum zusammenhängende Zeit erfordern, und als Parallel- oder Sekundärtätigkeiten realisiert werden können. Als ich die Beziehungen zwischen den kulturellen Freizeitinteressen und den kulturell geprägten Freizeittätigkeiten genauer bei Studenten und der werktätigen Jugend analysierte, zeigten sich wesentliche regelhafte Zusammenhänge, die bisher in der wissenschaftlichen Literatur noch nicht dargestellt sind. So sehe ich vier Modelle, die die Beschaffenheit dieser Beziehungen charakterisieren. Das häufigste Modell beinhaltet eine sehr differenzierte und unterschiedlich ausgeprägte Interessiertheit wie sie z. B. bei dem Belletristikinteresse deutlich ist und die auf einem etwas niedrigerem Niveau, ebenfalls entsprechend des unterschiedlichen Interessiertheitsgrades als Freizeittätigkeit realisiert wird. Bedingung dafür ist eine relativ leichte Realisierbarkeit z. B. der Belletristikrezeption selbst in der Reichsbahn. Hier haben wir ein produktives Spannungsverhältnis zwischen Freizeitinteresse und Freizeittätigkeit, was nicht nur für Studenten und die werktätige Jugend gilt, sondern generell vorhanden sein dürfte. Der zweite Regelfall beinhaltet eine durchschnittliche Interessiertheit, die ebenfalls differenziert ausgeprägt ist, aber die Realisierungsbedingungen und die Realisierungsmöglichkeiten sind ungünstig, weil größere zusammenhängende Zeiträume und Organisationsaufwand sowie Wegezeiten u. ä. erforderliche sind, wie das für den Theater- und Konzertbesuch, aber auch für den Tourismus charakteristisch ist. Dann wird diese Freizeittätigkeit nur noch von denen mit dem höchsten Interessenausprägungsgrad realisiert. Das bezeichne ich als

negatives Diskrepanzverhältnis. Der dritte Regelfall beinhaltet eine überbetont hohe Interessiertheit, wo ein schwaches Interesse so gut wie überhaupt nicht vorhanden ist, wie bei dem Musikinteresse und dem Bedürfnis nach Partnerschaftsbeziehungen. Es ist elementarer Bestandteil der Alltagskultur der Studenten und Jugendlichen. Denn geschieht in der Regel die Realisierung als Freizeittätigkeit im gleichen Umfang wie das Interesse ausgeprägt ist und was ich als Übereinstimmungsverhältnis bezeichne. Der vierte Regelfall hat als Ausgangspunkt ein relativ gering ausgeprägtes Interesse, wobei ein sehr hoher Ausprägungsgrad die Ausnahme ist. Aber zugleich handelt es sich um eine der häufigsten Freizeittätigkeiten. Diese Häufigere wird vor allem durch leichte Realisierungsbedingungen und spezifische soziale Beziehungen stimuliert. Dieses Verhältnis ist z. B. charakteristisch für die Fernsehrezeption. Ich nenne diesen Modell-Regelfall ein positives Diskrepanzverhältnis.

Zum Einfluß des elterlichen Verhaltens auf die intellektuelle Leistungsfähigkeit des Kindes

Es ist unumstritten, daß die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen in starkem Maße von familiären Sozialisationsbedingungen beeinflußt wird. Welche speziellen familiären Bedingungen dabei die Entwicklung bestimmter Persönlichkeitsmerkmale des Heranwachsenden in welcher Weise beeinflussen, ist dagegen nach wie vor nur annäherungsweise nachweisbar, da der Sozialisationsprozeß durch eine Reihe wirksamer Faktoren gekennzeichnet ist, deren Komplexität und Interdependenzen nur schwer faßbar sind. Das betrifft sowohl die Problematik des Zusammenwirkens einzelner familiärer Sozialisationsfaktoren - als familiäres Bedingungsgefüge - als auch die Subjektrolle des zu Erziehenden in der Interaktion mit den für ihn wirksamen Entwicklungsbedingungen und -einflüssen.

Innerhalb der psychologisch orientierten Familienforschung wurde verstärkt dem elterlichen Verhalten bzw. der Eltern-Kind-Interaktion große Aufmerksamkeit geschenkt (BÖTTCHER 1968, LÖWE 1970, STAFF 1975, SCHNEEWIND / HERRMANN 1980, KREPPNER 1980, STANGL 1987). Insbesondere die sich in den 60er und 70er Jahren etablierende Erziehungsstilforschung widmete sich neben der Beschreibung und Erklärung elterlichen Erziehungsverhaltens ebenso der Prädiktion des Kindverhaltens aufgrund elterlicher Erziehungsstile (vgl. SCHNEEWIND 1980). Spezielle Studien zum Einfluß des Erziehungsstils auf die kognitive Entwicklung des Kindes konzentrierten sich in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung allgemeiner Erziehungsdimensionen, spezieller familiärer Anregungsbedingungen sowie auf Kommunikationsstile und Lehrstrategien der Eltern (vgl. STAFF 1980). Trotz der Vielzahl dazu vorliegender Ergebnisse wurden bisher keine allgemein gültigen Aussagen über den Zusammenhang von Elternverhalten und kognitiven Verhaltensweisen der Kinder/Jugendlichen gewonnen (vgl. STAFF 1980, S. 181).

Neben theoretischen und methodischen Problemen bei der Vergleichbarkeit und Wertung der Resultate divergierten die Ergebnisse auch in Abhängigkeit vom Erfassungszeitpunkt der Eltern-Kind-Interaktion sowie vom Alter des Kindes/Jugendlichen. Darüber hinaus wird an den meisten dieser Analysen die Nichtberücksichtigung interaktiver bzw. situativer Aspekte des Kindverhaltens kritisch vermerkt (STANGL 1987). Die hier aufgezeigten Probleme unterstreichen die Notwendigkeit weiterer Arbeiten zu diesem Gegenstand.

Im Rahmen einer zur Zeit noch andauernden

Längsschnittstudie unseres Instituts, die vor allem die intellektuelle Leistungsentwicklung von Kindern ab ihrem 12. Lebensjahr untersucht, wurden auch spezielle Dimensionen des Erziehungsverhaltens der Eltern erfaßt und in ihren Auswirkungen auf kognitive Merkmale der Kinder analysiert. Mit der Einbeziehung des elterlichen Erziehungsstils in den Dimensionen "restriktiv vs. verständnisvoll, fördernd" konzentrieren wir uns auf einen speziellen Aspekt der Einstellung der Eltern zum Kind - ihrer Akzeptanz des Kindes als Subjekt seiner Entwicklung. Das in Abhängigkeit von dieser Einstellung für angemessen befundene und praktizierte Verhalten der Eltern (Anerkennung der Persönlichkeit des Kindes, Unterstützung, Verständnis, Strafe, emotionale Zuwendung u. a.) stellt mit der Gewährung vs. Einengung von Freiräumen für individuelles Agieren, Erleben und Werten wichtige Bedingungen auch für die intellektuelle Entwicklung des Heranwachsenden dar. Als verständnisvoll, fördernden Erziehungsstil erfaßten wir ein Verhalten, das sich primär durch Verständnis, emotionale Nähe (Schutz) und fördernde Hilfe auszeichnet. Restriktives Verhalten, das dagegen durch eine mehr oder weniger starke Nichtakzeptanz bzw. Unterdrückung der Persönlichkeit des Kindes, durch emotionale Distanz und die Betonung von Strafe charakterisiert ist, wird gegenüber einem dominant verständnisvoll, fördernden Erziehungsverhalten als Einengung des Verhaltens- und Bewährungsspielraums des Kindes gesehen, die sich - so unsere Annahme - entwicklungshemmend bzw. -beeinträchtigend auf die Ausprägung der intellektuellen Leistungsfähigkeit auswirkt. Unser Interesse richtete sich neben der Abhängigkeit der Schulleistungen und der kognitiven Fähigkeiten der Kinder vom Erziehungsverhalten der Eltern besonders auf Aspekte der Wechselwirkungen zwischen Eltern- und Kindverhalten und deren Einflüsse auf die weitere Leistungsentwicklung der Kinder.

Folgende Ergebnisse wurden erzielt: Sowohl die kognitiven Fähigkeiten (FAT) als auch die Schulleistungen der 12jährigen variieren stark in Abhängigkeit vom Erziehungsstil der Eltern: Je weniger restriktiv bzw. je mehr verständnisvoll, fördernd das Verhalten der Eltern ihrem Kind gegenüber ist, desto besser sind im Mittel auch dessen Schul- und Intelligenztestleistungen. Diese Tendenz besteht gleichermaßen in Abhängigkeit vom Erziehungsstil des Vaters wie der Mutter. Auch bei intelligenzhomogenen Gruppen sind die Schulleistungen von Kindern, deren beide Eltern sich verständnisvoll, fördernd verhalten, im Durchschnitt am besten. Diese Befunde sprechen dafür, daß sich die intellektuelle sowie

die Schulleistungsentwicklung von Kindern dann günstiger vollzieht, wenn diese von ihren Eltern emotionale Nähe, Verständnis sowie Akzeptanz ihrer Persönlichkeit erfahren. Darüber hinaus muß aber auch der wechselseitige Zusammenhang zwischen dem Erziehungsverhalten der Eltern und der Leistungs- und Verhaltensentwicklung des Kindes gesehen werden. So ist nicht auszuschließen, daß sich Eltern zum Teil erst aufgrund zunehmend schlechter Schulleistungen oder sich häufender Verhaltensprobleme ihres Kindes zu einem mehr restriktiven, stärker durch Strenge (weniger Liebe) und bewußte Disziplinierung gekennzeichneten Erziehungsverhalten veranlaßt sahen. Dafür sprechen z.B. folgende Ergebnisse: Die Kinder von restriktiv erziehenden Eltern haben im Mittel schlechtere Verhaltenszensuren, ein niedrigeres Leistungsanspruchsniveau, eine geringere Anstrengungsbereitschaft im Unterricht und bezüglich des schulischen Leistungsniveaus unzufriedenere Eltern. Leistungs- und Verhaltensprobleme in der Schule tragen also in starkem Maße mit zu einer betont strengen, reglementierenden Erziehung durch die Eltern bei. Damit wird zwar aus der Sicht mancher Eltern deren betont strenge Erziehung verständlich - dennoch bleibt zu bezweifeln, ob ein derartiges Verhalten der Entwicklung des Kindes hilfreich ist. So war festzustellen, daß die restriktiv erzogenen Kinder gehäuft auch Entwicklungsdefizite in Persönlichkeitsbereichen aufweisen, die deren intellektuelles Leistungsverhalten mitbestimmen. Diese Kinder weisen z. B. ein im Mittel geringeres Konzentrationsvermögen, eine geringere Selbständigkeit beim Erfüllen schulischer Lernanforderungen und ein niedrigeres Selbstvertrauen auf. Ihre Lernmotivation ist stärker auf die Anerkennung durch Eltern, Lehrer und Mitschüler ausgerichtet. Es ist anzunehmen, daß diese Entwicklungsbesonderheiten in starkem Maße mit auf die restriktive Erziehung durch die Eltern zurückzuführen sind. Einem Kind, welches durch seine Eltern nur ungenügend Anerkennung und Akzeptanz erfährt, in der Entfaltung seiner Individualität eingeengt wird, bei Problemen kaum auf verständnisvolle Hilfe bauen kann, wird es nur schwer - wenn überhaupt - gelingen, ein hohes Selbstvertrauen zu entwickeln. Im Zusammenhang damit ist besonders auch in Leistungsanforderungssituationen bei diesen Kindern eine erhöhte Verunsicherung zu erwarten (geringe Konzentrationsfähigkeit und Selbständigkeit), die einer optimalen Ausnutzung der Leistungsfähigkeit zusätzlich hinderlich ist. Auch wenn sich ein restriktiver Erziehungsstil gewiß nur in wenigen Fällen in der beschriebenen extrem negativen Weise darstellen wird, so führen doch bereits ausgeprägte

Tendenzen des elterlichen Verhaltens in dieser Richtung zu entsprechenden negativen Effekten beim Kind.

Unter Berücksichtigung der hier betrachteten Aspekte der Wechselbeziehungen zwischen elterlichem Erziehungsverhalten und der Leistungs- und Verhaltensentwicklung des Kindes läßt sich zusammenfassend folgendes konstatieren: Besonders Eltern von leistungsschwachen und/oder verhaltensauffälligen Kindern bedienen sich gehäuft einer restriktiven Erziehung. Es kann unterstellt werden, daß diese Eltern damit eine positive Beeinflussung ihres Kindes anzielen. Wie die Ergebnisse belegen, führt ein solches Elternverhalten jedoch zu einer erhöhten Verunsicherung des Kindes, verbunden mit geringem Selbstvertrauen, mangelnder Selbständigkeit und kognitiver Kompetenz. Somit sind - zumindest bezüglich des Leistungsverhaltens des Kindes - die von den Eltern angestrebten Verbesserungen auch nicht zu erwarten, sondern eher eine weitere Zunahme von Problemen, die dann wiederum auch keine Verhaltensänderung von seiten der Eltern erwarten läßt. Ein sich so aufbauender *circulus vitiosus* ist nur schwer zu durchbrechen und dürfte sich hemmend auf die weitere Persönlichkeitsentwicklung dieser Kinder auswirken. Erste Ergebnisse weiterer Untersuchungen bei diesen Kindern bestätigen diese Prognose bezüglich der Intelligenz- und Schulleistungsentwicklung bis zum 14. Lebensjahr.

Quellen

- BOTTCHER, H. R.: Rückblick auf die Eltern. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1968
- LÖWE, H.: Probleme des Leistungsveragens in der Schule, Volk und Wissen Volkseigener Verlag, Berlin 1971
- SCHNEEWIND, K. A./HERRMANN, T.: Erziehungsstilforschung. Verlag Hans Huber, Bern Stuttgart Wien 1980
- SCHNEEWIND, K. A.: Elterliche Erziehungsstile: einige Anmerkungen zum Forschungsgegenstand. In: SCHNEEWIND/HERRMANN (Hrsg.) 1980, S. 19 - 29
- STANGL, W.: Der Zusammenhang zwischen elterlichem Verhalten und kindlicher Persönlichkeit. Psychol., Erz., Unterricht, 34. Jg. S. 264 - 286 (1987), E. Reinhard Verlag München Basel
- STAFF, A.: Neuere Untersuchungen zur elterlichen Strenge und Unterstützung. In: LUKESCH, H. (Hrsg.) Auswirkungen elterlicher Erziehungsstile, S. 28 - 39 Göttingen: Hogrefe 1975
- STAFF, A.: Auswirkungen des elterlichen Erziehungsstils auf kognitive Merkmale des Erzeugenen. In: SCHNEEWIND/HERRMANN (Hrsg.) 1980, S. 161 - 188

Kritische Anmerkungen zur Auswertung zweier Subtests des Leistungsprüfsystems (L-P-S) von HORN

UECKERT (1980) weist darauf hin, wie diffizil die Formulierung von Klassifikationsaufgaben ist. In seiner Untersuchung demonstriert er, daß Probanden in ihrem Problemlöseverhalten recht einfallsreich sein können, um zu für sie akzeptablen Lösungskonzepten zu gelangen. Deshalb wirft er die Frage auf: "Mit welchem Recht werden den Probanden für die von ihnen produzierten Lösungen Punktwerte zu- bzw. aberkannt allein nach dem Kriterium, welche Lösungen der Testautor als 'richtig' ansieht. Denn wenn Probanden zu Lösungen kommen, die, gemessen am Aufgabenmaterial und an der Problemstellung, als eindeutig richtig zu bewerten sind, nur vom Testautor aber nicht als vorgesehen (oder nicht erkannt) worden sind, dann ist es doch sehr die Frage, ob ein solcher Proband weniger intelligent sein soll, nur weil er eine 'andere' Intelligenz zeigt als jene, die der Testautor bei seiner Testkonstruktion im Sinne hatte. Testaufgaben, die hinsichtlich ihrer Lösbarkeit mehrdeutig sind - und das in einer dem Testautor oder dem Testauswerter völlig unbekanntem Art und Weise -, sind offensichtlich mangelhaft konstruiert."

Im Sinne der Darstellungen mußten wir beim Einsatz der Subtests 3 und 4 des L-P-S von HORN zahlreiche Probleme feststellen. Diese Subtests enthalten Aufgaben, die unzulässigerweise mehrere Lösungen erlauben. Dieser Beitrag stellt die Problemlage dar und belegt die Notwendigkeit eines neuen Lösungsschlüssels.

Bei dem in beiden Subtests verwendeten Aufgabentyp handelt es sich um "irgendwie" strukturierte Zeichen-, Zahlen- oder Buchstabenfolgen und der Proband erhält die Aufgabe, ein fehlerhaftes Glied anzustreichen, so daß die korrigierte Folge einer Bildungsvorschrift genügen kann. An die Bildungsvorschrift wird nur die Forderung gestellt, daß die über die Folge erhobene Semantik "regelmäßig" und "einfach" sein soll. Hier wird das Problem deutlich, denn die Begriffe "regelmäßig" und "einfach" werden nicht exakt definiert; man baut auf den üblichen Sprachgebrauch.

Wenden wir uns den Aufgaben aus dem Subtest 3 zu. Die Zeichenfolge 10 des Bogens A₁ hat folgendes Aussehen:

o o o o o o o o

HORN bewertet die Korrektur des achten Zeichens als richtig. Ändert man aber das erste Zeichen, erhält die Folge ebenfalls ein einfaches regelmäßiges Aussehen:

o o o o o o o o

Warum sollte also diese Lösung als "falsch" gewertet werden?

Bei der elften Zeichenfolge des Bogens

II I II I II I I I

wird nur die Änderung des siebenten Gliedes als richtige Lösung anerkannt. Meines Erachtens müßten aber auch folgende einfache und regelmäßige Lösungen gelten:

II II II I II I I I

bzw. II I II II II I I I

bzw. II I I I II I I I

bzw. II I II I II II I I

Nehmen wir noch ein Beispiel aus dem Bogen B₁:

Bei der Zeichenfolge Nummer 25:

(((() ())

wird nur die Korrektur des sechsten Gliedes als einzig korrekte Lösung (1) anerkannt. Es sind jedoch auch die folgenden einfachen und regelmäßig wirkenden Folgen möglich:

(2) (() () ())

bzw. (3) () (() ())

bzw. (4) ((()) ())

Erläuterung der Lösungen (1) bis (4):

Die Lösung (1) bzw. (2) erhält man, wenn man sich zwischen dem vierten und dem fünften Glied eine Gerade denkt, und daran die erste bzw. die letzten vier Glieder spiegelt. Bei der Variante (3) wurden die letzten vier Glieder einzeln um 180° gedreht und dann als Vierergruppe vorangestellt. Die Lösung (4) entstand durch das Umklappen des vierten Gliedes: Die Anzahl der öffnenden Klammern ist ungeradzahlig absteigend und wird durch die geradzahlige Anzahl schließender Klammern getrennt. Bei allen vier Lösungen stimmt die Anzahl der öffnenden und der schließenden Klammern überein und die Klammerung erscheint sinnvoll. Da man bei den vorgelegten achtgliedrigen Zeichenfolgen zumindest zu der von HORN angestrebten Lösung "r-tes Glied korrigieren" immer eine symmetrische Lösung (z. B. bei einer konstanten bzw. dichotomen Folge "das (9-r)-te Glied ist fehlerhaft") findet, sind alle Aufgaben des Subtests 3 mehrdeutig. Die von uns vorgeschlagenen Lösungen erhalten ihren einfachen und regelmäßigen Aufbau dadurch, daß die (beiden) unterschiedlichen Zeichen gleich häufig und in der entsprechenden Reihung z. B. als Kombination regelmäßiger Zweier-, Dreier- oder Vierergruppen auftreten.

Die Folgen des Subtests 4 des L-P-S von HORN bestehen aus neun Gliedern.

In der zehnten Folge des Bogens A₁

o v o v v o o v

soll man das achte Glied als fehlerhaft erkennen. Aber auch die folgende Lösung gilt:

o o v o v v o o v

In der 37. Folge des Subtests 4 Blatt A,

a b c b d b e b f

soll man das erste Glied korrigieren.

Die Buchstabenfolge a b c b d b e b g genügt aber auch der Aufgabenstellung. Wählen wir zur Demonstration noch ein Zahlenbeispiel aus dem Subtest 4 Bogen B₁:

5 10 5 20 5 30 6 40 5

Offensichtlich ist das siebente Glied falsch.

Korrigiert man die dritte Zahl

5 10 6 20 5 30 6 40 5

so ist die entstehende Folge auch regelmäßig und nach einem einfachen Gesetz aufgebaut.

Zumindest für 50 % der Aufgaben des Subtests 4 des L-P-S von HORN läßt sich eine zweite korrekte Lösung konstruieren.

Der erweiterte Lösungsschlüssel für die Subtests 3 und 4 des L-P-S kann bei der Autorin (ZIJ, Abt. Methodik) angefordert werden.

Zur Zeit vergleichen wir die Auswertungsergebnisse des alten mit dem neuen Lösungscode, ermitteln die Korrelationen mit anderen Verfahren, die auch den Reasoningfaktor ansprechen, und führen weitere Arbeiten zur Abklärung der Brauchbarkeit des neuen Lösungsschlüssels durch.

Quellen

HORN, W.: Leistungsprüfsystem L-P-S, Handanweisung, Verlag für Psychologie, 1962, Göttingen

UECKERT, H.: Das Lösen von Intelligenztestaufgaben, Verlag für Psychologie, 1980, Göttingen

WEISE, G.: Psychologische Leistungstests, Band 1, Verlag für Psychologie, 1975

Nachdenken über die Einheit der Generationen

Brecht wendet sich an die nachgeborenen Generationen, sie sollten sich schonend und tolerant zu den vorangegangenen verhalten¹. Ein vernünftiges Gebot, daß gewiß kaum Widerspruch erregt. Doch weiß der sozialistische Jugendpolitiker so gut wie der Jugendforscher, daß als These anerkennen und in praxi verwirklichen immer noch zweierlei ist und zudem in Beziehungen Forderungen sich stets wechselseitig an alle Beteiligten richten müssen. Also soll gelten: Die Vertreter der Generationen der Erwachsenen und Alten mögen tolerant gegenüber der Jugend sein. Solche Toleranz, im Kern Geduld und Nachsicht, ist eine soziale Tugend, notwendige Ergänzung zum politischen Credo, der Jugend zu vertrauen, selbst Pflichten, Rechte und Folgen eigenen Tuns zu tragen.

Die sozialwissenschaftliche Jugendforschung ist ihrem Wesen nach seit je Generationsforschung, befaßt mit der Frage, wie sich in der Dialektik der Gesellschaft die Aufeinanderfolge der Generationen vollzieht. Dabei sekundiert die marxistisch-leninistische Jugendforschung der sozialistischen Jugendpolitik, um frag- und einwandlos die These von der Einheit der Generationen zu setzen. Das geschieht in bewußter Polemik zu herausgestellten bürgerlichen Postulaten vom Generationenkonflikt. Nun unterscheiden sich aber bürgerliche von sozialistischen Gesellschaften nicht dadurch, daß in der einen das Verhältnis der Altersgruppen untereinander durch Konflikt und in der anderen durch Harmonie charakterisiert ist. Wenn in kapitalistisch organisierten Gesellschaften Altersunterschiede prononciert eine gesellschaftliche Geltung erlangen und zu Scheidelinien politischen Handelns und weltanschaulichen Denkens werden, dann kommt darin zum Ausdruck, daß in antagonistischen Gesellschaften Herrschaftshierarchien als Altersklassenunterschiede erscheinen können. Der Aufstand der jungen, nachwachsenden Generationen gegen die Alten ist mithin eine Auseinandersetzung um Machtverteilung, signalisiert neue Erfordernisse gesellschaftlicher Herrschaftsausübung. So konflikthaft sich dabei die Beziehungen innerhalb von Klassen und Schichten zwischen Altersgenerationen einer Gesellschaft auch zeigen, sie bewegen sich auf der Linie, daß die Nachkommen das Generationenwerk fortsetzen und erneuern, um einen erreichten Zivilisationsstandard nicht zu verlieren. Die dafür notwendigen gesellschaftlichen Wandlungen haben in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften andere Triebkräfte und andere

soziale Hegemoniekonstellationen als in sozialistischen. Unter diesen Vorbehalt gestellt, können Entwicklungswidersprüche hier wie dort als Alters- und Generationsproblem erscheinen. Es markiert den wohl schwierigsten Punkt im sozialhistorischen Zusammenhang der Generationen, daß Überkommenes nur bewahrt werden kann, indem es dialektisch negiert wird, daß Kontinuität und Stabilität nur erhalten werden können über Diskontinuität und Abbruch der Allmählichkeit.

Jugend reproduziert jene Lebensbedingungen, die sie zu dem gemacht haben, was sie sind, indem sie mit einer veränderten Tätigkeit die alten, vorgefundenen Umstände verändert, modifiziert, umwandelt. Das gesellschaftliche Anderssein der Jungen ist demzufolge keine pubertäre Absonderlichkeit und schon gar nicht bloßer Mangel an sozialer Reife, den zu beheben, Mission überlegener pädagogischer Lenkung ist, sondern ein notwendiges Ferment gesellschaftlichen Progresses. Das Entwicklungsmaß für dieses Anderssein fällt je größer aus, desto dynamischer, beziehungsreicher und gesellschaftlich raumgreifender der Such- und Erfahrungsprozeß jugendlicher verläuft. Vom Inhalt her ist es ein sozialer Aneignungsprozeß, der die Jungen auf anderen Wegen, in anderen Formen und in einer anderen sozialhistorischen Situation zum Erbe der Mütter- und Vätergeneration führt². Die Qualität des dafür notwendigen Generationszusammenhangs ist maßgeblich abhängig von den Vertretern der Erwachsenen-Generation. Sie entscheiden durch ihr Handeln darüber, wie der Trainingsraum für die Generationserfahrungen der Nachkommen gestaltet ist, wie die Kräfte der Jungen herausfordert, ihr Mut angestachelt, ihr Risiko belohnt, ihre Verantwortungsfreude geweckt, ihre Denklust gefördert, ihr Veränderungswillen begünstigt, ihre jugendliche Naivität geduldet, ihre Arglosigkeit geschützt und ihrer Neugier offen begegnet wird.

Daß all dies von den Erwachsenen nicht eine Laissez-faire-Laissez-aller-Haltung verlangt, ist evident. In einem Gehen-und-Treibenlassen der jungen Generation könnten die Erwachsenen und Alten nicht jenen Part nehmen, der die soziale Weitergabe des Errungenen sichert. Die Alten sind gefordert, Probleme und Fehler der Jungen geduldig zu kritisieren und dies auf die Überzeugungskraft ihrer Argumente zu bauen. So setzen sie am ehesten den Aufwachsenden jenen lebendigen Widerstand und Widerspruch entgegen, der allein Behauptung und Bewahrung der Nachkommen möglich macht.

Die junge Generation ist infolge ihrer gesellschaftlichen Lage genötigt, die Kraft zu

bilden, die das Alte überwindet und das Neue hervorbringt³. So betrachtet, ist die Einheit der Generationen stets eine dialektisch widersprüchliche. Als marxistische Dialektiker wissen wir, daß der Widerspruch ganz notwendig in das Verhältnis der Generationen hineingehört. Dialektische Generationsbeziehungen sind nicht die Folge von Versäumnissen, Irrtümern oder zufälligen Mängeln, die bei besserer gesellschaftlicher Führung von vornherein vermieden werden könnten.

Über die sichtbaren Voraussetzungen zur Weitergabe - pathetisch Fackel- oder Staffellübergabe - der Erfahrungen und Errungenschaften der Generationen der Erwachsenen und Alten an die Nachkommen sind sich alle rasch einig: Erziehung und Bildung in Familie, Schule und gesellschaftlichen Organisationen wirken direkt daraufhin, Gewohnheiten, Wissen und Können den heranwachsenden Generationen zu vermitteln. Auch die Forderung, Jugend soll schöpferisch, drängend sein, Neues erkunden und erschaffen, wird leicht hin offen bejaht. Schon weitaus seltener und weniger wird eingehender über die dafür notwendigen Voraussetzungen nachgedacht und gesprochen. Eine der Bedingungen ist der organisatorisch selbständige Jugendverband als Altersorganisation. Mit großer Entschiedenheit wies Lenin darauf hin, daß die Partei unbedingt für die organisatorische Selbständigkeit des Jugendverbandes eintreten müsse, weil "ohne völlige Selbständigkeit ... die Jugend nicht imstande sein (wird), sich zu guten Sozialisten zu entwickeln und sich darauf vorzubereiten, den Sozialismus vorwärtszuführen"⁴. Gleichzeitig betonte Lenin, daß das "die volle Freiheit einer kameradschaftlichen Kritik ihrer Fehler"⁵ einschliesse, denn schmeicheln dürfe die Partei der Jugend nicht. Diese Aussagen sind gültige Leitlinien für die Jugendverbandsarbeit in einer sozialistischen Gesellschaft. Sie berühren einen Kernpunkt des dialektischen Generationsverhältnisses.

Die Eigenart der sozialen Übernahme des bereits Errungenen durch die nachkommenden Generationen liegt u. a. auch darin, daß in der Dialektik von Bewahrung und Erneuerung es ohne zeitweilige Verluste und partielle Zurücknahmen nicht vorwärtsgehen kann. Wer weilerschreiten will, muß in Frage stellen, wer das tut, kritisiert, wie Marx formuliert, beständig sich selbst und unterbricht sich fortwährend im eigenen Lauf, kommt auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von neuem anzufangen, "bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht"⁶.

Die Aneignung des Überkommenen ist mithin eine kritische, ernste, mühselige und große

Fortschrittsarbeit, die die Jugend selbst leisten muß, gleichzusetzen mit einer Suche der Jugend nach ihrem Platz in der Gesellschaft. Sie ist deshalb niemals auf Wissensaneignung oder gar auf bloße buchstabenmäßige Aneignung beschränkt, sondern gründet sich auf die wirkliche praktische Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Klarheit und Festigkeit kann dabei von den Jugendlichen nicht von vornherein abverlangt werden. Sie stellen sich erst auf dem Wege der Beteiligung her und sind so spätes Produkt wirklich erfahrener gesellschaftlicher Teilhabe, eigener Lebenserfahrungen. Diese als assoziierte Individuen zu ermöglichen, hat der Jugendverband die unverzichtbare Aufgabe, seine praktische Tätigkeit so zu gestalten, daß die Jugend, "indem sie lernt, sich organisiert, sich zusammenschließt und kämpft, sich selbst ... erzieht"⁷. Dieses Leninsche Diktum zur sozialistischen Jugendverbandsarbeit als Selbsterziehung Jugendlicher gibt ein bleibendes Maß für alle Jugendbildung und Jugendpolitik in der sozialistischen Gesellschaft.

Quellen

- 1 BRECHT, B.: An die Nachgeborenen. In: Gedichte, Berlin, Weimar 1978, Bd. IV, S. 148 ff.
- 2 LENIN, W. I.: Jugend - Internationale (Notiz). In: Werke, Berlin 1957, Bd. 23, S. 164.
- 3 LENIN, W. I.: Die Aufgaben der Jugendverbände. In: Werke, Bd. 31, S. 272 ff.
- 4 LENIN, W. I.: Jugend - Internationale (Notiz). In: Werke, Berlin 1957, Bd. 23, S. 164.
- 5 EBENDA, S. 165
- 6 MARX, K.: Der zehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Werke, Berlin 1973, Bd. 8, S. 118.
- 7 LENIN, W. I.: Die Aufgaben der Jugendverbände. In: Werke, Bd. 31, S. 280.

Die Bedeutung der Studentenfamilie für die Jugendforschung

Eine historisch entstandene Gegebenheit unserer Gesellschaft ist die Tatsache, daß die Hälfte aller Hochschulstudenten bzw. -absolventen Frauen sind. Ihr Wissen und Können ist für den WFP ebenso gefragt wie das ihrer männlichen Kommilitonen. Auf ihre Arbeitskraft in allen volkswirtschaftlichen Bereichen, in Wissenschaft und Technik, im Gesundheitswesen und in der Volksbildung kann heute nicht mehr verzichtet werden. Da die Frau aber gleichzeitig sowohl als gesellschaftliches Wesen als auch in ihrer biologischen Funktion zur Reproduktion menschlichen Lebens stark gefordert wird, muß das gesellschaftliche Interesse darauf gerichtet sein, die daraus resultierende Belastung in Grenzen zu halten. Dieses Anliegen findet zum einen durch die umfangreichen sozialpolitischen Maßnahmen Unterstützung, aber auch durch die mehr und mehr praktizierte Gleichberechtigung und Arbeitsteilung innerhalb einer Partnerbeziehung. Die Hochschulstudentin befindet sich während ihrer Berufsausbildung im gynäkologisch günstigsten Alter für die Geburt ihres ersten Kindes. Auch im Hinblick auf die Erfüllung eines Mehrkinderwunsches ist eine Mutterschaft bereits im Studium von Vorteil. Immerhin äußern zwei Drittel der Hochschulstudenten schon über Jahre hinweg einen Zwei-Kinder-Wunsch. Und mehr Absolventinnen möchten lieber drei Kinder als nur eins haben. Deshalb zeichnet sich auch die Mehrheit der Studenten von heute durch große Toleranz gegenüber Studierenden mit Kind aus. Zwar bleibt die Zeit unmittelbar nach Studienende die bevorzugteste für die Geburt des 1. Kindes, aber die Zeit des Studiums (und die Zeit weit nach Studienabschluß) stehen gleichermaßen hoch in der Gunst. Daß wir es hierbei nicht nur mit einem Einstellungswandel gegenüber früheren Studentengenerationen zu tun haben, belegen die prozentualen Anteile von studierenden Müttern und Vätern innerhalb der Studentenschaft. Während von den Absolventen des Jahrgangs 1974 nur 20 % Mutter bzw. 24 % Vater waren, sind dies von den SIL-Absolventen 33 % (31 % ein Kind, 2 % zwei Kinder) bzw. 43 % (32 % ein Kind, 10 % zwei Kinder, 1 % drei Kinder).

Unsere beiden Intervallstudien SIS und SIL belegen übereinstimmend, daß die Zahl der Studenten-Eltern im Verlaufe des Studiums innerhalb einer Matrikel kontinuierlich ansteigt. Aber der Anteil ist eben in der SIL viel höher als in der SIS. Dabei handelt es sich um keine geringfügige Steigerung: Der prozentuale Anteil studierender Eltern jeweils bei Studien-

ende erhöhte sich von 22 % 1974 auf 38 % 1987. Dabei überwiegen bis zum 3. Studienjahr die Studenten-Väter, dann holen die Frauen auf. Sind bis zum 3. Studienjahr etwa doppelt so viele Studenten Väter wie Studentinnen Mütter, so beträgt das Verhältnis zwischen ihnen am Ende des Studiums 4:3.

Auch die Familienstandsstruktur der einzelnen Studienjahre widerspiegelt die Dynamik, die in den Partnerbeziehungen vorhanden ist. Während bereits 7 % der Studienanfänger verheiratet sind (doppelt soviel männliche wie weibliche), ist am Studienende jede/r Zweite verheiratet, 1 % zum zweiten Mal. Vor allem in der zweiten Hälfte des Studiums nimmt der Anteil verheirateter Studenten stark zu. Noch vor der Berufstätigkeit aufs Standesamt zu gehen, beabsichtigen weitere 14 % der ledigen weiblichen und 10 % der ledigen männlichen Absolventen, andere leben weiter in eheähnlichen Verbindungen. Nur 17 % sind bei Studienende noch ohne festen Partner.

Obwohl sich im Studium unterschiedliche Personenstandsprozesse innerhalb der beiden Geschlechtergruppen abspielen, gehen letztendlich beide mit denselben familiären Startbedingungen in das Berufsleben. Die Hochschule wird demnach immer mehr zum Austragungsort sozialer Entwicklungsverläufe, verliert ihren reinen Charakter als akademische Bildungsstätte und wird soziale Organisation, deren Grundkonzeption die Herausbildung und Förderung hoher Studienleistungen sowie die Gewährleistung optimaler sozialer Studienbedingungen umfaßt. Daß diesen beiden Schwerpunkten genügend Gewicht in einem ausgewogenen Verhältnis beigemessen wird, ist für die Studierenden mit Kind ganz besonders wichtig. In der Studienzeit, die stark zukunftsorientierten Charakter trägt, müssen für die Studenten objektive Bedingungen geschaffen werden, die der Gesamtheit ihrer Wertorientierungen Rechnung tragen. Eigene Kinder zu haben, rangiert dabei unter den zahlreichen erstrebenswerten Zielen und Werten an vorrangiger Stelle - 96 % bekunden den überwiegend starken Willen, dieses Lebensziel zu realisieren.

Um nachweisen zu können, daß eine Elternschaft im Studium durchaus eine Alternative zum bis noch vor einigen Jahren herkömmlichen Modell der akademischen Bildungsform allein zum Zwecke des Wissenserwerbs darstellt, müssen Parameter des Leistungsverhaltens bzw. der leistungsorientierten Persönlichkeitsentwicklung gründlich analysiert werden. Mit der Aufnahme retrospektiver Fragestellungen können wir erkunden: Welche Motive führen die Studenten zur Entscheidung für ein Studium mit Kind? Würden Sie wieder denselben Weg gehen? Mit welchen

Schwierigkeiten hatten Sie sich auseinanderzusetzen? Wie identifizieren sich Studenten-Eltern mit ihrem Studienfach? Wie beeinflusst die Geburt eines Kindes die Leistungsentwicklung der studierenden Mütter? Womit läßt sich die Tatsache erklären, daß viele Studentinnen ohne spezielle Förderungsvereinbarung die Doppelanforderung, Studentin und Mutter zu sein, aus eigener Kraft sehr gut meistern? Welche Rolle spielen bei der Bewältigung der Studienanforderungen die Partner, die Kommilitonen, die FDJ-Gruppenleitungen, die Lehrkräfte? Finden die Belange der Studenten-Eltern Berücksichtigung bei der Studienorganisation?

Die Tatsache, daß etwa 80 % der studierenden Mütter mit ihren Kindern zusammenleben, dabei zum Überwiegenden Teil in Wohnheimen, legt die Aufgabe nahe, diese Erfahrungen zu analysieren und Zusammenhänge zwischen Studienbedingungen der Studentenfamilien und ihrer Leistungsentwicklung aufzudecken.

Andererseits besitzen 40 % der Absolventinnen mit Kind bereits eine eigene Wohnung - von den kinderlosen nur 18 % -, was wiederum ihre Disponibilität bei der Absolventenlenkung deutlich einschränkt.

Auf jeden Fall bleiben all diese Probleme aktuell. 96 % der betreffenden Absolventinnen würden wieder mit Kind studieren.

Trotz gestiegener Geburtenrate im Studium wird die Mehrheit der Kinder allerdings auch weiterhin in der Absolventenzeit geboren. Legt man den am Studienende vorhandenen Kinderwunsch zugrunde, so sind über 80 % der gewünschten Kinder zu diesem Zeitpunkt noch nicht geboren. Die "Kinderflut", die bei einem großen Teil der Absolventinnen nach Verlassen der Hochschule zu erwarten ist, kündigt sich schon bei Studienende an: 14 % unserer SIL-Teilnehmerinnen bestätigen eine Schwangerschaft; 7 % waren sich noch nicht ganz sicher. Dabei erwarten 15 % der Kinderlosen und 12 % der studierenden Mütter ein Kind. Es ist anzunehmen, daß die Letzteren, deren Kinder während ihrer Berufstätigkeit eher dem Krippenalter entwachsen sind, in Zukunft in ihrem Berufsalltag weniger durch Krankheit der Kinder ausfallen werden als die Hochschulabsolventinnen, die über einen längeren Zeitraum ihre Kleinkinder betreuen müssen. Ob diese Hypothese durch die Realität Bestätigung findet, wird in der nächsten Absolventenbefragung SIL E nachzuprüfen sein. Um noch besser die familien- und hochschulpolitischen Ziele miteinander abstimmen zu können, bedarf es konkreten Hintergrundwissens. Hierbei erweisen sich die Intervallstudien SIS und SIL als geeignetes, geradezu ideales Material für die Erforschung relativ junger psychosozialer Prozesse in der Studentenschaft unseres Landes.

Da wir international eine Vorreiterrolle einnehmen, können wir kaum auf Erfahrungen anderer Länder schauen. Deshalb versuchen wir die große Chance zu nutzen, mit Hilfe unseres Forschungspotentials Antworten auf die Vielzahl von Fragen zu finden, die uns die Thematik Elternschaft im Studium stellt und Konsequenzen für die Hochschulpraxis abzuleiten.

Gedanken zur historischen Bildung

Wir alle sind Zeugen eines in letzter Zeit enorm angewachsenen Interesses Jugendlicher für Geschichte. Als Ursachen dafür müssen gesellschaftliche Entwicklungsprozesse in Betracht gezogen werden, die zu Veränderungen im Denken und Fühlen Jugendlicher, ihrer Interessen und Bedürfnisse geführt haben.

Die gewachsene Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung mit ihren widersprüchlichen Tendenzen von Fortschreiten und Regression, Entwicklung und Stagnation, besonders die Erneuerungs- und Reformprozesse in sozialistischen Ländern haben einen erhöhten Bedarf an politisch-ideologischer Orientierung zur Folge. Alte, überholte Betrachtungsweisen, vereinfachte Vorstellungen von der Entwicklung des Kapitalismus und Sozialismus werden durch die reale Entwicklung ad absurdum geführt und zwingen zu einer kritischen Überprüfung, die ohne eine ständige Neubefragung der Geschichte nicht auskommt (Bedürfnis nach politisch-ideologischer Orientierung). Vor diesem Hintergrund besteht gerade für Jugendliche, die ihr Leben noch vor sich haben und sich in dieser Welt zurechtfinden müssen, ein großer Bedarf an zuverlässiger weltanschaulicher Orientierung. Auf solche Fragen wie "Was ist der Mensch? Wo kommt er her? Wohin führt sein Weg? Wozu lebt er?" findet man nur aus der Geschichte heraus Antwort (Bedürfnis nach weltanschaulicher Orientierung). Die zunehmende Reflexion über globale Existenzprobleme wirft auch die Frage nach der Verantwortung des einzelnen, nach einem moralischen, menschenwürdigen Verhalten auf. In der Geschichte können Jugendliche Denk- und Verhaltensmuster, Leitbilder und Identifikationsmöglichkeiten finden, die ihnen Lebenshilfe zu geben vermögen (Bedürfnis nach ethisch-moralischer Orientierung).

Aus der veränderten Bedürfnislage Jugendlicher, die deren verstärkte Hinwendung zur Geschichte bedingt, ergeben sich neue Anforderungen an die Qualität der historischen Bildung. Ein Nachdenken darüber muß vor allem in drei Richtungen erfolgen und das Geschichtsbild, die Geschichtsvermittlung und die sozialen Erfahrungen Jugendlicher umfassen.

a) Die sozialen Erfahrungen Jugendlicher stärker berücksichtigen

Bevor Jugendliche in den wichtigsten Formen systematischer politischer und historischer Bildung, dem Geschichts- und Staatsbürgerkundeunterricht, mit dem historischen Weg, den der Sozialismus als Weltanschauung und Gesellschaftsordnung zurückgelegt hat, und mit der historischen Entwicklung der DDR vertrautge-

macht werden, haben sie bereits selbst vielfältige Eindrücke und Erfahrungen vom Leben im realen Sozialismus gesammelt und durch Eltern, Großeltern und andere Bezugspersonen, durch Schule, Massenmedien, gesellschaftliche Organisationen usw. Informationen, aber auch Wertungen über geschichtliche und aktuelle Geschehnisse übermittelt bekommen. All das bestimmt in entscheidendem Maße das Verhältnis Jugendlicher sowohl zur Gegenwart und Zukunft ihres Vaterlandes als auch zu seiner Vergangenheit. Interesse für die Geschichte der DDR und des Sozialismus kann nur aus dem Wissen und dem Gefühl erwachsen, in diesem Staat und in dieser Gesellschaftsordnung eine lebenswerte Zukunft zu haben und mit seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten gebraucht zu werden. Diese Gewißheit wiederum stellt sich nicht aus Erklärungen und Lösungen her, sondern aus dem täglichen Erleben einer gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der der Jugendliche als ganzheitliche Persönlichkeit akzeptiert wird, in der seine Meinung etwas gilt und seine Tat gefordert wird, in der er etwas bewirken kann.

Inwieweit bei Jugendlichen das Interesse für die Geschichte ihres Vaterlandes entwickelt ist und welche Wertungen dieser Geschichte von Jugendlichen vorgenommen werden, hängt also in hohem Maße von den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen, von der gesellschafts-politischen Atmosphäre ab. Identifikation mit den historischen Wurzeln und den revolutionären Errungenschaften der Arbeiterklasse verläuft mit hoher Wahrscheinlichkeit über die Identifikation mit dem sozialistischen Staat und seiner Politik. Distanz gegenüber den politischen Prozessen der Gegenwart kann eine Entwertung der Bedeutsamkeit der historischen Errungenschaften nach sich ziehen; Anteilnahme an den gegenwärtigen politischen Entwicklungen dagegen bringt auch ein verstärktes Interesse für und tiefere emotionale Beziehungen zum historischen Weg, den ein Land oder eine Partei zurückgelegt hat, hervor. Zugleich muß die gesellschaftliche Praxis den Gebrauch von historischen Kenntnissen und Erkenntnissen als Mittel für die Analyse der entstandenen Situation und zur Suche nach verschiedenen Möglichkeiten von Problemlösungen stimulieren. Kenntnis von Geschichte wird so als gesellschaftlich und individuell bedeutsam erlebt werden, was zweifellos positive Rückwirkungen auf die Motivation für Geschichtsbeschäftigung hätte und helfen würde, bestehende, z. T. beträchtliche Wissenslücken zu schließen. Dann könnte sich auch eher ein Geschichtsverständnis entwickeln, daß Geschichte nicht nur interessant findet, sondern bei dem Geschichte konkrete Bezüge zum persönlichen Denken und Handeln hat, bei dem man sich nicht als Beobachter, sondern als Agierender, ben als Geschichtssubjekt begreift.

b) Unser Geschichtsbild weiter vervollkommen

"Sozialistisches Geschichtsbewußtsein erfordert ein wissenschaftlich begründetes, die Identifikation mit dem Sozialismus förderndes Bild von der Geschichte unseres sozialistischen Vaterlandes."¹ Ein solches Bild hat die "Geschichte in ihrer ganzen Kompliziertheit und Widersprüchlichkeit zu beschreiben ... nicht nur die Erfolge der progressiven Kräfte im Kampf gegen einen starken Gegner, sondern auch die Niederlagen, Rückschläge, Fehler zu zeigen und zu erklären ... Geschichte wahrheitsgemäß zu schreiben bedeutet, um keine Frage einen Bogen zu machen, keine Fakten, Erscheinungen, Personen auszusparen ..."² Auf diese Weise wird auch den veränderten Bedürfnissen und gewachsenen Ansprüchen der Jugendlichen, ihrer größeren Informiertheit und Kritikfähigkeit, ihrem gewachsenen Problembewußtsein und Selbstwertgefühl Rechnung getragen werden. Vereinfachungen, Halbwahrheiten oder Verschweigen in der Darstellung von Geschichte dagegen können gefährliche Folgen nach sich ziehen und Erscheinungen wie Formalismus, Nihilismus oder Apathie begünstigen. Ist erst einmal das Vertrauen der Jugendlichen in das offizielle Geschichtsbild gestört, wird selbst wahrheitsgemäße Information nur widerstrebend aufgenommen.

Um die mobilisierende Wirkung unseres marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes, seine Triebkraftfunktion stärker zur Geltung zu bringen, kommt es weiterhin darauf an, bei der Darstellung historischer Ereignisse und Prozesse nicht einseitig die objektiven Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhänge herauszustellen und nur das Gewesene und seine Lehren zu vermitteln, ohne nach möglichen Alternativen zu fragen. Sonst könnte der Eindruck eines automatischen, vorprogrammierten Geschichtsverlaufs entstehen. Vielmehr müssen die geschichtlichen Ereignisse und Prozesse in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit gezeigt und dabei die Dialektik von Möglichem und Wirklichem dargestellt werden. Denn das Gewesene ist Resultat der Realisierung einer von mehreren Möglichkeiten der Entwicklung, Resultat des Kampfes verschiedener gesellschaftlicher Kräfte um die Realisierung ihrer Möglichkeit, Resultat des Kampfes von Menschen mit Verstand und Gefühl, Einsicht und Begrenztheit, moralischer Größe und moralischen Schwächen. Bei einem solchen Geschichtsbild, das dem alternativen Charakter des historischen Prozesses gerecht wird, stellt sich die Frage nach der persönlichen Verantwortung des einzelnen, nach Möglichkeiten und Grenzen seiner Einflußnahme auf die gesellschaftliche Entwicklung mit aller Deutlichkeit und Konsequenz.

c) Die Qualität der Geschichtsvermittlung erhöhen

Den veränderten Ansprüchen und Bedürfnissen Jugendlicher besser zu entsprechen, besonders ihrem gewachsenen Autonomiebestreben, heißt auch, ihre Fragen und Zweifel, Meinungen und (Vor-)Urteile ernst zu nehmen, in einer offenen und vertrauensvollen Atmosphäre gemeinsam nach Antworten zu suchen und den ständigen Meinungsaustausch zu fördern. Mitunter ist es wichtiger, das Fragen zu lehren, kritisches Denken und produktives Zweifeln auszuprägen, als auf jede Frage eine fertige Antwort parat zu haben. Das kann vor allem bei der Vermittlung eines an Alternativen der historischen Entwicklung orientierten Geschichtsbildes erfolgreich praktiziert werden, da sich hier ein gutes Trainingsfeld zur Simulation potentieller eigener Entscheidungen bietet und das dialektische Denken geschult wird. Größere Beachtung ist auch der Tatsache zu schenken, daß die Jugendlichen ihre Fragen an die Geschichte vor allem aus der Sicht der Gegenwart stellen (vgl. a). Zusammen mit einer systematischen Geschichtsvermittlung sollte deshalb einer stärker bedürfnis- und interessenorientierten Vermittlung ausgewählter Themen mehr Raum gegeben werden.

Neben der Forderung nach einem eigenständigen Beitrag der Geschichtsvermittlung zur Entwicklung des selbständigen, dialektischen Denkens impliziert eine höhere Qualität der historischen Bildung auch eine weitaus größere emotionale Wirksamkeit. Tiefe emotionale Wirkungen können über die Einbeziehung ästhetischer Aneignungsformen erreicht werden; denn Geschichte verfügt über einen Fundus verschiedener Elemente ästhetischer Kultur: Stadtbilder und historisch geprägte Landschaften, Kunstwerke, Autobiografien, Memoiren und Chroniken, Traditionen, Sitten und Bräuche, historisch geformte Moralbeziehungen usw. Ihre Nutzung begünstigt auch das Finden eines individuellen Zugangs zu Geschichte und regt die Beschäftigung mit ihr in den verschiedensten Formen an. In der Geschichtsvermittlung sollte dabei vor allem den inneren Potenzen der Geschichte Aufmerksamkeit geschenkt werden, ihrer Erhabenheit und Alltäglichkeit, ihrer Tragik und Komik. Indem eine solche Geschichtsvermittlung hilft, sich in Vergangenes hineinzusetzen, die Phantasie der Jugendlichen zu entwickeln, schärfen wir ihren Sinn für Historizität, machen wir sie für die Geschichtsträchtigkeit des Alltags sensibel.

Quellen

- 1 MEIER, H.: Entwicklungsanforderungen an das sozialistische Geschichtsbewußtsein der Jugend der DDR. - In: Pädagogik 1/1989, S. 13.
- 2 Geschichte - Erfahrungsstoff für Gesellschaftsstrategie. Kurt HAGER hielt Referat auf Beratung führender Historiker der DDR. - In: ND vom 8./9. April 1989, S. 3.

Frauen als Neuerer

Die MMM- und Neuererbewegung hat im gesellschaftlichen Leben unseres Landes einen festen Platz und lange Traditionen. Dabei impliziert man allgemein, daß schöpferische Ideen, neue Vorstellungen sich hauptsächlich an technischen Systemen, also vornehmlich in der Industrie oder in wissenschaftlichen Instituten mit technisch-naturwissenschaftlicher Ausrichtung entwickeln können, dort, wo Männer zahlenmäßig dominieren und meist auch die wesentlichsten Leitungspositionen besetzt halten. So herrscht allgemein der Eindruck vor, daß die jungen Mädchen und Frauen in der MMM- und Neuererbewegung zahlenmäßig nicht so stark vertreten sind und die ökonomischen Ergebnisse ihrer Mitarbeit unter dem Durchschnitt der jungen Leute männlichen Geschlechts liegen. Eindeutig ausgewiesen wird dieser Umstand in Veröffentlichungen kaum, abgesehen von der Angabe, daß etwa ein Viertel aller Neuerer weiblich sind. An Hand spezieller Untersuchungen (u. a. bei den Standbetreuern der ZMMM in Leipzig) ist es möglich, wesentliche Aspekte der Unterrepräsentation der weiblichen Jugend im Neuererwesen unserer Republik näher zu beleuchten. Das Engagement der weiblichen Werkstätigen für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt hängt stark von bestimmten Grundeinstellungen ab. Das betrifft u. a. ihre Haltung zur Technik, aber auch die der Leiter zum Problem Frau und Technik.

Für schöpferische Arbeit im Bereich Technik unter den Bedingungen der immer stärkeren Einbeziehung der Schlüsseltechnologien ist eine möglichst hohe technische Ausbildung (technikwissenschaftliche Studienrichtungen an Universitäten, Hoch- und Fachschulen und die berufliche Tätigkeit in den Bereichen Forschung und Technik bzw. unmittelbar im Produktionsprozeß) Voraussetzung.

Ogleich der wissenschaftlich-technische Fortschritt und die Verminderung des Anteils schwerer und gesundheitsgefährdender Arbeit Bedingungen dafür schufen, daß Frauen heute in allen volkswirtschaftlichen Bereichen tätig sein können, ist ihr Anteil an den einzelnen beruflichen Bildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten doch recht unterschiedlich. Da sich nach wie vor viele Frauen und Mädchen bei ihren Entscheidungen zur Berufswahl von traditionellen Auffassungen über typische "Frauenberufe" leiten lassen, ist logischerweise eine Unterrepräsentation in den technischen Tätigkeitsbereichen der Betriebe und Einrichtungen auf allen 3 Bildungsebenen die Folge. Das sind aber die Bereiche, in denen für die MMM- und

Neuererbewegung die wertvollsten technisch-ökonomischen Lösungen hervorgebracht werden. Beispielsweise ist von den in der Industrie beschäftigten Hochschulabsolventen nur jeder vierte weiblich.¹ Ungefähr ebenso hoch ist nun schon über Jahre der Anteil der weiblichen Aussteller auf der Zentralen Messe der Meister von morgen in Leipzig.

Von den beruflichen Einsatzbereichen (Industrie) und der Qualifikation (Anteil an den Angehörigen der technischen Intelligenz) her bewertet, sind also die schöpferischen Leistungen der weiblichen Werkstätigen numerisch durchaus denen ihrer männlichen Berufskollegen adäquat! Wesentlich geringer ist allerdings die Beteiligung der weiblichen Facharbeiter am Neuererwesen, womit schon eine Reserve zur Erhöhung der Präsenz der weiblichen Werkstätigen angedeutet wurde.

Von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung ist die Lösung von Neuereraufgaben, die aus zentralen oder betrieblichen Planaufgaben abgeleitet wurden. Aufgabenstellungen, die dem Plan Wissenschaft und Technik (PWT) entlehnt worden sind, beeinflussen inhaltlich z. B. die weiblichen Neuerer im Vergleich zu ihren männlichen Berufskollegen wesentlich weniger. Die Möglichkeiten dazu hängen von vielen Voraussetzungen ab. Sie sind u. a. eine Funktion des fachlichen Wissens und Interesses. Allgemein bescheinigen sich die weiblichen Neuerer z. B. selbst geringere Kenntnisse über die Hauptentwicklungsrichtungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts auf ihrem eigenen Fachgebiet. Kenntnis ist aber eine notwendige Bedingung für die Zielstellung, Spitzenleistungen zu erreichen. Literaturstudium, Patentrecherchen wie auch der Besuch von Weiterbildungs- und Informationsveranstaltungen sind die wichtigsten Informationsquellen, die aber von den schöpferisch wirksamen weiblichen Werkstätigen in geringerem Umfang als von männlichen genutzt werden. Auch die schon bei schöpferischer Tätigkeit erfolgreichen weiblichen Werkstätigen beschäftigen sich - immer im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen gesehen - weniger intensiv mit Anwendungsmöglichkeiten wissenschaftlich-technischer Entwicklungen im eigenen Arbeitsbereich. Ihr beruflicher Erfahrungsschatz, ihre Kenntnisse und vor allem das Bestreben, diese zu erweitern, sind also nicht so stark entwickelt. Dadurch ist es den an Neuerungsaufgaben interessierten weiblichen Werkstätigen auch bei den weiteren Phasen der Lösung eines technischen Problems schwerer, führend mitzuwirken.

Die zündende Idee, die dann weiter bei der Realisierung der Aufgabenstellung verfolgt wird, entsteht mehrheitlich meist in den Köpfen der

männlichen Teilnehmer an der Neuerer- und MMM-Bewegung. Dieser Eindruck wird durch die schon erwähnte zahlenmäßige Überlegenheit des männlichen Geschlechts in den MMM- und Neuererkollektiven erhärtet. Aber auch an der direkten Realisierung des Neuererauftrages, d. h. also an der Exponatsanfertigung, haben die Frauen oft einen geringeren Anteil bzw. wirken nur an Randaufgaben mit. Ein Teil der Männer, besonders auch (leider) der Leiter, haben hierbei wenig Vertrauen in die Leistungsfähigkeit der Frauen. Diese Voreingenommenheit verunsichert viele Frauen, verstärkt ihre Angst vor eventuellen Fehlern und nachfolgender unsachlicher Kritik und mindert ihr Selbstbewusstsein im Umgang mit der Technik. Letzteres ist besonders wichtig für die Nutzung der Computer- und Rechartechnik, die das Leistungsniveau der MMM- und Neuererbewegung schon heute maßgeblich bestimmt. Hier gilt es, besonders den älteren weiblichen Neuerern günstige Bedingungen für die Aneignung von Grund- und Spezialkenntnissen der Informationswissenschaft zu vermitteln. Zentrale Untersuchungsergebnisse deuten darauf hin, daß sich die meisten notwendigen Aktivitäten auf eine relativ kleine Gruppe besonders engagierter Neuerer konzentrieren, wobei der schöpferische Anteil der weiblichen Werkstätten noch geringer ist. An allen Etappen, z. B. Ideenfindung, Materialbeschaffung, Herstellung, ist vornehmlich der gleiche Personenkreis führend schöpferisch beteiligt. Der größere Teil der weiblichen (aber auch eine nicht unwesentliche Zahl männlicher) Kollektivmitglieder übernimmt als Laboranten, Techniker usw. die notwendigen Meßreihen, Experimente, Schreibarbeiten. Streng genommen entsprechen diese Werkstätten nicht den Anforderungen an die MMM- und Neuererbewegung, da sie selbst nicht schöpferisch arbeiten. Ohne die zuverlässige Tätigkeit dieser (meist weiblichen) Werkstätten könnte aber die technische Intelligenz nicht erfolgreich arbeiten.

Nicht förderlich für den guten Ruf der MMM- und Neuererbewegung ist z. B. die Bezeichnung von Werkstätten als "Neuerer", ohne daß sie einen nennenswerten Arbeitsanteil geleistet haben (nur um statistische Forderungen nach wachsenden Teilnehmerzahlen oder unrealistischen Auflagen zur Wahrung der Geschlechterrelationen - meist zwischen vorhandenen männlichen und nicht vorhandenen weiblichen Neuerern - zu genügen).

Aus welchen Gründen beteiligen sich nun weibliche und männliche Werkstätten an der MMM- und Neuererbewegung? An vorderer Position beeinflussen persönliche Motive, natürlich eng verknüpft mit der beruflichen Tätigkeit, das Engagement der Werkstätten. Die Mehrzahl der an schöpfe-

rischer Tätigkeit interessierten weiblichen Werkstätten möchte im Rahmen der MMM- und Neuererbewegung vor allem die eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten erweitern. Das ist das besondere Bestreben der Intelligenz, unabhängig von der jeweiligen Geschlechterzugehörigkeit. Damit ist aber keine allgemeine Bereitschaft, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erweitern, gemeint: Das Engagement hängt vom Inhalt ab. Wenn es im Rahmen des Neuererwesens möglich ist, unkomplizierter und intensiver mit Computertechnik vertraut zu werden, ist das Interesse besonders hoch.

Für Facharbeiter beiderlei Geschlechts sind Spaß und Freude an schöpferisch-konstruktiver Tätigkeit das wichtigste Motiv zur Teilnahme an der MMM- und Neuererbewegung. Damit im Zusammenhang stehend und bedeutungsmäßig mit dem vorhergehenden Motiv fast gleichzusetzen, ist die Freude am Knobeln, Basteln und hobbymäßigen Forschen, wofür gerade in der MMM-Bewegung besonders günstige materielle Voraussetzungen gegeben sind. Diese Motive spielten auch in den Anfängen der Neuererbewegung eine große Rolle und sind heute ebenfalls noch der Anknüpfung-, oft auch der Ausgangspunkt für viele hervorragende schöpferische Leistungen. Das rein handwerkliche/technische Moment des Bastelns interessiert dagegen die weiblichen Facharbeiter nicht so stark und erscheint in der Rangfolge der Motive erst an hinterer Position. Diese Gruppe von weiblichen Werkstätten möchte die Mitarbeit im Neuererwesen vor allem gezielt für die berufliche Entwicklung, für Qualifizierungsmöglichkeiten nutzen, die in den Vorstellungen der männlichen Facharbeiter nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Insgesamt entsprechen die Beteiligung und die Ergebnisse der Frauen in der MMM- und Neuererbewegung noch nicht den Möglichkeiten. Wenn es darum geht, in den nächsten Jahren vor allem das technische Niveau der Produkte dieser Masseninitiative zu erhöhen und auch noch quantitative Reserven in der Beteiligung mobilisiert werden müssen, so kommt es vor allem auf eine bessere Nutzung des bereits vorhandenen technischen Wissens und Könnens der Frauen und Mädchen in allen Volkswirtschaftsbereichen an. Diese Entwicklung ist nicht nur aus ökonomischen Gründen zu unterstützen, sondern auch, um noch bestehende hemmende Bedingungen für die Persönlichkeitsentwicklung der weiblichen Werkstätten abzubauen.

Quellen

1 Nach Statistisches Jahrbuch 1988, 33. Jahrgang, Staatsverlag der DDR, S. 125 und 132

Gedanken zur Entwicklung der Jugendforschung

Vor zehn Jahren reflektierten Lothar BISKY, Werner HENNIG und ich in der Festschrift zum 50. Geburtstag Walter FRIEDRICHS über "Jugendforschung als Interdisziplin". Walter FRIEDRICH hatte die Grenzen der traditionellen Jugendpsychologie überschritten und seinen interdisziplinären Ansatz durchgesetzt. Der Input des Instituts war von Vertretern verschiedener Disziplinen bestimmt, die bereit waren, miteinander zu arbeiten und den komplexen Gegenstand Jugend disziplinübergreifend zu erforschen, und der Output zeugte von der Fruchtbarkeit des interdisziplinären Herangehens der Jugendforschung.

Inzwischen hat die Situation sich geändert. Die Hauptaufgabe der Institutsleitung besteht längst nicht mehr darin, gegenseitige Berührungskängste und Vorbehalte der Psychologen, Pädagogen, Soziologen, Philosophen, Kulturwissenschaftler, Ökonomen usw. abzubauen und deren Zusammenarbeit zu organisieren. Jede Abteilung schätzt sich glücklich, einen versierten Psychologen, einen empirisch aufgeschlossenen Philosophen, einen kreativen Pädagogen usw. in ihren Reihen zu haben. Zugleich haben sich bestimmte Dominanzen ergeben: das soziologische und das psychologische Herangehen an die Erforschung der Jugend. Die Jugendforschung untersucht (A) die Jugend als soziodemografische Einheit, als Nachwuchs der Klassen, Schichten, Berufe, als Zielobjekt besonderer gesellschaftlicher Forderung und Förderung und (B) die Persönlichkeitsentwicklung der Jugendlichen. A ist mehr die Politologie/Soziologie, B mehr die Psychologie/Sozialpsychologie der Jugend. Bei A geht es mehr um Wesen und Erscheinungsbild einer Gruppe/einer Population/eines Teils der Bevölkerung/eines (reproduktiven) Elements der Sozialstruktur in generativen Wandlungen, in Mentalitätssequenzen und mit je spezifischen, sich ändernden Existenzbedingungen und bei B um die konkret-historisch bedingte Ontogenese/Personalisation versus oder gleich Sozialisation der Mitglieder von A. Die Analysen zu A und B schließen einander nicht aus, sondern bedingen einander, d. h. Aussagen über die Jugend sind undenkbar ohne Aussagen über jugendliche Persönlichkeitsentwicklung, und Aussagen über die Persönlichkeitsentwicklung Jugendlicher müssen den soziologischen Bezugsrahmen der Jugend einschließen. Zugleich besteht Offenheit gegenüber speziellen Betrachtungsweisen der einzelnen Wissenschaftsdisziplinen, die das ihre zur Erforschung des Gegenstandes beitragen.

Das größere Problem besteht heute in der Spe-

zialisierung der Abteilungen/Mitarbeiter mit der Gefahr der Zersplitterung, des Nuruspezialistentums, der Partializität. Blickt man auf die Entwicklung des Instituts, so sind Spezialisierung und Arbeitsteilung Grundelemente einer effektiven Arbeit und inhaltlich kompetenter Aussagen. Andererseits liegt darin das Risiko, das große Ganze der Jugend aus dem Blick zu verlieren und genau dafür keine Spezialisten zu haben. Dazu kommt, daß Jugendforschung vergleichend sein muß. Sie muß die Stellung der Jugend in der Gesellschaft betrachten und die Besonderheiten der jungen Generation benennen. Das ist nur möglich durch Vergleiche mit anderen Teilen der Bevölkerung. Diese aktuellen Vergleiche müssen durch historische ergänzt werden: Wie ist Jugend heute im Vergleich zu früheren Generationen beschaffen?

Die Jugendforschung selbst hat für diese Vergleiche eine schon beachtliche empirische Basis geliefert, und Walter FRIEDRICH drängt immer wieder darauf, diese Basis für Aussagen über die heutige Jugend zu nutzen. Solche Vergleiche sind nicht einfach. Sie verlangen eben den Blick auf die Gesamtsituation der Jugend und nicht nur auf Einzelbereiche. Sie stellen methodologische Anforderungen, weil der einzelne Indikator in seiner heutigen und seiner damaligen Abbildgenauigkeit geprüft werden muß und die Änderungen in den Indikatoren zu berücksichtigen sind. Sie bedürfen übergreifender theoretischer Ansätze, um die Vergleichsdaten erklären zu können. Und sie setzen schließlich eine effektive Speicherung der Daten mit der Möglichkeit des leichten Zugriffs voraus. Die Entwicklung unseres Forschungsgegenstandes Jugend ist die Grundbedingung für die Entwicklung der Jugendforschung. Das Institut und die einzelnen Mitarbeiter haben gegenüber diesem sich verändernden Forschungsgegenstand ihre spezielle Verantwortung, die ihnen niemand abnehmen kann und die durchaus nicht nur von den konkret-politischen Konstellationen abhängt. Diese freilich sind in ihrer Bedeutung für die Jugendforschung keineswegs zu unterschätzen. Jugendforschung findet in einem konkret-historischen Raum statt. Dazu gehören die globalen Entwicklungen in der Welt und die Bedingungen in unserem eigenen Lande. Jugendforschung dient der Gesellschaft und speziell der Jugendpolitik. Sie entwickelt sich in dem Maße, wie sie von der Gesellschaft gebraucht und von ihr gefordert und gefördert wird. Jugendforschung hat sich nie elitär-akademisch verstanden, sondern stets nach gesellschaftlicher Wirksamkeit gedrängt. Das war und ist oberstes Motiv des Jubilars, und davon sind auch die institutsinternen Diskussionen um die

Zukunft der Jugendforschung bestimmt. Welchen neuen Aufgaben müssen wir uns stellen? Auf welche Forschungsschwerpunkte sollten wir uns perspektivisch orientieren? Wie kann die Produktivität der einzelnen Mitarbeiter, der Abteilungen, des gesamten Instituts gesteigert werden? Was muß erhalten und bewahrt werden? Was hat sich überlebt? Welche Stagnationen oder kritischen Verläufe sind vorhanden? Woran besteht Handlungsbedarf? Inwieweit ist der Institutskörper zu positiven Veränderungen fähig und bereit?

Also insgesamt: Wie kann das Institut nach innen so organisiert/gestärkt/qualifiziert/mobilisiert werden, daß der Output qualitativ und quantitativ steigt? Oder: Wie kann die gesellschaftliche Wirksamkeit der Jugendforschung erhöht werden?

Ich sehe folgende Faktoren:

1. Die Vertiefung der theoretischen Arbeit.

Dabei geht es um die hypothetische Beschreibung unseres Forschungsgegenstandes Jugend und der Persönlichkeitsentwicklung Jugendlicher, um die theoretische Durchdringung von Einzelbereichen jugendlichen Verhaltens, um das Auffinden interessanter theoretischer Ansätze, um Deduktionen, Begriffsfindungen und Begriffsdiskussionen und zugleich um Induktionen, um die Verallgemeinerung unserer empirischen Ergebnisse, um die Wertschätzung des Tatsächlichen als Quelle für Theorie. Als ergiebige Themen in diesem Sinne betrachte ich die Beziehungen der Jugend zu den globalen Problemen in der Welt; das geistige und emotionale Profil der DDR-Jugend und den "Mentalitätswandel" (FRIEDRICH); die heutigen Lebenslagen der Jugendlichen; die entscheidenden Orientierungs- und Bezugspunkte für die Heranwachsenden, ihre Identifikationen und ihr Selbstverständnis; Jugend und neue Technologien; Haupttätigkeiten Jugendlicher, die Funktion der Arbeit und der Bildung, die kommunikativen Geflechte im Alltag Jugendlicher; Konventionelles und Unkonventionelles im Alltag Jugendlicher; der kreative und produktive Jugendliche; Selbstverwirklichung und gesellschaftliche Verantwortlichkeit, Tätigkeitsinhalte - Handlungsspielraum - Entscheidungsmöglichkeiten - Verantwortlichkeit - Kontrolle; das Verhältnis von Konsumtion und Produktion im jugendlichen Alltag; die Differenziertheit der Jugend und der Gesellschaft, die Individualisierung der Bildungsprozesse in Schule, Berufsausbildung, Studium, Weiterbildung.

2. Das schnellere Reagieren auf Veränderungen in der Jugendwirklichkeit. Diese Veränderungen sind immer wieder überraschend und werden künftig infolge der größeren Dynamik der gesellschaftlichen Umstände schneller eintreten. Die Jugendforschung muß diesbezüglich ihren Gegen-

stand genau kennen. Sie muß exakt feststellen, was ist. Sie muß dieses Ist in der Veränderung zeigen. Ohne dieses Messen gibt es keine Wissenschaft. Zusammenhänge, typische Merkmalskombinationen sind herauszufinden. Das ist ohne theoretische Ansätze unmöglich, wie die Theorie auch bei der Erklärung und Bewertung der Befunde unerlässlich ist. Das wesentliche ist: Inhaltliche Aussagen über wesentliche Merkmale, über Invarianzen des erforschten Bereiches der Jugendwirklichkeit.

3. Die verstärkte Suche nach integralen Aussagen über Jugend und Jugendentwicklung.

Das Institut und die einzelnen Abteilungen erbringen entsprechend dem differenzierten Herangehen der Jugendforschung eine Fülle interessanter Einzelaussagen, oftmals sehr tiefgehende Erkenntnisse über Einzelgegenstände. Diese differenzierten Aussagen sind kostbar und werden in Zukunft keineswegs an Bedeutung verlieren, sondern im Gegenteil größeres Gewicht erhalten. Sie müssen jedoch stärker durch integrale Aussagen, durch Verallgemeinerungen, durch das Markieren von Grundtendenzen der Jugendentwicklung ergänzt werden.

4. Große, kooperative und langfristige Forschungsprojekte.

Diesbezüglich besitzt das ZIJ insbesondere in Gestalt der Intervallstudien und der komplexen Wiederholungsuntersuchungen, aber auch mit der Orientierung auf inhaltliche Schwerpunkte in einem bestimmten Zeitraum (Beispiel: Leistungsverhalten) große Erfahrungen. Auch in Zukunft werden solche abteilungsübergreifenden Projekte institutsstabilisierend sein und die Jugendforschung gegenüber den Wechselfällen des Lebens feien. Bestimmte wesentliche Erkenntnisse sind nur durch komplexe Langzeitprojekte zu gewinnen. Ein bestimmter organisatorischer und kooperativer Aufwand ist der Preis dafür. Doch ist neben dem fachlichen auch der soziale Nutzen zu sehen: die integrative Funktion solcher Studien; das Aufeinander-Angewiesen-Sein (das der Boden für Freude an den Erfolgen des anderen bereitet und damit zu einer positiven sozialen Atmosphäre beiträgt); die Notwendigkeit zur Diskussion über fachliche Gegenstände; das Üben von Toleranz, Vertrauen, Verantwortlichkeit. Erforderlich ist eine professionelle, kompetente Forschungsleitung, die Entscheidungsbefugnis hat, die kollektive Forschungsarbeit nach innen und außen absichert, Verantwortung überträgt und die Stärken der einzelnen Mitarbeiter zum Tragen bringt.

5. Die intensivere Zuwendung zum einzelnen Jugendlichen und seiner Lebenslage. Dies ist eine alte Forderung von Walter FRIEDRICH. Die künftigen großen ZIJ-Untersuchungen werden

diesbezüglich wahrscheinlich ein verändertes Profil und eine veränderte Anlage haben. Das bedeutet keinen Verzicht auf Massenerhebungen, aber deren bessere Auswertung, deren Nutzung für und Ergänzung durch Individualanalysen. Der Blick auf das Individuum ist die Konsequenz einer differenzierten Forschung. Die größere Differenziertheit der Jugend, der höhere Stellenwert des einzelnen in der Gesellschaft und die Individualisierung vieler Prozesse bilden den sozialen Hintergrund.

6. Die Entwicklung der Methodik, der Forschungsorganisation, des gesamten technologischen Apparates. Je theoretisch anspruchsvoller, differenzierter und praxisnäher geforscht werden soll, desto schwieriger sind die Ausarbeitung von Methoden, die Konstruktion von Indikatoren, die Standardisierung, der Vergleich, die Durchführung der empirischen Analyse. Im Vergleich zur edlen theoretischen und anspruchsvollen inhaltlichen Arbeit werden die damit verbundenen Leistungen zwar dankend angenommen, aber sie gelten unerschwerlich als minderwertig, als Uneigentliches. Das ist falsch und hinderlich. Das abwertende "Service" und "Serviceabteilung" muß in einem integrierten Forschungsablauf aufgehoben werden. Forschungstechnologische und -organisatorische Arbeiten sind nur von hochqualifizierten und geeigneten Fachkräften auf dem nötigen Niveau zu leisten und verdienen eine hohe Bewertung. Ohne die Lösung dieses Problems bleibt Wissenschaft Einzelarbeit nach dem deutschen Gelehrtenmodell, obsiegen Handwerkerei, der Allround-Laie, die Beliebigkeit und Subjektivität der Aufgabenerfüllung im traut-traurigen Bunde mit der Bürokratie über eine professionelle, solide Wissenschaftsorganisation.

7. Die ständige Weiterbildung der Mitarbeiter. Jugendforschung als Interdisziplin erfordert ein Programm der Weiterbildung. Die Jugendforscher müssen die neuesten Entwicklungen in den Fachdisziplinen kennen und schöpferisch, kritisch zur Kenntnis nehmen, was der Kollege im eigenen Haus und draußen forscht. Sie müssen das Wesen von Theoriebildung verstehen. Sie brauchen Sinn für Methodologie und Methodik. Sie benötigen die nötige Qualifikation in der Forschungsorganisation. Hohe Anforderungen werden an die Aufbereitung und Auswertung der Daten gestellt. Nicht nur wenige, sondern die meisten müssen mit differenzierten statistischen Methoden umgehen können. Und schließlich muß der Jugendforscher, wie jeder Wissenschaftler, gestützt auf eine solide Allgemeinbildung, fähig sein, seine Erkenntnisse lesbar zu Papier zu bringen. Das ist kein lebensfremder Tugendkatalog, sondern erkannte Notwendigkeit und zugleich eine Strategie der Weiterbildung.

8. Ausbau und Qualifizierung der Kooperation. Mit Unterschieden zwischen und innerhalb der einzelnen Abteilungen ist die Jugendforschung in ein imponierendes Geflecht von kommunikativen Beziehungen eingebunden, und die Akteure wissen das wohl zu schätzen. Die Pflege der Kooperationen wird sich künftig nicht leichter gestalten und mehr Kraft kosten. Für wesentlich halte ich, daß stabile Beziehungen zu Kombinat und Betrieben hergestellt werden. Der Wissenschaftliche Rat für Jugendforschung könnte dabei Hilfestellung geben. Mit den Betrieben (Hochschulen, Schulen usw.) verbunden und verbündet zu sein, ist insofern eine bedeutende Fragestellung, als sie auf den Ort zielt, wo Jugendentwicklung wesentlich stattfindet. Jugendforschung lebt von der Nähe zur Jugend und von der engen Kooperation mit all denen, die mit Jugend zu tun haben. Unsere Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit dem Jugendverband, den verschiedenen Leitungen, mit wissenschaftlichen und Praxispartnern sind dafür ein gutes Fundament. Die Wissenschaft braucht die breite Rezeption ihrer Forschungsergebnisse, ihrer Hinweise und Theorien, damit sie gesellschaftlich wirksam werden kann.

9. Größere Internationalität. Je internationaler eine Wissenschaft ist, desto schneller und günstiger entwickelt sie sich. Isolation führt zu Provinzialismus, Beschränktheit, Enge, Hinterherhinken. Wissenschaft, die international nicht präsent ist, existiert nicht und kann folglich auch keinen Einfluß nehmen. Internationale Kontakte sichern Erkenntnisgewinn und bringen Vorsprung. Unsere Leipziger Kolloquia, die bilateralen Seminare, unsere Beteiligung an internationalen Projekten und Veranstaltungen, die Aktivitäten im Rahmen des RC 34 der ISA sind Belege dafür.

10. Größere Nutzerfreundlichkeit und Praktikabilität unserer Ergebnisse. Es kommt nicht darauf an, jede wissenschaftliche Erkenntnis populär darzustellen oder dem Leser grundsätzlich geistig nichts abzuverlangen. In rein wissenschaftlichen Artikeln, in denen es auf die exakte Benennung des Inhaltes, auf eine semantisch zweistellige Relation ohne Pragmatik ankommt, ist Wissenschaftssprache angemessen - und sie wird durchaus zu wenig praktiziert. Es ist auch nicht nötig, jedes Forschungsergebnis mit einer Folgerung zu krönen und den Witz der Wissenschaft in Tips, Rezepten, Tricks zu sehen. Aber ich halte es für notwendig, unseren Forschungsberichten, Expertisen, Konferenzbeiträgen, Publikationen ein inhaltlich und geistig höheres Niveau zu geben und die sprachliche Darstellung zu verbessern. Blickt man in unsere Forschungsberichte, so kann man den Darstellungen oft nicht folgen, weil die Befunde

nicht nachvollziehbar sind, die Zusammenfassungen von Antwortpositionen ziemlich willkürlich erscheinen, ein eigenartiges Deutsch durchbricht und zu wenig Wert auf adäquate Begriffe, originelle Formulierungen, hilfreiche Gliederungen gelegt wird. Ganz unterschiedlich wird mit Tabellen, Fragetexten, Rangreihen, Koeffizienten umgegangen, ohne daß Gründe für diese Unterschiedlichkeiten erkennbar wären. Größere Praxiswirksamkeit unserer Forschungen heißt auch, daß wir mit unseren Produkten die Leser zu überzeugen vermögen, daß er dazu motiviert wird, unsere Forschungsergebnisse zu nutzen und in seiner Praxis etwas zu bewegen. Dafür müssen wir ihm Wissen, Zusammenhänge, Anregung, Optimismus und Mut vermitteln.

Schlußbemerkung: Sie gilt der Verantwortung der Wissenschaft und des Wissenschaftlers in unserer Zeit. Die Menschheit steht vor einer Fülle ernsthafter Bedrohungen und globaler Probleme. Diese Probleme können nur gemeinsam und mit Hilfe der Wissenschaft gelöst werden. Der Wert einer Wissenschaft und eines Wissenschaftlers ist daran zu bemessen, wie er zur Lösung dieser globalen Probleme beiträgt. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Gesellschaftswissenschaften davon ausgenommen seien. Gerade sie sind in weit höherem Maße als die Naturwissenschaften gefordert, eben weil es sich um gesellschaftliche Probleme handelt. Die sozialistischen Länder tragen hier eine große Verantwortung. Ihr Schicksal selbst wird davon abhängen, wie sie Wissenschaft in diesem Sinne entwickeln. Die Stabilität des Sozialismus, sein Aufblühen, seine Attraktivität sind maßgeblich von der Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften abhängig. Die Jugendforschung ist davon nicht ausgenommen. Sie hat ihre eigene Verantwortung vor ihrem Forschungsgegenstand, schaltet sich konstruktiv, engagiert in die gesellschaftliche Entwicklung des Landes ein, leistet ihren Anteil bei der Wissenschaftsentwicklung und muß mit ihren Erkenntnissen zur Lösung der großen Weltprobleme beitragen.

Elemente einer sozialwissenschaftlichen Jugendtheorie für die neunziger Jahre

Auf dem "I. Kolloquium zu Fragen der marxistischen Jugendforschung" im Mai 1966 in Leipzig stellte Walter FRIEDRICH in seinem Hauptreferat fest:

"Jugend und Jugendalter sind - unter sozialwissenschaftlichem Aspekt betrachtet - historisch bedingte Erscheinungen. Inhalt und Anspruchsniveau der vom Jugendlichen zu erfüllenden Aufgaben, Dauer des Jugendalters und damit natürlich auch die jugendtypischen Verhaltensmerkmale existieren nicht 'ewig', sondern sind abhängig vom jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungsstand. In unserer wie in jeder hochentwickelten Gesellschaft sind die Anforderungen an den Jugendlichen sehr groß, daher umfaßt das Jugendalter einen langen Zeitraum. Diese Anforderungen steigen weiter an, weshalb ich es für möglich halte, daß im Fortschritt der technisch-wissenschaftlichen Entwicklungen schon in einigen Jahrzehnten Jugend und Jugendalter ganz anders als heute beurteilt und periodisiert werden müssen." (FRIEDRICH 1967, S. 15)

Mit der historischen Bedingtheit von Jugend und Jugendentwicklung wurde eine Erkenntnis formuliert, die in den folgenden Jahrzehnten zu einer methodologischen Leitlinie der marxistischen Jugendforschung wurde. Dieses historisch-konkrete Herangehen an die Jugend entsprach zudem einem Grundanliegen der Jugendpolitik der SED, gehört gewissermaßen zu den Staatsdoktrinen unseres Landes, was seine theoretische und empirische Analyse beförderte. Die Ergebnisse der Analysen sind in einer Vielzahl wissenschaftlicher Arbeiten dokumentiert und teilweise auch publiziert. Eine solche Herangehensweise bedingt ein permanentes Hinterfragen der theoretischen Prämissen zum Forschungsgegenstand "Jugend", da die für unsere Gesellschaftsentwicklung festgestellten Prozesse "tiefgreifender politischer, ökonomischer, sozialer und geistig-kultureller Wandlungen" gleichermaßen die junge Generation betreffen als auch von ihr mit gestaltet werden.

In seiner streitbaren Arbeit "Psychoanalyse und historischer Materialismus greift Lucien SEVE (1977, S. 11 ff.) bei der Untersuchung der Spezifik der Individualgeschichte (Persönlichkeitsentwicklung) die MARXsche Analyse der "sogenannten allgemeinen Bedingungen aller Produktion" (MARX 1953, S. 10) auf. Seinen Ausführungen ist zu entnehmen, daß er Kindheit, Jugend, Familienverhältnisse usw. zu jenen

allgemeinen Bedingungen rechnet. Gleichzeitig weist er auf deren historische Veränderung hin, auf das Erscheinen allgemeiner Bedingungen in historisch-konkreter Gestalt. In diesem Sinn wäre das Problem der Bestimmung der Jugend zunächst von ihrer Funktion als "Nachwuchs" anzugehen und als das soziale Modell, an dem Jugend festzumachen ist, erschiene der tätige Mensch als (Re-)Produzent der gesellschaftlichen Entwicklungs- und Existenzbedingungen durch entsprechende individuelle Beiträge bzw. Leistungen (vgl. HOLZKAMP 1977, S. 12 ff.). Beide Aspekte verweisen auf Zugänge, die in der Jugendtheorie als zusammengehörige zu realisieren sind: funktionale und strukturelle. Denn Jugend ist nicht irgendeine "Teilpopulation der Gesellschaft", nicht irgendeine "sozialdemografische Gruppe" (FRIEDRICH 1976, S. 109), sondern eine Lebensphase mit spezifischen Aufgaben der individuellen Entwicklung und mit spezifischen Positionen und Lebenslagen. Für die Jugend ergibt sich ein besonderes Verhältnis zwischen "Zukunftsorientierung" und aktueller ("sinnerfüllter") Existenz. "Sein und Werden", "Dasein und Entwicklung", "Lebenstheorie und -praxis" sind insofern ein Ausdruck von dialektischen Beziehungen, die die Aneignung der Gesellschaft im Jugendalter bestimmen.

I. Bei einer funktionalen Betrachtung kommt die historisch sich verändernde "Vorbereitungszeit" (HOLZKAMP-OSTERKAMP 1981, S. 308) der nachfolgenden Generationen auf Beiträge zum gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozeß - nach MARX "Reproduktion der Individuen ... in derselben objektiven Existenzweise, die zugleich das Verhalten der Glieder zueinander der Gemeinde bildet" und "zugleich notwendig Neuproduktion und Destruktion der alten Form" (1953, S. 393) - und die jeweilige "Vergesellschaftungsstrategie gegenüber der Jugend" (FRIEDRICH 1976, S. 192) als jugendtheoretisch wesentliches Element in das Blickfeld. Sowohl von der Seite der Gesellschaft her, deren Reproduktion in ihrer Totalität (ökonomisch, politisch, sozial, biologisch usw.) erfolgt, als auch von der Seite des Individuums als "biopsychosoziale Einheit" her muß die Komplexität der "jugendspezifischen Entwicklungsaufgaben" und Entwicklungswege konzeptionell eingefangen sein. Je höher und differenzierter diese sind, um so mehr erhalten übrigens an das biologische Alter gebunden gesellschaftliche Normen und rechtliche Kodifizierungen (der Strafmündigkeit, der Berechtigung, eigenständig Arbeits- und Zivilrechtsverträge einzugehen, zu wählen und gewählt zu werden, zu heiraten usw.) den Charakter kompromißbehafteter Durchschnittswerte und verlieren ihren

heuristischen Wert für die Jugendforschung. Und das umso mehr, je ausgeprägter die Dynamik gesellschaftlicher Entwicklungen ist, "lebenslanges Lernen" auf die Tagesordnung gesetzt wird, Wissens-, Ziel- und Fähigkeitsbestände gesellschaftlich sich umschlagen (wie individuelle Vergesellschaftung ohnehin lebenslang ist).

Die Lebensphase "Jugend" ist in besonderer Weise von den folgenden Entwicklungen und Prozessen bestimmt, ohne daß von deren Ausschließlichkeit für das Jugendalter ausgegangen werden kann.

1. Es kommt zu einer Häufung von gesellschaftlich notwendigen, traditionell überkommenen und individuell gestellten Entscheidungssituationen von lebensstrategischer Dimension. Diese jugendspezifischen "Entwicklungsaufgaben" müssen in einem relativ kurzen Zeitraum mit einem hohen Maß an "Problembewußtsein, Selbstständigkeit, Eigenverantwortung und Identitätserleben" (FRIEDRICH 1976, S. 131) bei relativ geringen persönlichen Erfahrungen und mit dem Risiko von "Fehlentscheidungen" getroffen werden. Die bis dahin angeeigneten Kenntnisse und (vorwiegend Sekundär-)Erfahrungen werden auf ihre "Praxistauglichkeit" hin überprüft.

2. Jungen Leuten werden von der Gesellschaft erstmals Möglichkeiten und auch Verpflichtungen zur Übernahme individueller wie auch gesellschaftlicher Verantwortung eingeräumt (von der selbstverantworteten Freizeitgestaltung bis zum aktiven und passiven Wahlrecht). Sie sind gleichermaßen ein in die Gesellschaft voll integrierter als auch von ihr voll geforderter Teil der Gesamtgesellschaft ("Der Jugend Vertrauen und Verantwortung"). Von den Erregenschaften aber auch von den Widersprüchen und Problemen dieser Entwicklungsprozesse werden auf verschiedenen Vermittlungsebenen die unterschiedlichen Formen und Möglichkeiten der alltäglichen Lebensgestaltung beeinflusst. Diese Wechselwirkungsprozesse vollziehen sich auf dem Hintergrund internationaler Entwicklungen und Ereignisse (internationale Dimension der Jugendentwicklung in der DDR).

3. Der Vergesellschaftungs-/Entwicklungsprozeß von jungen Leuten ist in unserem Land stark institutionalisiert und von gesellschaftlichen Zielstellungen geprägt (Bildungswesen, aber auch Familienerziehung, gesellschaftliche Organisation usw.). Damit wird die Aneignung grundlegender und spezifischer Fähigkeiten, Fertigkeiten, Kenntnisse, Werte, "Kulturtechniken" usw. gesichert. Gleichzeitig ist das Jugendalter gekennzeichnet durch einen Übergang von primär erziehungsintensiven Phasen zu solchen,

die stärker einer ersten selbstverantworteten Erprobung des Gelernten dienen.

Insgesamt gesehen bedeutet Jugend primär einen sprunghaften Zuwachs an Möglichkeiten zur Individualitätseinfaltung und gleichzeitig zur Entwicklung der Gesellschaftlichkeit (Einordnung in das Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse und zunehmend dessen Mitgestaltung), eine formal-rechtliche und eine konkret-gesellschaftliche Akzeptanz als Persönlichkeit. Diese konkret-gesellschaftliche Akzeptanz ist allerdings im Unterschied zur formal-rechtlichen nur selten an ein konkretes Alter gebunden, sondern sie wird von der jeweiligen Umgebung, vom konkreten sozialen Raum bestimmt. Die an das Jugendalter gebundenen "Entwicklungsaufgaben" und die damit verbundenen Entwicklungsprozesse sind nicht eindeutig auf bestimmte Altersstapfen fixiert, verlaufen innerhalb der sozialen Gruppe "Jugend" nicht einheitlich.

Die unterschiedlichen individuellen Voraussetzungen beim gesellschaftlich fixierten Eintritt ins Jugendalter bedingen auch differenzierte Ausgangsniveaus, auf deren Basis die für das Jugendalter stehenden "Entwicklungsaufgaben" realisiert werden können. Außerdem treffen die von der Gesellschaft für junge Leute entwickelten spezifischen Förderungsmaßnahmen und die an sie gerichteten Anforderungen weder alle Jugendlichen eines Jahrgangs gleichermaßen, noch werden sie von allen angenommen. Dies meint die Inanspruchnahme des Ehekredits ebenso wie die von subventionierten Freizeitangeboten (von der Jugendmode bis zum Konzertbesuch), die prinzipiell gleichen Bildungschancen und die spezifischen Förderungsmaßnahmen für junge Mütter gleichermaßen...

Das Jugendalter erweist sich damit als eine für die Entwicklung/Zukunft der Gesellschaft besonders relevante Lebensphase, die in Abhängigkeit von den materiellen Ressourcen besonders förderungswürdig ist und insofern formal gesetzlicher Fixierungen und Richtlinien bedarf (Altersbegrenzungen usw.), um damit eine den gesellschaftlichen Interessen, Bedürfnissen und Anforderungen entsprechende Identitätseinfaltung zu stimulieren. Allerdings werden nicht alle "Entwicklungsaufgaben" des Jugendalters auch im Verlaufe der gesetzlich fixierten Zeitspanne realisiert. Es gibt gegenwärtig eine Vielzahl von "Entwicklungsaufgaben" (zu diesen "Entwicklungsaufgaben" vgl. bei FRIEDRICH 1976, S. 94 ff. und FRIEDRICH/GERTH 1984, S. 237 ff.), deren Lösung bereits vor dem Eintritt ins Jugendalter begonnen bzw. erst nach dem vollendeten

25. Lebensjahr abgeschlossen wird. Dafür stehen die als "kulturelle Akzelerationsprozesse" gefaßten Vorverlagerungen in der Stabilisierung wesentlicher Formen der kulturellen Lebensgestaltung (z. B. Mediengebrauch, kulturelle Selbstdarstellung, wenig reglementierte Freizeitgestaltung usw.) ebenso wie ihre Übernahme in die Lebensphase jenseits der 25... Im Jugendalter bzw. in der Lebensphase "Jugend" (beides muß altersmäßig nicht auf jedes Individuum bezogen identisch sein) wirkt ein dialektisches Wechselverhältnis zwischen Determination durch die Gesellschaft und einer ersten individuell gewollten Beeinflussung der Gesellschaft (Dialektik von Aneignung und Produktion der Gesellschaft). Insofern kann der Entwicklungsprozeß junger Leute auch unter relativ einheitlichen gesellschaftlichen Bedingungen und Vergesellschaftungsstrategien nicht a priori einheitlich (bezogen auf eine Alterskohorte) bzw. harmonisch (bezogen auf eine individuelle Biografie) verlaufen.

II. Bei einer strukturellen Betrachtung kommt vor allem die Position. Die Jugendliche innerhalb der Sozialstruktur einnehmen, als wesentliches jugendtheoretisches Moment in das Blickfeld. Die Positionen, die vor allem an "dominierende Tätigkeiten" (LEONTJEW) zu binden sind, ergeben sich natürlich vor allem aus den jeweiligen Funktionen oder Etappen der "Vorbereitungszeit". Eine differenzierte Analyse erbringt hier eine starke Positionsdynamik (und hier wäre auch der konzeptionelle Platz, bürgerliche Ansätze z. B. zur Jugend als "Statuspassage" produktiv aufzuheben). Sie ist äußerlich jedoch stets an gewisse Altersgruppen gebunden, vollzieht sich mit der Lebenszeit und bindet soziale und Alterspositionen zusammen (mit 14 ist man eben im Normalfall Schüler, mit 22 auf keinen Fall). Zwar ist und bleibt Jugend u. a. über die von ihr realisierten sozialen Positionen Teil und Nachwuchs aller Klassen und Schichten, doch kommt mit der Zusammenbindung von sozialen und Alterspositionen ein Aspekt ins Spiel, der die gesellschaftliche Stellung junger Leute auf spezifische Weise färbt.

Mit dem strukturell-positionalen Aspekt ist jedoch vor allem die folgende Problematik verbunden: Positionen (wie Schüler, Lehrling, Student, junger Arbeiter usw.) verweisen auf bestimmte Tätigkeiten mit spezifischen Anforderungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, Aneignungs- und Begegnungsweisen von/mit gesellschaftlichen Bedingungen, Institutionen, Zeitstrukturen, Verbindlichkeiten, Rechten usw. Die verhaltensstrukturierende Wirkung dieser "Aktivitätsmatrizen" (SEVE) aufzuklären, steht u. E. unverändert als Aufgabe für eine

gehaltvolle Empirie (schon weil diese Erfahrungs- und Interaktionsfelder den Bedeutungsgehalt von Indikatoren beeinflussen). Zweitkorrespondierende Bewegungen sind hier für das Herangehen wichtig: zum einen der zunehmende Übergang von gesellschaftlich vorgegebenen und vorgefundenen Positionen auf - im Rahmen gesellschaftlicher und individueller Möglichkeiten - selbstgewählte Positionen bzw. zu zunehmend individualisierter Realisierung der damit verbundenen Anforderungen; zum anderen die weniger mit dem "Erwachsen"- sondern vor allem dem "Werkstätig"-Werden verbundene Integration in die wesentlichen (Basis-) Verhältnisse der Gesellschaft, womit die vordem die Tätigkeitsfelder bestimmenden abgeleiteten gesellschaftlichen Verhältnisse (kulturelle Formen, Familienbeziehungen, Schule etc.) zwar nicht aufgehoben werden, aber einen neuen Kontext erhalten.

Jugendliche reagieren in Abhängigkeit von ihrer sozialen Position, ihren Erfahrungen und Wertorientierungen, von ihrer Mentalität, also von ihrer Position in und zur Gesellschaft (präziser: zum konkret-historischen gesellschaftlichen Entwicklungsstadium) aus sehr differenziert auf die sich ihnen zeigenden (von ihnen erfahrenen bzw. erlebten) Vergesellschaftungsstrategien. Dies kann auch zur partiellen oder vollständigen Ablehnung solcher Vergesellschaftungsstrategien führen, wenn diese mit dem Individualitätskonzept und/oder den Vorstellungen von der Gesellschaft kollidieren. Das Jugendalter fungiert hin und wieder als Erprobungsfeld für gesellschaftliche Utopien und Alternativen, ohne daß diese immer über das Jugendalter hinaus noch Gültigkeit hätten...

Beide Aspekte, der funktionale wie strukturelle, bedürfen indes einer konsequenten Historisierung, um nicht in "dünnen Abstraktionen" sich zu verlieren. Die Natur- und Sozialgeschichte der Jugend ist aus marxistischer Sicht noch nicht geschrieben, u. E. in ihren Grundzügen aber ein notwendiges Zwischenstadium, um Natürliches, Gesellschaftlich-Allgemeines und Gesellschaftsspezifisches, wie es in historisch-konkreten Jugenden (so z. B. in der DDR zu Beginn der 90er Jahre) in einer bestimmten historischen Gestalt "zusammengeschmolzen" ist, auch begreifen zu können.

Quellen

FRIEDRICH, W.: Zu theoretischen Problemen der marxistischen Jugendforschung. In: Jugendforschung (Berlin) 1 - 2, 1967

FRIEDRICH, W.: Jugend und Jugendforschung. Berlin 1976

FRIEDRICH, W./GERTS, W.: Jugend sekret. Berlin 1984

HOLZKAMP, K.: Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie (Teil 1). In: Z. f. Sozialpsych. 8 (1977) 1

HOLZKAMP-OSTERKAMP, U.: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung. Berlin 1981

MARX, K.: Grundrisse zur Kritik der Politischen Ökonomie (Rohentwurf). Berlin 1953

SENE, L.: Psychoanalyse und Historischer Materialismus. - In: Kritik der Psychoanalyse und biologistischer Konzeptionen.

Hrsg. von Walter FRIEDRICH. - Berlin 1977

Landjugend und soziale Reproduktion des Dorfes und der Klasse der Genossenschaftsbauern

In den vergangenen dreißig Jahren hat sich sowohl der Anteil der Wohnbevölkerung auf dem Lande, aber noch bedeutend mehr der Anteil der Werktätigen in der Landwirtschaft reduziert. Gegenwärtig leben etwa 25 Prozent der DDR-Bevölkerung - also 3,8 Millionen, bezogen auf die Jugend etwa 700 000, auf dem Lande in 6520 Landgemeinden, d. h. in Orten mit weniger als 2000 Einwohnern und in 13 000 Dörfern und weiteren Wohnplätzen. Von den Landjugendlichen arbeiten nur ca. 132 000 in der Landwirtschaft. Die Mehrheit ist in anderen Zweigen der Volkswirtschaft bzw. anderen Arbeitsbereichen tätig; ein großer Teil von ihnen ist Arbeitspendler. Wir müssen also bei der Landjugend zwischen der Dorfjugend, die alle im Dorf wohnenden Jugendlichen umfaßt und die Mehrheit ausmacht, und den Jugendlichen in der landwirtschaftlichen Produktion, die zwar die Minderheit sind, aber im Sinne unserer agrar- und siedlungspolitischen Zielsetzungen den Kern der Landjugend bilden, unterscheiden. Zu letzteren gehören die Jugendlichen, die in der landwirtschaftlichen Produktion unmittelbar oder mittelbar tätig sind, also Lehrlinge, junge Genossenschaftsbauern, Arbeiter und Vertreter der jungen Intelligenz im Alter von 14 bis 25 Jahren in der Primärproduktion in LPG, GPG, VEG, zwischengenossenschaftlichen und -betrieblichen Einrichtungen, aber auch die Jugendlichen, die im Gesamtbereich der Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft, also in der Forstwirtschaft, Produktionsgenossenschaften werktätiger Fischer, in Kreisbetrieben der Landtechnik, dem Landbau, Agrochemischen Zentren, der VdgB (BHG), den VEB Meliorationsbau und Meliorationsgenossenschaften, den veterinärmedizinischen Einrichtungen, den landwirtschaftlichen Instituten und den landwirtschaftlichen Fach-, Hoch- und Sonderschulen. Die Jugendlichen, die in der landwirtschaftlichen Produktion arbeiten, machen 15,1 Prozent der ständigen Berufstätigen in der Landwirtschaft aus. Dazu kommen noch etwa 32 000 Jugendliche der Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft und den anderen mit der Landwirtschaft verbundenen Arbeitsbereichen, sofern sie im ländlichen Territorium produzieren. Dieser Teil der Landjugend - das sind ca. 8 Prozent der werktätigen Jugend der DDR - trägt nicht nur die Verantwortung für die Sicherung der Agrarproduktion, sondern auch im beträchtlichen Maße für die Gestaltung der Lebensweise in unseren Dörfern.

Aber zur Landjugend, die im besonderen Maße an der Gestaltung der sozialistischen Lebensweise in ihrer ländlichen Besonderheit teilnimmt, gehören natürlich Hunderttausende Jugendliche mehr, wie die Schüler der Oberstufe der POS und EOS und die Jugendlichen, die zwischen Wohnort und Arbeitsplatz in der Industrie hin und her pendeln oder im Dorf in der Industrie oder Handwerksbetrieben arbeiten. Dazu sind weiterhin die Jugendlichen zu zählen, die im Handel, im Dienstleistungsbereich, im Gesundheits-, Bildungs- und Verkehrswesen und auf kulturellem Gebiet auf dem Lande tätig sind. In den Südbezirken ist dieser Teil der Landjugend bedeutend stärker vertreten als in den Nordbezirken. Er ist für die Reproduktion der Dorfbevölkerung, der Sicherung der sozialen Stabilität in den Dörfern und dadurch auch des Arbeitsvermögens auf dem Lande von grundlegender Bedeutung. Die soziale Existenzform der Landjugend, das macht der Begriff Landjugend deutlich, hat sich im Prozeß der Intensivierung unserer Volkswirtschaft und der sozialistischen Umgestaltung unserer Dörfer strukturell stark verändert.

Wenn man von der Jugend auf dem Lande (Landjugend) in der DDR spricht, so sind darunter alle Jugendlichen, die im Dorf wohnhaft sind (Dorfjugend), zu verstehen. Die Jugendlichen in der landwirtschaftlichen Produktion sind zwar ihr Kern, aber eben nur ein Teil derselben. Bei der konkreten Bestimmung der Zugehörigkeit zur Landjugend sind die Grenzen fließend, können doch auch Orte über 2000 Einwohner durch Produktions- und Sozialstruktur, Tradition und Lebensweise bedingt, ländlichen Charakter haben und somit die Jugendlichen auch sozial zu Landjugendlichen mehr als zu Stadtjugendlichen werden lassen. Bei kleinen Dörfern wiederum ändert sich die sozialstrukturelle Zusammensetzung zugunsten einer Dominanz von Jugendlichen in der landwirtschaftlichen Produktion. Beide Tendenzen unterliegen wiederum territorialen Faktoren, sind also in den nördlichen, mittleren und südlichen Bezirken der DDR unterschiedlich wirksam.

Wenn wir zwischen der Jugend in der landwirtschaftlichen Produktion und Dorfjugend differenzieren, so bedeutet das nicht, daß zwischen diesen beiden Hauptgruppen der Landjugend grundlegende Unterschiede bestehen, so wie das früher der Fall war, aber es gilt zu beachten, daß spezielle Faktoren die Persönlichkeitsentwicklung beide Gruppen beeinflussen und natürlich auch eine dementsprechende differenzierte Jugendarbeit auf dem Lande erforderlich machen. Der relative Ausgleich sozialer Unterschiede zwischen Stadt und Land, besonders was die Ausbildung und die berufliche Qualifikation angeht,

macht die Landjugend in viel stärkerem Maße als früher sozial und territorial mobilitätspotent. Die annähernd gleichen Lebensansprüche der Jugend in unserer Republik suchen ihre Realisierung in einer modernen, urbanen, industriellen Welt, welche die sozialistische Gesellschaftsordnung für alle möglich macht und entsprechende Bildungs- und Berufsperspektiven sowie Konsum-, Kommunikations- und Interessenausweitung eben auch für alle setzt. Auf dieser gesellschaftlichen Grundlage empfinden Jugendliche bestehende Stadt-Land-Unterschiede besonders sensibel. Trotz im allgemeinen stabiler sozialer dörflicher Lebensbedingungen wirkt im Treffen wichtiger Lebensentscheidungen auf die Jugendlichen der Reiz des Stadtlebens, welcher auf der führenden Rolle der Städte bei der Weiterentwicklung von Ökonomie, Technik, Wissenschaft und Kultur in unserer Gesellschaft beruht. So tendiert bei der Wahl des Wohnsitzes ein großer Teil der Landjugend im Vergleich zum Heimatdorf zu größeren Wohnorten. Auch wenn sich diese Tendenz seit 1980 abgeschwächt hat, ist sie doch weiterhin vorhanden und wirkt sich aufgrund der Überalterung der Dorfbevölkerung negativ auf die Bevölkerungsreproduktion aus. Beruf, Arbeit, Partnerwahl-Ehe-Familie, Wohnung, nötigen Jugendliche zu wichtigen Lebensentscheidungen und können mit Motivationen bewirken, die zu Migrationsbereitschaft und -absicht führen. Diese soziale Problematik beeinflusst die Persönlichkeitsentwicklung Landjugendlicher in besonderer Weise. Eine hohe Land- und Dorfverbundenheit, die wir in unseren Untersuchungen bei der Mehrheit unserer Landjugendlichen ermitteln konnten, kann so zu einem zwar auf Lebenszeit bleibenden aber doch sekundären Motiv werden, wenn es um die Wahl des Wohnortes geht. Es entwickelt sich gewissermaßen ständig ein Spannungsfeld, dessen Pole einerseits das Bestreben der Landjugendlichen zur Selbstverwirklichung im Sinne unseres marxistischen Menschenbildes in einem sozialistischen Industrieland und andererseits seine Realisierungsmöglichkeiten unter den konkret historischen, ökonomischen, speziell agrar- und siedlungspolitischen Notwendigkeiten bilden. Hieraus ergeben sich sowohl Anforderungen an die zukünftige Entwicklung der ländlichen Lebensbedingungen und die Ausprägung der Lebensweise in den Dörfern, wobei jugendpolitische Ansprüche größere Beachtung finden müssen. Hierbei müssen die sozial günstigen Bedingungen auf dem Lande verstärkt genutzt werden, um einen den ländlichen Besonderheiten der sozialistischen Lebensweise entsprechenden Stil der Erziehungsarbeit und jugendpolitischen Tätigkeit zu entwickeln und so vor allem über die Dorfjugend

die soziale Stabilität unserer Dörfer zu gewährleisten.

Für die Reproduktion der Klasse der Genossenschaftsbauern ist die feste Integration der Mehrheit der Jugendlichen, die landwirtschaftliche Berufe ergreifen, in das genossenschaftliche Leben eine zentrale Leitungsaufgabe. Die Mitgliedschaft als Jugendlicher gut motiviert anzustreben und wehrzunehmen, darauf kommt es an. Fragen des genossenschaftlichen Eigentums spielen hierbei eine entscheidende Rolle. Sie stellen sich für die jungen Genossenschaftsbauern auf neue Weise. Für die jungen Genossenschaftsbauern ist die Beziehung zum genossenschaftlichen Eigentum, durch den Generationsabstand zur Gründungszeit der LPG in den 50er und 60er Jahren, keine solche motivationale Größe wie für ihre Väter und Großväter. Der historische Abstand zu den Gründerjahren der LPG ist für sie relativ groß. Die Bindung an den Grund und Boden der Großväter ist gefühlsmäßig verblaßt und spielt, sieht man von den Baulichkeiten ab, keine wesentliche Rolle mehr, um das genossenschaftliche Eigentumsempfinden mitzuprägen. Dazu kommt, daß, wie Migrationsuntersuchungen ergaben, für 50 Prozent der Jugendlichen auf dem Lande, das Dorf, in dem sie wohnen, nicht der Wohnort ist, in dem sie aufgewachsen sind, für sie also nicht traditionell Heimat ist. Für sie ist dadurch auch die Geschichte der landwirtschaftlichen Produktion im Dorf der LPG wie die Geschichte des Dorfes selbst nicht Familienüberlieferung und nicht als Tradition wirksam.

Diesbezüglich ergeben sich besondere Aufgaben für die Erarbeitung und Propagierung der Territorialgeschichte, die Heimatgefühl ausprägt und verstärkt, weil man "Land und Leute" so besser verstehen lernt und sich besser integriert und seßhaft wird.

Diese Problematik der Einstellung zum genossenschaftlichen Eigentum soll darauf hinweisen, daß es erforderlich ist, Fragen der Entwicklung von Weenszügen des Bewußtseins der Klasse der Genossenschaftsbauern bei der Erziehung des Klassennachwuchses große Aufmerksamkeit zu schenken. Die emotionale Bindung an das genossenschaftliche Eigentum muß wesentlich vertieft werden. Natürlich geschieht das in erster Linie durch die verantwortungsvolle Einbeziehung der Jugendlichen in die genossenschaftliche Arbeit, durch die Sicherung ihrer Beteiligung an der genossenschaftlichen Demokratie, durch Übertragung von wichtigen Produktionsaufgaben, durch Mitwirkung in Kommissionen und Räte, durch jugendpolitische Aktivitäten im Rahmen der FDJ in der LPG und im Dorf.

Theoretische Betrachtungen zur Kreativität in der künstlerischen Tätigkeit

Die Untersuchung der künstlerischen Betätigung als einem Teilbereich der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes schließt die wissenschaftliche Analyse von Wirkungsmechanismen dieser Betätigung in ihrer persönlichkeitsbildenden Funktion unter der besonderen Berücksichtigung der Anregung des Kreativitätspotentials ein. Beim Studium der einschlägigen Literatur zu Aspekten der Kreativität, ihrer Erkennung, Differenzierung und Förderung ist man mit einer Definitionsvielfalt bzw. schier uferlos erscheinenden Phänomenologie dieses Konstruktes konfrontiert. Der erste, unumgängliche Schritt zur Erreichung des Forschungszieles besteht somit in dem Bestreben, systematisierend einen Überblick zu wichtigen Aspekten der Kreativität zu geben und dabei Erkenntnisse zur künstlerischen Kreativität hervorzuheben. Daran schließt sich der Versuch an, ausgehend von den Prinzipien der marxistischen Persönlichkeitspsychologie forschungsmethodische Vorgehensweisen zu formulieren.

Im folgenden sollen trotz des Wissens um methodische Mängel einiger vorliegender Untersuchungen (u. a. pragmatisches, eigenschaftsanalytisches Vorgehen) Ergebnisse dazu vorgestellt werden und Anregungen zum weiteren Nachdenken über den Gegenstand sein. Kreativität wird dabei im Beziehungsgeflecht der vier Faktoren Person - Prozeß - Produkt - Umwelt betrachtet:

1. Kreative Personen zeichnen sich in kognitiver Hinsicht durch Faktoren divergenter Produktion - Flüssigkeit, Flexibilität, Elaboration - und Faktoren konvergenter Produktion - Gegebenheiten ordnen und transponieren, Problemsensitivität - aus. (GUILFORD, 1953) Dabei unterscheidet GHIESELIN (1958) zwei Niveaus des kreativen Denkens: auf niedrigem Niveau werden bestehende Systeme weiterentwickelt, auf höherem Niveau wird über Bestehendes hinaus eine Änderung des Bedeutungsuniversums vorgenommen.

Auf künstlerischem Gebiet scheinen vor allem kognitive Fähigkeiten von Bedeutung zu sein, die es der Person ermöglichen, Gegensätze zu integrieren und unbekanntes zur Anpassung an die Realität zu schaffen, die eine hohe Wahrnehmungsbereitschaft und Vorstellungsfähigkeit voraussetzen. Sensibilität, Beweglichkeit im Denken, Originalität, Abstraktion und Synthese zur ästhetischen Organisation werden auch von LOWENFELD (1962) als kennzeichnend für die künstlerische Persönlichkeit hervorgehoben.

Motivationale Triebkräfte künstlerischer Produktivität sind vorrangig durch das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung bzw. -entwicklung und

Leistungsbedürfnisse gekennzeichnet (KOST, 1974). Zwischen kreativer Produktion und Motivation besteht eine enge Beziehung. Die durch entsprechende Erziehung geförderte Neugier, Lust am Probieren und selbstinitiiertes Lernen wirken sich daher stimulierend für eine solche Betätigung aus.

Im Sozialbereich fallen entgegen den Ergebnissen BLOOMs (1956), der Kreativen eine soziale Introversion zuschreibt, gerade künstlerisch Begabten durch eine hohe soziale Kompetenz auf (HELLER, 1986). Künstlerisch Tätige agieren aktiver und konfliktreicher mit ihrer Umwelt. Sie verhalten sich im allgemeinen nonkonformistisch hinsichtlich ihrer Wirklichkeitsbewältigung, sind relativ eigenständig gegenüber äußeren Bewertungen, aber zugleich sehr an Kommunikation über die Produkte interessiert.

2. Der kreative Prozeß wird ausgelöst durch die besondere Widerspiegelung einer Problemsituation mittels perzeptiver Komponenten und klassifizierender heuristischer Prozeduren der Informationsgewinnung und -verarbeitung (u. a. Reizsensitivität, Finden von Beziehungen, Inhaltsübertragungen, Transformation). PHILIPP (1988) unterscheidet in der künstlerischen Arbeit eine Inspirationsphase, in der unbewusste Vorgänge und eine stark emotional gefärbte Begegnung des Individuums mit seiner Umwelt vorherrscht, von der Ausarbeitungsphase, in der das künstlerisch-technische Gestalten, bewusste Vorgänge und die Prüfung der Integration den Vorrang haben, wobei das Umschweißen des Inhalts zur Form entscheidend ist.

3. Die sich anschließende Produktbewertung ist nicht isoliert möglich, sondern nur in Abhängigkeit von der gesellschaftlichen Relevanz und individuellen Parametern. Insofern sind Kriterien wie erstmalige Formgebung eines Bedeutungsuniversums (GHIESELIN, 1957), neu im Sinne von statistisch selten (GUILFORD, 1971), kommunizierbar (RHODES, 1961), unzureichend. Eingehen müssen hierbei Aspekte der Situations- bzw. Anforderungsadäquatheit, ästhetische Reaktionen des Betrachters, Neuheit für ein lückenhaftes System u. a. m.

4. Die Umwelt der Persönlichkeit, insbesondere Erziehungsaspekte, können sich fördernd oder hemmend auf kreatives Verhalten auswirken. In der künstlerisch-ästhetischen Persönlichkeits-erziehung z. B. sollten vordergründige Erfolgsorientierungen, Konformismus, autoritäre Haltungen zugunsten der Möglichkeiten schöpferischen Entfaltens (aufgeschlossenes Urteil, Belohnung origineller Lösungen, Förderung von Neugier und kreativem Problemlösen, Aufforderung zum vielfältigen Gestalten und Experimentieren mit Materialien) beim Finden neuartiger Lösungen abgebaut werden.

Die in diesem Rahmen nur auszugsweise mögliche Vorstellung vorhandener Ergebnisse verdeutlicht bereits, daß neben der in vielen Untersuchungen erfolgten Analyse einzelner Faktoren kreativen Verhaltens, Defizite in der Synthese der vielfältigen Ergebnisse bestehen. Dies meint die noch zu geringe Beachtung der Wechselwirkungsprozesse zwischen den Faktoren und notwendige Einordnung in übergreifende gesellschaftliche Zusammenhänge.

Grundlegendes Prinzip der Erforschung künstlerischer Kreativität muß daher die Beachtung und Durchsetzung des Tätigkeitskonzeptes im persönlichkeits-theoretischen und diagnostischen Bereich sein. Die Persönlichkeit in ihrer Veränderlichkeit zu betrachten, d. h. psychische Eigenschaften in ihrem Gewordensein, in ihrer Stabilität versus Variabilität zu untersuchen, indem das tätige Subjekt im Mittelpunkt steht, entspricht den Forderungen einer marxistischen Persönlichkeitspsychologie. Dabei müssen neben der Individuumzentrierten Sichtweise Aspekte der sozialen Interaktion in und durch die Tätigkeit einbezogen werden, da der Mensch als gesellschaftliches Wesen stets in sozialen Beziehungen agiert.

Jene Formen individuellen Verhaltens gestalten sich in Abhängigkeit unterschiedlicher Anforderungen verschiedenartig. Die Kompatibilitätsrelation von psychischen Tätigkeitsvoraussetzungen (individueller Aktivitätsmatrix) und Restriktionen versus Freiräumen gesellschaftlich vermittelter Anforderungen an das individuelle Verhalten (gesellschaftliche Individualitätsform) wird dabei durch ein bewußtes vs. unbewußtes "Eingestellt-Sein" bzw. die Ausrichtung psychischer Prozesse gestiftet (BUSSE/LAMPE, 1987).

Die im Vorangegangenen skizzierten Überlegungen zur künstlerischen Kreativität als Teilaspekt künstlerischen Verhaltens erfordern eine Einordnung in die speziellen Anforderungsbereiche der Kunst, zu denen sich die Persönlichkeit über die Tätigkeit in Beziehung setzt. Neben vorhandener Spezifika verschiedener Kunstrichtungen wie z. B. Musik, darstellende oder bildende Kunst müssen hier auch übergreifende Charakteristika in die Überlegungen eingehen.

Künstlerische Kreativität in der künstlerischen Tätigkeit vollzieht sich somit in Abhängigkeit von einstellungsgebundenen subjektiv vermittelten, objektiven Anforderungen künstlerisch-ästhetischer Wirklichkeitsbereiche und individuellen Tätigkeitsvoraussetzungen der Aneignung und Vergegenständlichung auf künstlerischem Gebiet. Dies bildet den Bezugsrahmen der Untersuchung jener Verhaltensweisen. Eine Anforderungsanalyse spezieller Bereiche der Kunst (z. B. hinsichtlich personaler und institutioneller Hand

Handlungsbedingungen) ist somit Voraussetzung für die Erkennung und Erforschung der darauf gerichteten Persönlichkeitsdispositionen künstlerischer Tätigkeit.

Eine realitätsabgehobene Abstraktion des Konstrukts "künstlerischer Kreativität" ist nur durch eine solche Vorgehensweise zu vermeiden, in der eine enge Verbindung zur Handlungspraxis hergestellt wird. Die an das Individuum gebundene Einstellung, Bedürfnisse und Fähigkeiten zum künstlerischen Erleben, Vorstellen und Gestalten sind in dieser Komplexität zu untersuchen, um eine wissenschaftliche Annäherung an das Phänomen durch Inhalts- und Kausalanalysen zu erreichen.

Eine tätigkeitsbezogene Strukturanalyse des Komplexes kreativer Fähigkeiten erfordert eine forschungsmethodische Vorgehensweise, in deren ersten Schritt relevante Personenvariablen abgeleitet werden. Die Grundlage dafür bildet ein Modell des allgemeinen Handlungsvorganges, das Stufen der Orientierungs-, Antriebs- und Ausführungsregulation einschließlich der Rückmeldungsvorgänge sowie durch kognitive Konzepte und individuelle verfügbare Verhaltenspotentiale bestimmte Regulationsbesonderheiten umfaßt. Dieses Modell wird hinsichtlich des angezielten Tätigkeitsbereiches zweckbezogen differenziert, wobei Anforderungscharakteristika einbezogen werden. Das Problem besteht in der Ableitung von Bewertungskriterien kreativen künstlerischen Verhaltens unter Beachtung interner und externer Bezugssysteme. Dazu gibt es in der Forschung kaum Lösungsvorschläge.

Eine empirische Analyse der Struktur kreativer Fähigkeiten ist nach der hypothetischen Ableitung der Variablen und deren Operationalisierung in verschiedenen Teilbereichen des Handlungsvorganges möglich. Im nächsten Schritt sind diese Personenvariablen zu Kriterien anforderungsbezogener kreativer Tätigkeit korrelativ in Beziehung zu setzen. Der so ermittelte Variablensatz dient der Analyse der Gesamtpersönlichkeit und ermöglicht Zugänge zur Verhaltensmodifikation mittels multivariater Methoden.

Die auf diesem Wege eruierten Aussagen zur Struktur künstlerisch-kreativer Fähigkeiten bedürfen einer abschließenden Einordnung in aktual und ontogenetische Betrachtung der Persönlichkeitsentwicklung.

Exkurs Altersbesonderheiten

"Heute ist erwiesen: Das alterstypische Leistungs- und Sozialverhalten ist von gesellschaftlichen Determinanten abhängig. Seine konkrete Erscheinungsform ergibt sich nicht aus der biologisch-konstitutionellen Entwicklung, sondern aus der Kommunikation der Angehörigen einer Altersgruppe mit den auf dieser Gruppe bezogenen spezifischen Lebensbedingungen. Als Träger einer Altersposition hat er sich Zeit seines Lebens mit einem spezifischen, mehrfach wechselnden Altersgruppenmilieu auseinanderzusetzen, wodurch die Verhaltenskonformität in den einzelnen Lebensabschnitten entsteht."

Walter FRIEDRICH

Dieser forschungstheoretisch wie praxisrelevant wichtige Ansatz hat noch heute in den Sozialwissenschaften volle Gültigkeit, ist jedoch theoretisch wenig untersucht und verallgemeinert worden, obgleich er in der Empirie häufig als Differenzierungsmerkmal verwendet wird. Das ungerechtfertigte "Still-Leben" diesbezüglich verwundert, zumal längst erwiesen ist, daß differenzierte Erwartungen, die an die Individuen im Hinblick auf das Alter gestellt werden, wesentlichen Einfluß auf die Beziehungen zwischen der Persönlichkeit und der Gesellschaft ausüben.

Jede Gesellschaft, unabhängig vom sozialökonomischen Charakter ihrer Ordnung, untergliedert sich entsprechend des Alters ihrer Mitglieder in bestimmte Schichten, die im Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik kontinuierlich aufeinanderfolgen. Diese Alterszugehörigkeit der Mitglieder der Gesellschaft ist an sich nicht wesentlich, sie dient als ein Bezugspunkt zur Bestimmung eines bestimmten Entwicklungsniveaus des Menschen, seiner gesellschaftlichen Stellung, seines spezifischen Fähigkeits-, Fertigungs- und Erfahrungspotentials.

Der Begriff des Alters ist wissenschaftlich fundiert geklärt, wenn damit das chronologische Lebensalter ausgedrückt wird. Für die sozialwissenschaftliche Arbeit aber, ist die Bestimmung des chronologischen Alters allein nicht ausreichend. Auch die Trennung nach biologisch-anthropologischem oder psychologischem Alter kann die sozialwissenschaftliche Dimension des Altersbegriffs nicht klären. Sie ist auf die Entwicklung des Menschen im Verlaufe der Zeit gerichtet, d. h., das soziale Sein bringt eine eigene soziale Zeit hervor und reproduziert diese.

Die Spezifik der Persönlichkeitsentwicklung in den verschiedenen Alterstappen basiert auf spezifischen Bedingungen ihrer sozialen Existenz in diesen Altersabschnitten. Sie äußert sich sowohl in Besonderheiten der Art der Aneignung und in der Intensität der Ausprägung grundlegender - mithin für alle Altersgruppen

kennzeichnender - Persönlichkeitseigenschaften, als auch in der Herausbildung demgegenüber sekundärer, nur der jeweiligen Altersgruppe eigener, spezifischer Eigenschaften und Verhaltensweisen. Davon ausgehend wird in der Soziologie außerordentlich stark die Frage diskutiert, ob Unterschiede zwischen jung und alt darauf zurückzuführen sind, daß die Angehörigen verschiedener Altersgruppen "jeweils verschiedene funktionale Stellungen im Lebenslauf und im Familienlebenszyklus haben oder ob sie sich daraus ergeben, daß diese Altersgruppen bzw. Kohorten in eine jeweils verschiedene historische Zeit hineingeraten sind und darin geformt wurden und gewisse Errungenschaften auch beibehalten bzw. weiterentwickeln."² (Unterstreichungen G. T.)

Nach den bisherigen, wenn auch nicht hinlänglichen, theoretischen und empirisch nachvollziehbaren Forschungen gibt es Grund zur Annahme, daß die Differenzierung verschiedener Altersgruppen bezüglich ihrer Werthaltungen, Motive und Einstellungen stärker auf ihre besondere geschichtliche Situation zurückzuführen und damit altersspezifisch ist.

Die heute Älteren, also die über Fünfzigjährigen, sind durch ganz bestimmte gesellschaftliche Bedingungen, durch differenzierte Schulbildungs- und Familienhintergründe gekennzeichnet. Sie haben zum Teil am 2. Weltkrieg teilgenommen und die Nachkriegs- und Wiederaufbaujahre in all ihrer Kompliziertheit und Bitternis erlebt. Sie sind Altersgruppen der Restabilisierung und Rekonstruktion, mit den spezifischen "Zeichen" eines meistenteils geringem Bildungsdurchschnitts, aber einem hohen Engagement für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft. Ihr gesellschaftspolitischer Bezug war dadurch klar geprägt: "Die Partei brauchte mich, und deshalb stellte ich mich dieser Aufgabe. Und das gilt für die heute Älteren in unveränderter Weise." (WIRTH, Generaldirektor der Keramischen Werke Hermsdorf)

Die heutige Jugend, also die Ende der 60er Jahre Geborenen: hineingewachsen in absolute soziale Sicherheit und Geborgenheit, begünstigt durch vielfältige sozialpolitische Maßnahmen, geprägt durch hohe Bildung und aufgewachsen in einer Zeit politischen Aufschwungs und ökonomischen Wachstums, wenn auch gegenwärtig unter komplizierten politischen und ökonomischen Bedingungen.

"Die Altersgruppen selber ... werden in unterschiedlichem gesellschaftlich-historischem Milieu verschieden fixiert. Jede Altersphase ist also unter soziologischem Blickwinkel eine Art soziokulturelle Matrixe, die den allgemeinen Charakter der Stellungen, sozialen Rollen, Rechte und Pflichten bestimmt, die für die

Individuen der betreffenden Altersgruppe typisch sind."³
Davon ausgehend ist es nur verständlich, daß es zahlreiche und gut beobachtbare Zusammenhänge zwischen den Altersstufen und der Entwicklung bestimmter Fähigkeiten, Kenntnisse, Wertvorstellungen und Erfahrungspotentials gibt. Diese konnten auch in verschiedenen Studien des Instituts empirisch bestätigt werden. Wenn wir bisher auch nur über wenige Kohortenvergleiche verfügen, so zeigen die Ergebnisse verschiedener Altersgruppenvergleiche⁴ ein deutliches Abbild unterschiedlich wirkender gesellschaftlicher und individueller Bedingungen.

Folgende Altersbesonderheiten konnten bisher empirisch nachgewiesen werden:

1. Für junge Leute, insbesondere im Altersbereich von 18 bis 30 Jahren, sind die Lebensziele: ein vielseitiges und abwechslungsreiches Leben führen oder sein Leben selbständig und eigenverantwortlich gestalten, wichtige Lebensprinzipien. Sie sind Ausdruck generell größerer Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem, werden in höherer Flexibilität, Mobilität und rascher Kontaktaufnahme sichtbar.
2. Jugendliche messen politisch-gesellschaftlichen Lebenszielstellungen deutlich geringere Bedeutung bei als Ältere. Solche Ziele wie: einen aktiven Beitrag für die Entwicklung der Gesellschaft leisten, oder einen Beitrag für die Erhaltung des Friedens erbringen, haben durchschnittlich für 60 % der jungen, aber für 90 % der Älteren Werktätigen für ihr Leben Bedeutung, wobei zudem noch die höchste Ausprägung viel stärker von den über 50jährigen gewählt wird.
3. Jugendliche führen im Vergleich zu Älteren Werktätigen weniger abwechslungsreiche, geistig anspruchslosere und mit weniger selbständigen Entscheidungsmöglichkeiten verbundene Tätigkeiten aus. Das Verantwortungsgefühl insbesondere für die Arbeit des eigenen Kollektivs und vor allem für die des gesamten Betriebes ist wesentlich geringer als bei Längeren im Berufsleben Stehenden. Junge Werktätige erbringen zu 30 % Arbeitsleistungen, die über den Plananforderungen liegen, Ältere zu 71 %.
4. Insgesamt beurteilen junge Werktätige alle Prozesse und Entwicklungen kritischer, ihre Einschätzungen sind widersprüchlicher und weniger dynamisch. Sie reagieren auf bestimmte, von ihnen negativ bewertete Sachverhalte oft spontaner und impulsiver, neigen auch eher zu extremen Positionen (entweder - oder) und sind insgesamt weniger kompromißbereit.

5. Junge Werktätige äußern nicht nur ein geringeres Interesse an gesellschaftlicher Tätigkeit, sondern sie sind im Realverhalten auch deutlich inaktiver. 55 % von ihnen leisten keinerlei gesellschaftliche Arbeit.

"Diese Zusammenhänge sind ein Produkt der gesellschaftlichen Existenz der Individuen. Genauer gesagt: Die Zusammenhänge zwischen den Entwicklungsmerkmalen des Sozialverhaltens und dem Lebensalter Jugendlicher sind durch objektive Bedingungen unserer Gesellschaft determiniert. Sie ergeben sich aus der aktiven Kommunikation des Jugendlichen mit seiner Gesellschaft, die mit immer größerem Nachdruck von ihm ein stabiles, an den Werten und Normen orientiertes Sozialverhalten fordert."⁵

Walter FRIEDRICH

Quellen

- 1 FRIEDRICH, W.: Jugend und Jugendforschung, Berlin 1966, S. 75
- 2 vgl. ROSENMAYR, L.: Kohorte und Generation. In: Handbuch zur empirischen Sozialforschung. Hrg.: KÖNIG, R., Stuttgart 1976, S. 266
- 3 vgl. KON, J.: Soziologie der Persönlichkeit, Berlin 1971, S. 152
- 4 vgl. dazu u. a. die Studie des ZIJ "Frieden 1987", "Das Leistungsverhalten junger Leiter und objektive sowie subjektive Bedingungen der Leitungstätigkeit"
- 5 FRIEDRICH, W.: Jugend konkret, Berlin 1984, S. 272

Zur subjektiven Bedeutsamkeit der Freizeit bei jungen Werktätigen - einige empirische Befunde

Allgemein spürbar ist in unserem Land ein Bedürfnis nach mehr freier Zeit und besseren Möglichkeiten für ihre Nutzung. Das gilt auch für Jugendliche, obwohl sich die Freizeit gerade dieser Gruppe im Verlaufe der letzten Jahre erhöht hatte. Doch ist dieser Trend nicht eindeutig, setzt sich zumindest für die Gruppe der jungen Facharbeiter nach 1986 nicht fort.

Tab. 1: Durchschnittlicher Freizeitumfang junger Werktätiger an normalen Arbeitstagen (in %)

Gruppe	bis 1 Std.	bis 2 Std.	bis 3 Std.	bis 4 Std.	mehr als 4 Std.
junge Arbeiter					
1977	9	25	29	21	16
1984	8	17	26	25	24
1986	8	17	22	20	33
1988	11	25	24	22	18
Lehrlinge					
1978	7	25	34	20	14
1984	5	15	28	29	23
1986	5	11	29	24	31
1988	4	15	27	25	29

Beachtet werden muß jedoch, daß es sich bei diesen Ergebnissen um subjektive Einschätzungen handelt, d. h., ihnen liegt ein individuell oft sehr unterschiedliches Freizeitverständnis zugrunde, und ungenügende Beachtung finden dabei mit Sicherheit auch objektive Gegebenheiten. So sind seit 1977 umfangreiche Arbeitszeitverkürzungen in Kraft getreten, aber dennoch urteilen zumindest junge Facharbeiter heute ähnlich über ihr Freizeitvolumen wie vor mehr als 10 Jahren, was den Schluß zuläßt, daß sie Freizeit heute entweder anders verstehen als frühere Facharbeitergenerationen, eine Art "Wertewandel" oder schlicht eine Veränderung in der Bedürfnisstruktur eingetreten ist, an Freizeit heute andere, höhere, anspruchsvollere Erwartungen geknüpft werden, die sich auch in der Beurteilung ihres Umfangs niederschlagen oder aber auch der durch sozialpolitische Maßnahmen vergangener Jahre erreichte Freizeitzuwachs anderweitig "aufgezehrt" wird (etwa durch Mängel in Dienstleistungen, Verkehr, Versorgung usw.). Vermutlich steckt in diesen Überlegungen ein rationaler Kern; in jedem Fall sollten uns die aufgeführten Daten Anlaß zu genaueren Analysen sein, um diese für die Entwicklung der sozia-

listischen Lebensweise zweifellos beachtenswerten Tendenzen aufzuklären.

Eine Untersuchung unter jungen Werktätigen zwischen 16 und 30 Jahren ergab, daß fast die Hälfte von ihnen mit ihrem persönlichen Freizeitumfang nicht zufrieden ist. Das betrifft "Ältere" Jugendliche (zumeist verheiratete mit Kindern), junge Frauen und im Beruf besonders geforderte (z. B. Leiter) Werktätige mehr als andere. Dies sind zugleich auch jene Gruppen, die über relativ weniger Freizeit verfügen, so daß allgemein gilt: Wer weniger Freizeit hat, ist damit auch in geringerem Maße zufrieden. Beispielsweise gaben 62 % jener Befragten, die an Arbeitstagen nur maximal 2 Stunden Freizeit haben, an, damit nicht zufrieden zu sein. In der Gruppe jener mit mehr als 4 Stunden Freizeit täglich betrug dieser Anteil dagegen nur 23 %. Aber nicht nur der tatsächliche Freizeitumfang, das Alter bzw. familiäre, berufliche oder andere Anforderungen, die den Freizeitumfang beeinflussen, sind ausschlaggebend für die Bewertung des persönlichen Freizeitvolumens. Eine enge Beziehung besteht darüber hinaus zur Tätigkeitszufriedenheit, was einmal mehr auf die vielfach belegte enge Verflechtung zwischen Arbeit und Freizeit hinweist und zugleich darauf aufmerksam macht, daß die unterschiedliche Bewertung des persönlichen Freizeitvolumens nicht ausschließlich mit der tatsächlichen Anforderungssituation korrespondiert. So fanden wir eine deutliche Abhängigkeit zwischen Tätigkeitszufriedenheit und Bewertung des jeweils verfügbaren Freizeitfonds:

Tab. 2: Freizeit Zufriedenheit in Abhängigkeit von der Zufriedenheit mit der beruflichen Tätigkeit (in %)

Mit beruflicher Tätigkeit ...	Freizeitumfang ausreichend
sehr zufrieden	62
zufrieden	54
nicht zufrieden	30

Hinter diesen Ergebnissen steht offenbar eine bei den "Tätigkeitszufriedenen" im Vergleich mit anderen stärkere Orientiertheit auf die Arbeit und nicht ein de facto höherer Freizeitumfang. Sie vertreten deutlich häufiger die Ansicht: "Die Arbeit gibt meinem Leben einen Sinn, ohne sie könnte ich nicht leben." (63 % gegenüber 49 % bzw. 37 %) Andererseits ist dort, wo die Jugendlichen keine Erfüllung im Arbeitsprozeß finden, eher Jobdenken vorherrscht, Berufstätigkeit vordergründig nur als Mittel zum Broterwerb betrachtet wird, vielfach auch soziale Spannungen bestehen u. a. m., eine überaus starke Freizeitorien-

tierung spürbar, was u. a. in folgendem Ergebnis zum Ausdruck kommt: Junge Werktätige, die mit ihrer Tätigkeit nicht zufrieden sind, äußern deutlich häufiger als andere: "Die Arbeit ist schon sinnvoll, aber das eigentliche Leben beginnt erst in der Freizeit." (62 % gegenüber 37 %)

Diese Ergebnisse geben Anlaß zu der Schlussfolgerung, daß dort, wo die Freizeitorientierung eindeutig überwiegt, kompensatorische Funktionen der Freizeit stark in den Vordergrund treten, Freizeit subjektiv verstärkt als Ergänzung und Erweiterung jener Tätigkeiten begriffen wird, die den jeweiligen Arbeitsprozeß kennzeichnen. Dies jedoch nicht als bloße Fortsetzung, sondern im Sinne einer Alternative zur Arbeit, teils auch eindeutig als direkter Gegensatz zu ihr, was bedeutet, daß Arbeit im Extremfall als "notwendiges Übel" und Freizeit als "Reich der Freiheit" reflektiert wird.

Diese Tendenzen verdienen unsere verstärkte Aufmerksamkeit, da sie einerseits nicht geeignet sind, Leistungsstreben im Beruf zu befördern und andererseits die Lebenszufriedenheit der jungen Werktätigen insgesamt beeinträchtigen. Zudem treten sie in durchaus relevanten Größenordnungen zutage, denn der Prozentsatz jener, die mit ihrer beruflichen Tätigkeit unzufrieden sind, ist höher als der Anteil der sehr Zufriedenen. Bezeichnend ist, wenn ca. 80 % der von uns befragten jungen Werktätigen mit starker Freizeitorientierung sich mit der Erfüllung der Arbeitsaufgabe, -norm zufriedengeben. Bei jenen mit verstärkter Orientierung auf die Arbeit beträgt dieser Anteil dagegen nur 56 %, d. h., fast die Hälfte in der letztgenannten Gruppe wollen also mehr.

Verstärkte Orientierung auf Arbeit oder Freizeit findet zudem ihren Niederschlag im Leistungsverhalten selbst. So ist der Anteil jener mit überdurchschnittlichen Arbeitsleistungen unter den "Tätigkeitszufriedenen" nach unseren Ergebnissen um etwa 15 % höher als bei den Unzufriedenen.

Insgesamt scheint es uns angesichts der dargestellten Ergebnisse künftig dringender denn je geboten, sowohl im Bereich der Forschung als auch im realen Lebensvollzug Arbeit und Freizeit in stärkerem Maße als Einheit zu betrachten und die sich zwischen beiden Bereichen zunehmend manifestierenden Wechselwirkungen gründlicher zu untersuchen. Unseres Erachtens kommt dabei der Arbeit das Primat zu. Insofern sollten Fragen des Leistungsverhaltens im Arbeitsprozeß, der Vermittlung dieses Verhaltens über Arbeitsinhalte und Tätigkeitszufriedenheit eine wesentliche Rolle spielen.

Wo endet der Nachwuchs?

"Der Nachwuchswissenschaftler ist für eine künftige wissenschaftliche Tätigkeit an einer Hochschule oder einem wissenschaftlichen Institut oder auch in der Volkswirtschaft vorgesehen. Dazu gehören alle jungen Wissenschaftler, die sich auf die Promotion A vorbereiten (Forschungsstudenten, befristete und z. T. auch unbefristete wissenschaftliche Assistenten und Aspiranten), sowie auch diejenigen Wissenschaftler, die bereits an der Dissertation B arbeiten und damit für die Berufung zum Hochschullehrer in Frage kommen..." So definiert das von STARKE und SCHAUER herausgegebene Lexikon "Jugend im Studium" (2. Aufl. 1987) den wissenschaftlichen Nachwuchs.

International ist es in den letzten Jahren üblich geworden, Wissenschaftlern eine "Post-adoleszenz" einzuräumen. Ein Nachwuchswissenschaftler darf bis 35 Jahre alt sein (vgl. z. B. die Ausschreibung für Nachwuchswissenschaftler zum XII. Weltkongreß für Soziologie 1990 in Madrid). Dieser großzügigen Verlängerung des Jugendalters, das ja in der DDR per Gesetz mit 25 Jahren endet, schließt man sich hierzulande an. So wurde im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen ein Fonds für wissenschaftliche Reisen bereitgestellt, deren Teilnehmer nicht älter als 35 Jahre sein dürfen. Die Auslastung und adäquate Nutzung dieses Fonds bereitet aber Schwierigkeiten. Es gibt allem Anschein nach nicht genügend bereits durch größere wissenschaftliche Leistungen hervorgetretene und damit reisewürdige Kader unter 35, was gewiß auch außerhalb der Universitäten und Hochschulen ein Problem ist.

Woran liegt das?

Antwort hierauf gibt eine kürzlich veröffentlichte Untersuchung des Zentralinstituts für Hochschulbildung zum Promotionsgeschehen in unserem Land (ARMELIN/ZIERIS 1988).

Obwohl die Entscheidung für eine wissenschaftliche Laufbahn individuell gewiß zu sehr unterschiedlichen Zeitpunkten fällt, für manchen schon weit vor der Dissertation A, ist dieses Ereignis das ohne Zweifel markanteste. Vor allem die berufliche Perspektive nach der "A", der Kurs auf weitere wissenschaftliche Graduierung ("wer A sagt, muß auch B sagen"), ist für den befähigten Nachwuchs wesentlich.

In welchem Alter promoviert man nun heutzutage in der DDR?

Ich will es noch etwas spannend machen: Gegenwärtig gibt es hervorragende Beispiele intensiver frühzeitiger Förderung, speziell in der Mathematik. Auf diesem Gebiet promovierte 1986 der Jenaer Jens Franke bereits mit 22 Jahren.

Aber nur 1 Prozent der Promovenden (so die erwähnte Untersuchung) ist nicht älter als 25 Jahre. - Das kann aufgrund des üblichen Bildungsweges in der DDR auch gar nicht anders sein, denn für einen normalen (männlichen) Studenten, der mit 18 das Abitur abgelegt hat, drei Jahre bei der Armee war und fünf Jahre studiert, ist in diesem Alter noch nicht einmal das Diplom erreicht. -

Bis 30 Jahre promovieren 41 Prozent, bis 35 weitere 21 Prozent. Das durchschnittliche Promotionsalter beträgt rund 34 Jahre! Es bestimmt sich in erster Linie durch den Entwicklungsweg des Promovenden. Der besonders kurze Weg ist dabei keineswegs zwangsläufig der beste und perspektivreichste. Denn viele der guten und besseren Absolventen bleiben aus sozialen oder auch fachlichen Gründen unmittelbar nach dem Studium nicht an den Universitäten und Hochschulen. Sie gehen in die Praxis und klopfen später als externe Promovenden oder außerplanmäßige Aspiranten wieder an die Hochschultore. Besonders unter ihnen ist das Promotionsalter entsprechend höher.

Auf welche Weise sollen Wissenschaftler nachwachsen?

Die ganz jungen wissenschaftlichen Senkrechstarter zeigen einen Weg, aber gewiß nicht den einzigen. Der künftige "Idealwissenschaftler" soll ja nicht nur Forscher, sondern zumeist auch Lehrer und Leiter sein, in der Persönlichkeit gereift, erfahren in verschiedenen Bereichen der gesellschaftlichen Praxis und im Umgang mit Menschen. In dieser Hinsicht ist es nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv für den jeweiligen jungen Wissenschaftler keineswegs nutzlos, wenn er in seiner "akademischen Karriere" z. B. nach der Promotion A zeitweilig eine politische Funktion übernimmt, oder für einige Jahre in die Praxis delegiert wird. Wenn er (oder sie) sich danach aber in der Wissenschaft zurückmeldet, ist die kritische Altersgrenze der Förderwürdigkeit meist erreicht oder bereits überschritten. Ein Ausdruck dieser Prozesse ist die lange Zeitdauer zwischen den Dissertationen A und B von durchschnittlich rund 10 Jahren.

Eine Reihe weiterer Bedingungen (Wohnungsfrage, familiäre Entwicklung) könnte genannt werden, die gegenwärtig das Hauptleistungsalter eines DDR-Wissenschaftlers in die Höhe treiben. Mancher steht dabei mit 35 noch am Anfang (der gleichaltrige Autor schließt sich hier ein). Und wer will behaupten und kann belegen, daß in diesem Alter schon alles zu spät ist? Die vielen Untersuchungen zum optimalen Lebensalter für wissenschaftliche Kreativität und Leistung zeigen letztlich nur, daß das biologische Lebensalter von untergeordneter

Bedeutung ist (vgl. MEHLHORN/MEHLHORN 1982, S. 161 ff.).

Deshalb kann eine Altersgrenze für Förderwürdigkeit nur ein Kriterium unter anderen sein. Wenn sich damit die Förderdevise "je früher, desto besser" verbindet, ist das gut. Schlecht wäre jedoch ein starres "wenn nicht frühzeitig, dann nie mehr". Durch formale Festlegungen dürfen keine Behinderungen für Förderung entstehen im Sinne einer Ausgrenzung und Demotivierung derer mit kurvenreicheren Entwicklungswegen. Ich denke, unter den "Kurvenreichen" befindet sich bestimmt ebenso viel kreatives Potential, wie unter den "Geradlinigen" ideenarmes, angepaßtes und karriereorientiertes Mittelmaß.

Die rigorose Förderung junger Leute, auch unter Nutzung administrativer Hebel, wie sie eine Altersbegrenzung darstellt, soll ihnen helfen, sich gegenüber "altgedienten" und einflußreicheren Kollegen besser durchsetzen zu können. Das wichtigste Kriterium für Förderung muß aber immer die Qualität der bisher erbrachten Leistung sein. Insofern ist es für den Nachwuchs zwar nie zu früh, aber auch nie zu spät.

Quellen

ARMELIN, P./ZIERIS, K.-H.: Promotionen - Mittel und Ausdruck der Qualifizierung wissenschaftlicher Kader und Fundus der Forschung, Berlin (ZHB) 1988

Jugendlexikon: Jugend im Studium, Leipzig 1985

MEHLHORN, G./MEHLHORN, H.-G.: Gemeinnis des Erfolgs, Leipzig 1982

"GESUNDHEIT (!)

... ist der größte Reichtum.", kommt's aus dem Volkemund - dem deutschen - und in ähnlicher Art aus dem Mund aller Völker. GESUNDHEIT wird gewünscht von allen für alle, von Großen und Kleinen, zu vielen unterschiedlichen Anlässen: Nach dem Niesen eines Mitmenschen, in der Neujahrsansprache, auf Glückwunschkarten zu Geburtstagen (von 0 bis ...), Hoch-Zeiten in Arbeit und Familie ...

Unter Gesundheit verstehen wir heute dank der WHO nicht nur das Freisein von Krankheiten und Gebrechen, sondern völliges körperliches und soziales Wohlbefinden. Sicher kann über "völliges Wohlbefinden" gestritten werden: Wer fühlt sich völlig wohl? Der Volkemund hält seit Jahrhunderten eine Antwort bereit: "Allzu gesund ist ungesund."

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang gern an eine Episode aus der internationalen Politik: Zum weisen Greis DENG kam der auf Dynamik wertlegende amerikanische Erfolgsmensch. "Sie sehen gut aus!", sprach der über 80jährige Chinese. "Nun, ich jogge jeden Tag." DENG lächelte und erwiderte: "Ich treibe auch Sport." Erstaunt blickte der Erfolgsmensch DENG an. Dieser ergänzte: "Ich spiele Bridge ..."

Wie dem auch sei, körperliches und geistiges Wohlbefinden ist ein Faktor für die Leistungsfähigkeit des Menschen. Und es ist ein entscheidender Leistungsfaktor für Menschen, die etwas bewegen wollen. Ihre Bewegungsfreiheit wird durch ihr (psycho-physisches) Befinden - ihre Gesundheit - bestimmt. Zu diesen Personen, die etwas bewegen wollen (?!), sollen (!), müssen (!), gehören Leiter in Wirtschaft und Wissenschaft; zum Beispiel Direktoren von Forschungsinstituten.

Für einen geforderten und engagierten Leiter befindet sein Befinden über die Qualität seiner Tätigkeit, über das Anwenden seiner Kenntnisse und Fähigkeiten. Und die Umkehrung gilt meist auch. Besinnen wir uns auf das Sprichwort: "Arbeit erhält die Gesundheit." Langjährig engagierte Leiter kompensieren in der Tat durch ihre hohe Leistungsmotivation psychisch-physische Schwächen. - Ein Ausdruck für die dominierende Funktion der Motivation. - Aber auf die Dauer läßt sich die Wirkung des körperlichen Verschleißes nicht zurückdrängen. Internationale medizinische Studien weisen seit langem Störungen im Herz-Kreislauf-System als typische Manager-Krankheit aus.

Als Jugendforscher interessiert uns das Wohlbefinden junger (künftiger) Leiter, die in einem biologischen Alter sind, in dem man auf

Grund meist bester psycho-physischer Konditionen wider der Gesundheit leben kann und den Grundstein für Drücken, Stechen, Zwicken und Zwacken in der zweiten Lebenshälfte legt.

Deshalb setzen wir in unseren ZIJ-Studien Indikatoren zur Gesundheit und zum Gesundheitsverhalten ein, obwohl wir nie das endgültige Resultat der Entwicklung des Befindens dieser heute jungen Leute erfahren werden (Intervallstudien bis ins Rentenalter sind nicht vorgesehen). Bei jungen (künftigen) Leitern haben wir zum Beispiel folgendes festgestellt:

- Von den Absolventen mit zehnjähriger Berufstätigkeit haben mehr Leiter, vor allem mit hoher Leiterverantwortung, als nichtleitende junge Leute Magenbeschwerden (49 % zu 32 %) oder Herz-Kreislauf-Störungen (49 % zu 36 %). Bedenklich ist meines Erachtens, daß junge Leiter, anteilig ähnlich wie ihre nichtleitenden Kollegen, unter Kopfschmerzen und depressiven Stimmungen leiden, (CICERO: "Aristoteles behauptet, alle großen Männer seien Melancholiker.")

Ihr physisches Leistungsvermögen und ihre Konzentrationsfähigkeit bewerten Leiter, Leiter mit hoher Verantwortung (nach 10jähriger Berufserfahrung), sich mit ihrer Tätigkeit identifizierende Leiter, Männer und männliche Leiter höher als nicht als Leiter Tätige, sich nicht mit ihrer Tätigkeit identifizierende Leiter, Frauen und weibliche Leiter.

Zynisch, wer da an CELSUS denkt: "Die Trägheit stumpft den Körper ab, Anstrengung kräftigt ihn."

Viele leitende Absolventen mit ähnlichen physischen und psychischen Beschwerden, wie ihre nicht als Leiter eingesetzten ehemaligen Kommilitonen, bewerten ihr Leistungsvermögen höher als die nicht als Leiter tätigen Belasteten.

- Im Vergleich zu Männern sind Frauen insgesamt gesundheitlich instabiler. Sie fühlen sich weniger frei von psychischen und physischen Beschwerden - doch wie jeder weiß, Frauen leben meist länger.

Wir stellen fest:

Absolventinnen mit 10jähriger Berufstätigkeit haben mehr als ihre männlichen Altersgefährten Kopfschmerzen und Herz-Kreislauf-Störungen.

Mehr männliche als weibliche Leiter beurteilen ihre Konzentrationsfähigkeit und ihr körperliches Leistungsvermögen als sehr stark. Von den heutigen jungen Absolventen (SIL) leiden ebenfalls mehr Frauen als Männer unter Kopfschmerz. Zudem verspüren die jungen Frauen mehr als das starke Geschlecht Verspannungen der Rücken- und Nackenmuskulatur, die eine Ursache für Kopfschmerzen sein können. Auch die Verdauung ist vorwiegend bei Frauen gestört.

- Junge Leute, die leiten oder leiten wollen - auch künftige Spitzenleiter -, sind kaum gesünder als diejenigen, die eine derartige Tätigkeit als Absolvent ablehnen. Das Gesundheitsverhalten ähnelt sich bei diesen beiden Gruppierungen ebenfalls: Es betrifft das Schlucken von Schmerztabletten, Nikotin, geistigen Getränken oder andere Aktivitäten. Nichtraucher sind 68 % der Studenten (SIL), 63 % der Studenten bzw. 90 % der Absolventen, die vielleicht einmal Direktor werden (NWK). Schmerzmittel braucht die Hälfte der von uns untersuchten Frauen mehr oder weniger häufig bzw. intensiv; Frauen insgesamt mehr als Männer. Der Alkoholkonsum ist bei den männlichen Studenten und Absolventen hoch. Fast täglich greifen zum Beispiel 15 % der jungen Leute, die leiten wollen, und 13 % der jungen Leiter nach alkoholischen Getränken. Mehr als die Hälfte der Absolventen (SIL) hat im zurückliegenden Jahr so gut wie keinen Sport getrieben.

Für alle, die biologisch nicht mehr zu den Jugendlichen gehören, sind diese Ergebnisse nur bedingt von Interesse, können sie doch nicht in jedem Fall nach realistischer Bewertung ihrer jugendlichen Verhaltensweisen Folgerungen für ihr weiteres Wohlbefinden schließen. Das bewiesen und beweisen die steinalt gewordenen Prominenten, die Raucher, Genießer von Genußmitteln, Nichtsportler waren bzw. sind. Viele äußere und innere Faktoren, biologische und soziale wirken hier langfristig, aber auch aktuell.

PARACELSUS sagte: "Allein die Menge macht das Gift aus." Sicher, die Dosierung ist entscheidend! Glücklicherweise also der, der richtig dosieren kann ...

Wünschen wir folglich allen Jubilaren, speziell den leitenden - insbesondere unserem Chef - allzeit eine gute Dosierung. Wir hoffen das auch für die Zeit der ersten Lebensjahre, damit Krankheiten rar oder ausbleiben. Denn wie stellte der berühmte SENECA fest (nun wirklich das letzte Zitat in diesem Beitrag!): "Drei Lasten hat jede Krankheit im Gefolge: Die Furcht vor dem Tode, den körperlichen Schmerz und die Unterbrechung der LUST." ... wer möchte schon einen lustlosen Chef haben?!